[Troeltzsch, K[arl] Fr[iedrich]]

# Geſchichte

einiger Veränderungen

## des menſchlichen Lebens,

In dem Schikſale

des Herren Ma***

Mit einer Vorrede

Von dem Nuzen der Schauſpiel-Regeln bei den Romanen.

LEIPZIG 1753

MINERVA GMBH
Unveränderter Nachdruck 1971

# Vorrede

Da mich iezt das gemeine Schikſal der Schriftſteller trift, eine Vorrede zu machen; ſo habe ich geglaubt, ich würde meine Pflicht am beſten beobachten, wann ich einen ſolchen Vorwurf wähle, der nicht unnüzlich iſt, und ſich zu dem Werkchen, das ich an das Licht ſtelle, ſchiket. Ich habe ſelbſt im Schreiben und im Leſen der Romane gefunden, das die Regeln des Schauſpieles einen groſen Nuzen bei Verfertigung eines Romanes haben, daher habe ich für gut befunden, meine Gedanken darüber zu entdeken.

Die Regeln des Schauſpieles ſind zum theil ſo beſchaffen, daß ſie auf die Vorſtellung auf dem Schauplaze beſonders gegründet ſind; theils aber uneingeſchränkt ſich zu andern entfernetern Dingen gebrauchen laſſen. Dem ohngeachtet haben ſie eine ſo genaue Verbindung mit einander, daß ſie alle zu dem gemeinſchäftlichen Endzweke dienen, und deswegen faſt alle bei Romanen ſtatt finden.

Insgemein drüken ſich die Verfaſſer von Schauſpielen und deren Regeln ſehr unbeſtimmt aus, wenn ſie uns ſagen, daß der Zwek eines Schauſpieles ſei, dem Zuſchauer zu gefallen. Denn da unter denenſelben faſt die meiſten nicht vernünftig und tugendhaft genug ſind, etwas ſchönes und kluges mit Beifall zu empfinden, ſo müßte folgen, daß viele unregelmäſige und ſchlechte Strüke gut wären, weil ſie zum Theil gefallen haben. Aber da es der Billigkeit gemäs iſt, einem Schriftſteller die beſte Meinung beizulegen, wenn nicht das Gegentheil unwiderſprechlich iſt, ſo getraue ich mir, ſie gar leichte zu vertheidigen. Die

Ver-

Verfaſſer, von denen hier die Rede iſt, ſind ungemein geſchikte Leute, die das franzöſiſche Theater gekannt und gezieret haben, die annehmen, daß ihre Zuſchauer Franzoſen und Leute von guten Geſchmake ſind, mithin iſt der Schluß unſtreitig, daß ſie ein vollkommen gutes Stüke voraus ſezen, wenn es gefallen kan. Ein ſolches Werkchen aber muß, kurz zu ſagen, die Tugend, welche durch Beſſerung der Sitten gebildet wird, zum Zweke haben. Die Romanen ſiud Erzehlungen von ſolchen Begebenheiten, die auf eben dieſe Abſicht gehen, und alſo haben ſie ſchon was ſehr wichtiges mit dem Schauſpiele gemein.

Die beſondere Beſtrebung zu gefallen, welche die Franzoſen vorzüglich zu haben ſcheinen, hat verurſachet, daß ſie der Denkungs-Art ihres Volkes viel einräumen. Herr Riccoboni (*) hat ſchon dieſe Anmerkung gemacht, und man müßte das franzöſiſche Theater nicht kennen, wenn man ihm nicht Beifall geben wolte. Indeſſen gefällt mir eben deſſelben Gedanke gar



(*) In den Gedanken von Schauſpielen.

wohl, daß dadurch eine Romanen Liebe auf dem Schauplaze eingeführet worden, weil solche der Zärtlichkeit der Franzosen sehr gemäs ist.

Eine Romanen Liebe ist ungemein geschikt, auf dem Schauplaze zu rühren, oder vielleicht könnte man ihrer Eigenschaft nach behaupten, daß sie selbst den Schauspiels-Regeln ihren Ursprung zu danken habe. Denn ohnstreitig versteht Herr Riccoboni eine solche Liebe, welche viel Seltenes, Verborgenes und Schweres hat, damit sie dadurch eine Verwikelung bekommt, welche sich nachgehends auf eine theatralische Weise auflöset. Es ist wenigstens sehr wahrscheinlich daß die Verfasser der Romanen sich hierinne nach Schauspielen gerichtet haben. Doch scheinet es, daß die Liebe allein die Romanen verursachet habe, dahingegen bei dem Schauspiele ein ganz anderer Ursprung zu finden ist.

Man solte fast glauben, daß ohne Unterscheid alle Regeln, welche sich auf die Vorstellung bei einem Schauspiele gründen, nothwendig bei Romanen wegfallen müssen. Allein so

vielen

vielen Schein auch dieſer Schluß hat, ſo wenig iſt er doch allgemein einzuräumen. Ich rechne hieher vornemlich die Lehre von den bekandten drei Einheiten welche Corneille ſo ſchön erkläret hat.

Die Einheit der Handlung hat ohne Widerſpruch einen groſen Nuzen, bei einem Romane. Man nimmt z. E. einen gewiſſen Saz, den man zum Grunde leget, darauf müſſen ſich alle Handlungen gewiſſer maſſen ſchiken, und die Haupt-Handlung muß daraus herflieſen. Kein ſchöneres Beiſpiel kan man finden, als in der Pamela, wiewohl die Ausführung nicht iedermann gefallen will. Inzwiſchen iſt dieſe Regel nicht nothwendig, ob ſie gleich ſchön und brauchbar iſt. Denn dieſelbe iſt bei dem Schauſpiele deswegen nöthig, weil es die Vorſtellung nicht zuläſſet, daß die Handlungen getheilet werden, indem die Zuſchauer dadurch verwirret würden.

Die Einheiten der Zeit und des Ortes, haben einen allzugroſen theatraliſchen Zwang, als daß ſie könnten einem Romane nüzlich ſein. Wenn

man ia einen Roman in Anſehung der Zeit einſchrenken wolte, ſo müßte ſolche wenigſtens hierinne dem Helden-Gedichte nachahmen, denn die von Ariſtoteles vorgeſchriebene 24. Stunden (*) ſchiken ſich hieher gar nicht. Bei der leztern Einheit iſt es unnöthig, daß ich mich aufhalte, denn es iſt an ſich klar, daß ſie zu meinem Zweke nichts nüzet.

Die Vorſtellung machet ohnſtreitig, daß der Dichter ſeine Ausdrüke darnach einrichten muß. Er muß dem Schauſpieler alle Worte in den Mund legen, und da dieſer rühren ſoll, ſo muß er ſich auch ſo ausdrüken, daß dieſes erreichet werde. Und dieſes hat gewiß in einem Romane ſeinen groſen Nuzen. Man läſſet da die Leute gemeiniglich ſelbſt erzehlen, und man kan dabei

(*) Ariſtotel redet ſo beſtimmt nicht, ſondern von einer Zeit, welche er durch den Umlauf der Sonne ausdrüket. Dadurch haben einige Kunſtrichter eine bürgerliche Zeit von 12 Stunden, andere aber eine natürliche von 24. verſtanden. Wenn man die Sache nach der Natur des Schauſpieles betrachtet, ſo läſſet ſich iene Meinung vertheidigen. Aber iſt dieſe nicht vortheilhafter, und iſt wohl zu vermuthen, daß der Weltweiſe nach dem beſondern Sinne der Rechtsgelehrten gedacht habe?

dabei ofte die lebhaftesten Ausdrüke anwenden. Man lasse z. E. einen Menschen aus einer grosen Gefahr errettet werden, man lasse ihn den Besiz seiner Hofnungen für gewiß betrachten, aber auf einmal falle er in ein gröseres Elend, als das gewesen, dem er erst entgangen ist. Diß wird ihn in einen Verzweiflungsvollen und betrübten Zustand sezen, und er wird also natürlicher Weise sich sehr heftig ausdrüken. In der Geschichte der unglüklichen Eheleute sind schöne Proben dieser Anmerkung, man wird sie nicht ohne Rührung lesen können.

Die Romanen haben, wenn man so reden darf, einen tragischen und comischen Vorwurf. Einige beschäftigen sich mit Helden, andere mit Leuten von geringern Umständen. Insonderheit kommen die ältern iener Einrichtung nach, wiewohl man, weil sie gemeiniglich von den Grund-Sazen des Trauerspieles abweichen und mehrere Verwandschaft mit dem Heiden-Gedichte haben, glaubet, daß sie zu diesem gehören. Allein ich habe es gewaget, dieser Meinung schon anderswo zu wider-

ſprechen. (*) Herr Grimm hat in der Baniſe Stoff zu einem Trauerſpiele gefunden, und ich habe dieſes Stüke zu verſchiedenen malen aufführen ſehen Wie ſich die Baniſe gegen das Trauerſpiel verhält, ſo verhält ſich der don Quichotte gegen das Comiſche, ia ich habe keinen Roman geleſen, in welchem ich daſſelbe glüklicher hätte angewendet gefunden. Die Zeſtaner, die in Verbeſſerung des guten Geſchmakes nichts aethan, als ſich lächerlich gemacht haben, hatten romaniſche Schäfer-Spiele gemacht, aber ihre Schäfer ſehen ſo altgeſchmakt, als ihre Verfaſſer aus. Vielleicht hätten ſie Teutſchland Ehre gemacht, wenn ſie in unſern aufgeklärten Zeiten gelebet hätten.

Es iſt bei dem Schauſpiele eine merkwürdige Unterſuchung, ob man die Charactere übertreiben ſoll? Ich pflichte überhaupt hierinne der Meinung eines der neueſten und geſchikteſten Schriftſtellers (**) bei, der dieſe Frage be-

(*) In der Vorrede zum ſogenannten fränkiſchen Robinſon.

(**) Des ungenannten Verfaſſers der Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters.

beiahet. Diese Uebertreibung aber ist von einer so verschiedenen Art, daß sie entweder ihren Grund in gewissen heftigen Gemüths-Bewegungen hat, oder blos eine Erfindung des Schauspiel-Dichters ist. Die erste Gattung ist nur in gewisser Absicht übertrieben, denn es ist gar natürlich, daß ein Mensch in dem Stande einer hizigen Leidenschaft, in Absicht auf einen andern, der seiner völlig mächtig ist, unnatürlich zu handeln scheinet. Deswegen schiket sie sich gar wohl zu einem Romane. Die andere Art aber schreibe ich dem Schauplaze eigenthümlicher und ausschliesungsweise zu. Der von mir gerühmte Herr Verfasser hat ein Beispiel aus dem Geizigen des Moliere angebracht, welches ich zu der letztern Art rechne. Hingegen kommt mir die Geschichte des bürgerlichen Edelmanns nicht so übertrieben vor, denn ein so lächerlicher Mensch kan wohl nach seiner Bestimmung, in dem Alter mit adelichen Leibes-Uebungen und andern Dingen, beschäftiget sein, ohne anders zu thun, als bei einer solchen Leidenschaft natürlich ist. Wir haben ia mehr

Bei-

Beispiele von solchen Alten die in gewissen sonst gemeiniglich jungen Leuten eigenen Gemüths-Bewegen, vornemlich in der Liebe, so ausschweiffend sind, als die lächerlichsten Jünglinge. Und diese Art des Uebertriebenen, ist deswegen in einem Roman zu gebrauchen, weil es an sich ganz natürlich ist, und nur in Beziehung auf das Gewöhnliche ausserordentlich wird. Daher könnte man leichte Beispiele aus Romanen anführen, wenn die Sache nicht an und vor sich klar wäre.

Ich habe an dem belobten Verfasser in der angeführten Abhandlung bemerket, daß er mit einigen neuern Schauspiel-Dichtern nicht wohl zufrieden sei, weil sie das Comische allzusehr herunter sezen. Vermuthlich zielet er auch auf den Herrn Professor Gellert, wiewohl er ihn nicht nennet, denn wer weiß nicht, daß dieser geschikte Mann, der Teutschland so viele Ehre machet, die angeführte Characteres der Redlichkeit und Zärtlichkeit so vollkommen geschildert habe? Ohne mich dermalen bei dieser Sache aufzuhalten, melde ich nur so viel, daß Herr Gellert sich in der

Ein-

Einladungs-Schrift vertheidiget hat, welche er beim Antritte seines Lehr-Amtes heraus gab. Man weiß den grosen Geschmak, den man an diesen Arbeiten hat, und vermuthlich hat derselbe auch einigen Einfluß in die Romane, denn es sind die erwähnte Characterе in einigen neuern sehr glüklich getroffen worden, und die schwedische Gräfin des Herrn Gellert ist eine Probe dieses Vorgebens. Es ist auch nicht wohl zu läugnen, daß eine solche Einrichtung eines Romans gründlich sei, weil dadurch der Zwek am leichtesten erreichet wird.

Die Verwiklung und geschikte Auflösung des Knotens ist bei einem Schauspiele unentbehrlich. Ich kan dieses bei einem Roman nicht anders zulassen, als wenn die Geschichte ein bloses Werk der Erfindung ist, oder eine wirklich geschehene Sache sich auf einen Satz bringen und durch geschikte Zusäze in einen Knoten ziehen lässet. Da unterdessen die Absicht des Knotens hierinne bestehet, daß die Zuschauer oder Leser aufmerksam gemacht werden, so ist dessen Gebrauch eben

deswegen bei einem Roman nizlich. Denn durch die Aufmerksamkeit werden die Leser in eine angenehme Begierde gesezt, sich für eine Person zu erklären. Deswegen muß man gemeiniglich die Personen, für welche die Neigung des Lesers beständig sein soll, gleich im Anfange Liebenswürdig bilden. Die Umstände in die sie nachgehends die Verwiklung der Geschichte sezt, macht den Leser immer partheiischer für seinen Helden, wodurch er mehr gewonnen und gerührt wird. Doch muß die Verwiklung so viel möglich neu sein, denn ein geübter Leser wird verdrüßlich, wenn er schon auf den ersten Bogen die Art der Auflösung des Knotens siehet. Je mehr also der Dichter Hinderniße im Wege leget, die die Unaewißheit des Lesers stärken und seine Begierde vermehren, desto beßer und rührender weiß er den Leser einzunehmen. Man kan abermals genug Beispiele in Romanen finden.

Da die Romanen nicht alles das Gezwungene haben, was im Schauspiele durch die Vorstellung erfordert wird, so haben sie auch nicht die Vortheile,

theile, welche iene daraus herleiten. Deswegen iſt ein Roman-Schreiber verbunden eine genauere Wahrſcheinlichkeit zu beobachten, und darf weder, wie geſagt worden, die Einheit des Orts, noch die Einheit der Zeit beobachten, wie ſchon Corneille einigermaſſen angemerket hat. Mithin muß er die Sachen ausführlicher vorſtellen, und hat kein Recht, von denen Regeln der Geſchichte abzuweichen.

Ob gleich durch die Vorſtellung eines Schauſpieles ein wichtiger Unterſchied zwiſchen ihnen und dem Roman entſtehet, ſo iſt doch derſelbe ſo groß nicht, wenn man, ohne auf dieſe Acht zu haben, ihren ganz gemeinſchafftlichen Endzweck in Erwägung zieht. Eben die Känntniß des menſchlichen Herzens, die ein Schauſpiel-Dichter haben muß, iſt einem Roman-Schreiber nöthig. Ja, man ſolte faſt glauben, daß dieſer hierinne noch ſtärker, als iener ſein müßte, weil zuweilen ein mittelmäſiger Dichter durch die Geſchiklichkeit der Schauſpieler rühret, welchen Vortheil dieſer nicht genieſet. Allein man kan von dieſer zufälligen

Sache

Sache keinem einen Vortheil einräumen. Weil das Herze des Zuschauers und Lesers muß gerühret werden, so müssen sie nothwendig die Sprache desselben gebrauchen können.

Es ist nicht genug, daß sie den Willen der Menschen vor sich einnehmen, denn derselbe ist allzuveränderlich, als daß sie eine grose Dauer dieses Eindrukes hoffen dürften. Weil aber dadurch die Absicht, die Tugend auszubreiten, nicht erreichet würde, so muß man den Verstand gewinnen welches nicht anders geschiehet, als wenn man ihn mit Wahrheiten beschäfriget.

Deswegen müssen die Charactere vollkommen sein. Dieses geschiehet wenn die Personen sich gleich sind, und diese Gleichheit in verschiedenen Fällen ausführlich gemachet wird, welches insonderheit in denen Episodien geschiehet. Der Tugendhafte muß beständig tugendhaft sein, und der Lasterhafte beständig lasterhaft. Weil aber dieses in der Haupt-Handlung nicht wohl ausführlich kan gezeiget werden, so geben die Episodien Gelegenheit, dieses

ses zu bewerkstelligen. Don Ranudo de Colibrados ist von dem Herrn von Holberg als ein hochmüthiger Thor sehr glüklich geschildert worden. Dieser Character, der gewiß von ihm übertrieben ist, wurde ausführlicher gemacht, indem don Ranudo mit seiner Gemahlin einem Bauer in einem Episodio, sein Brod unter einem geschikten Vorwand verzehrte, ohnerachtet er nicht so viel vermochte, daß er ihm solches bezahlen konnte. Daraus sieht man die mit dem Stolze verknüpfte Niederträchtigkeit, und wird also das Bild eines Hochmüthigen vollständiger. In dem Oedipus ist der Unglükliche beständig unglüklich, wiewohl dieses Stüke des Sophocles deswegen nicht allzuregelmäsig ist, weil es dem Zuschauer nichts saget, als daß ein Mensch unverdienter Weise elend sein kan. Und die vielen Schönheiten, die es sonst hat, fallen dadurch nicht recht in die Augen, weil der blose Affect des Mitleidens bei keinem guten Stüke zureichend ist. In der Geschichte der unglüklichen Eheleute ist auf gleiche Art, ein par unglükliche Personen, ohne ihr

Verschulden ununterbrochen unglüklich, aber was nüzet dis, wenn auch gleich ein gerührter Leser Thränen vergieset und mitleidend wird?

Diese Beispiele veranlassen mich, die bekandte Regel anzuführen, daß man die Tugendhafte glüklich, die Lasterhafte aber unglüklich bilden müsse. Denn man weiß, daß die Menschen durch den Nuzen, den man ihnen vorhält, am leichtesten zu etwas bestimmet werden. Es ist dieses eine Haupt-Eigenschaft eines Vernünftigen, wiewohl es doch auch Dinge gibt, die in Absicht auf unsern Nuzen gleichgültig sind, und uns doch einnehmen können. In dem Lustspiele ist gemeiniglich das Unglüke der Lasterhaften, daß sie lächerlich werden, in dem Trauerspiele aber ist es wegen der Wichtigkeit der Dinge von grösern Folgen. Die Pamela, der glüklich gewordene Bauer, der philosophirende Soldat, die schwedische Gräfin und alle gute Romanen geben uns Beispiele von solchen Leuten, die ihre Verdienste glüklich gemacht haben. In der Betschwester und dem Los in der Lotrerie,

rie, die wir dem scharfsinnigen Herrn Gellert zu danken haben, haben wir nicht weniger vortrefliche Proben dieser Regel. Je gewisser dadurch die Gemüther zur Tugend aufgemuntert werden, desto sorgfältiger muß man solche Bewegungs-Gründe gebrauchen. Und eben deswegen verdienen diejenige Stüke weniger Beifall, die zwar den Menschen rühren, aber nicht so fähig sind denselben das Gute angenehm zu machen.

Ich habe gesagt, daß die Charactere gleich sein müssen, es leidet aber dieses in so ferne eine Ausnahme, als eine kleine Ungleichheit den Character nicht aufhebt. Denn gemeiniglich verliehret die Wahrscheinlichkeit etwas, wenn man den Helden vollkommen machet; Doch wolte ich dieses bei dem Roman ehe zulassen, als bei dem Schauspiele. Bei diesem verfährt man schon etwas härter, hier aber machet die Geschichte vielmehr Umstände, da der Held wanken kan. Doch muß, wie gesagt worden, keine solche That vorkommen, die dem vortheilhaften oder geringschäzigen Begriffe einer

Person Schaden thut, und den Zuschauer oder Leser verwirret. Wäre es nicht sehr ungereimt, wenn z. E der Geizige durch die Thränen einer Wittwe gerühret würde, und eine wichtige Forderung schwinden lies, ohne den geringsten Vortheil dabei zu gewinnen? Denn dieses stiese den Begriff eines rechten Geizhalses um, weil das uneigennüzige Mitleid dem Geize sehr widerspricht. Man seze, daß er etwa eine Schenkung an die Kirche machet, wie die Frau Richardin, oder, die Betschwester thut, so kan man dieses geschehen lassen, wenn der Verfasser nur den Grund der Handlung angiebt, dadurch ihre Güte entkräftet wird. Herr Gellert hat dieses rühmlich beobachtet und gezeigt, daß die Betschwester aus keiner guten Absicht Gutes gethan hat. Sind aber die Thaten so beschaffen, daß sie nichts widersprechendes in sich enthalten, so kan man sie ohne Erklärung übergehen. Denn es kan einer wohl ein rechtschaffener Mann sein, wenn er sich gleich ein Räuschgen trinkt, oder die Schwachheit begeht, sich mit seinen Nebenbuh-

ler

ler zu schlagen. In Romanen erfordert es ohnehin manchmal die Geschichte, daß man seine Helden nicht auf einmal gros werden lässet, sondern man lässet sie durch gute Anweisung und Erfahrung erst zur Reife kommen. Dabei denn die Schwachheiten die sie begehen, dem Leser nützlich sind, und der Hochachtung gegen die Haupt-Personen keinen Abbruch thun. Und wenn sie Laster begehen, so kan man ihnen dadurch helfen, daß sie blos dabei unglüklich sind, wie etwa Oedipus war, dadurch denn der Leser seinem Helden gewogen bleibet. Aber man muß ihr Unglüke nicht so weit treiben, daß der Leser in Mitleid gesezet wird, und wohl gar wider das Schiksal der Menschen murret, denn es wäre kein zureichender Grund hiezu anzugeben.

In Schauspielen dürfen keine Personen vorkommen, die nicht zur Geschichte gehören, und es wird beim Ausgange gemeiniglich ihrer insgesammt wieder gedacht. Dieses ist bei Romanen eben so zu beobachten, und insonderheit, wenn eine Neben-Person so ist gebildet worden, daß der Le-

ſer vor ſie eingenommen iſt, z. E. für einen grosmüthigen Freund, für ein Frauenzimmer, für Bediente, die einen Antheil an der Sache gehabt haben, ſo iſt billig, daß man zu Ende der Geſchichte, ihr Schikſal dem Leſer bekandt machet, und deſſen Begierde befriediget.

Hieraus kan man kürzlich den Nuzen der Schauſpiels-Regeln bei den Romanen wahrnehmen. Und zwar iſt wohl nicht übel gethan, wenn man behauptet: daß die meiſten Regeln, welche ſich weſentlich auf das Theatraliſche gründen, hier nüzlich; diejenige aber, welche ihren Grund in dem gemeinſchäftlichen Endzwek allein haben, gröſtentheils nothwendig ſind. Denn wiewohl ich glaube, daß ſowohl als beim Schauſpiele wirkliche Begebenheiten können zum Grunde geleget werden, alſo auch ſolches bei Romanen angehe, ſo verſteht ſich doch ſolches eben wie bei jenem, wenn die Begebenheiten ſich hiezu ſchiken, und mit eben der Freiheit, wie ohngefehr Corneille in der Vorrede zum Trauerſpiel Heraclius dargethan, eingerichtet werden. Doch

ſchei-

ſcheinet die Schaubühne hierinne ein kleines Vorrecht zu haben, weil man bei der einnehmenden Vorſtellung nicht ſo geſchwinde einen Irrthum der Geſchichte bemerket, als beim Leſen. Ich rede von dem Fall, wenn ein Roman aus einer ſehr bekandten Geſchichte gezogen wird, denn wenn die Geſchichte unbekandt iſt, ſo dürften wir uns wohl ohne Bedenken einer Freiheit bedienen, die dem unvergleichlichen Corneille ſo wohl gelungen iſt.

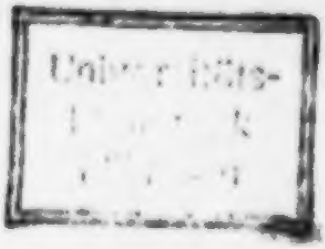
Ich habe dieſe kurze Anmerkungen, als eine Vorrede, bei gegenwärtigem Buche, abgefaſſet; theils weil ich geglaubt habe, daß eine andere allzutroken hätte ausfallen können; theils aber weil ich bemerkt habe, daß Riccoboni Corneille, und andere ſchon etwas von dieſer Sache gedacht haben, ohne ſich iedoch beſſer und umſtändlicher auszudrüken. Es wäre ein Glüke, wenn dieſe groſe Männer dieſe Sache ausgeführet hätten, weil dadurch ohnſtreitig vieles wäre erkläret worden, was meiner geringen Einſicht entgangen ſein mag. Doch, ich habe ſchon genug geſagt, den Raum einer Vorrede auszufüllen; ich

muß nun von diesem Werkchen etwas gedenken.

Es kam dasselbe dem Herrn Verleger vor einiger Zeit unter die Hände, und der Innhalt gefiel ihm so wohl, daß er für gut hielt, die Handschrifft zu kaufen. Der größte Theil der beschriebenen Geschichte soll sich wirklich ereignet haben, und es werden die Leser aus einigen darinn befindlichen Umständen, von diesem Vorgeben glaubwürdige Merkmale finden. Indessen war die Einrichtung und canzelleimäsige Schreibart dieses Werkchens dem Herrn Verleger so wenig anständig, daß er sich entschloß, beides umgiesen zu lassen. Seine Wahl bei dieser Arbeit fiel auf mich, und ich nahm die Mühe auf mich, diese Schrift fast ganz umzuarbeiten. Ich habe mich beflissen derselben eine neuere Gestalt zu verschaffen, und die Briefe unter andern nach Art der geschikten Anweisung des Herrn Professor Gellerts einzurichten. Ich hielte davor, daß sie in einer Schrift von dieser Art vornemlich brauchbar wäre, so lange bis die Mode gemeiner wird, in der Sprache des Herzens zu schreiben. Die Geschichte habe ich zwar meistens an ihrem Orte behalten, ich habe aber an einigen Orten eine kleine Veränderung gemacht, welches insbesondere in der Geschichte des Grafen von Bernardino geschehen ist, damit ich denen vorher angezeigten Regeln näher kame. Die Anmerkungen habe alle auf einen andern Fuß gesetzet, und die Gedanken von der Erlernung der Rechte um so lieber beibehalten, weil sie zur

angehende Rechtsbeflissene gewiß nicht unnüzlich sind. Ich billige zwar sonst dergleichen Abweichungen von der Geschichte nicht, ich glaube aber, daß man diesen Fehler noch vergeben kan, wenn man was nüzliches saget. Kan man diesem Vortheil diesem Buche nicht absprechen, so wird man ihm auch Vergebung widerfahren lassen. Indessen hoffe ich nicht, daß die Ausschweiffung, die der Herr Ma** mit der Frau von Maisignac in Air begangen hat, den Leser wider ihn einnehmen werde. Die besondere Umstände, die ich fleisig bemerkt habe, darinn sich diese Dame befand, entschuldigen gewisser massen ihre Liebe, und man wird vollkommen mit ihr zufrieden sein, da sie den Herrn Ma** bei ihrer zweiten Verbindung nicht mehr anders als einen Freund ansah, und ihre Zärtlichkeit dem Herrn le Gardier alleine überlies. Die Geschichte des Freundes von dem Herrn Ma** habe ich fruchtbarer gemacht, und sein Schiksal durch die Liebe besser mit des Herrn Ma** seinem verbunden. Ich habe mich auch nicht enthalten können, einen kurzen Abriß von der vortrefflichen Einrichtung ihrer gemeinschäftlichen Lebensart zu machen, und von ihren Freunden Nachricht zu geben. Die Characterē der Liebe und Freundschaft, welche allgemein nüzlich sind, hat man deswegen, so gut es die Verfassung der Handschrift zulies, nach dem Muster der geschiktesten Schriftsteller zu bilden gesuchet. Denn es war mir untersaget worden, von dem ersten Ent-

wurfe allzusehr abzugehen. Unterdessen will ich wünschen, daß der Herr Verfasser über die von mir gemachte Veränderungen nicht böse werde; er bleibt doch in dem Rufe eines braven und brauchbaren Gelehrten. Der Wiz unserer Teutschen ist nun ganz anders beschaffen, als in dem vorigen Jahrhundert. Es kan einer ein guter Rath und Professor sein, und dennoch die Gabe nicht besizen, neu und aufgewekt zu schreiben. Dadurch aber benimmt er seiner Ehre nichts, wiewohl wir eine Zeit hatten, da die teutschen Sachwalter, so artig sich ausdrüken dürften, als die französischen, deren schäzbare Schriften der Herr Piraval ans Licht gebracht hat. Doch ich muß gewärtig sein, was das Urtheil der Leser von meiner Arbeit bestimmen wird, denn meine Absicht, die Tugend allgemeiner zu machen, können sie ohne Unbilligkeit nicht tadeln. Wie glüklich würde ich sein, wenn einige gerührt würden, und die Tugend befördern wolten?



Ich hatte schon zwey Jahre in einer berühmten Schule und zwar in der obersten Classe zugebracht, als man Anstalten machte, mich auf eine Universität zu schiken. Dieses Vorhaben meiner Eltern war mir so wenig unangenehm, daß ich es vielmehr selbst zu befördern suchte. Leute von meinen damaligen Umständen, werden vermuthlich alle so denken, denn die Erfahrung lehret, daß ein Schüler so gerne ein Bursche, als eine Jungfer eine Frau zu werden suchet. Ein gewisser Ehrgeiz, der allen Menschen natürlich ist, und eine allgemeine Neigung und Liebe zur Freiheit und zum Vergnügen, bringet sie auf diesen Entschluß, und man kan nichts, als die zuweilen dabei vorgehende üble Absichten, tadeln.

So

So viel iſt gewiß, daß meine Abſichten beim academiſchen Leben nichts unerlaubtes enthielten. Ob wohl ein kleiner Ehrgeiz dabei unterlief, ſo war er doch gar nicht ſtrafbar, überdies gedachte ich nur alleine meine Pflichten auf eine ungezwungene Weiſe auszuüben und damit den Grund zu meinem Glüke zu legen.

Meine Eltern waren lange nicht einig, eine gewiſſe Academie zu meinem Aufenthalte zu beſtimmen. Ob gleich mein Vatter ſelbſt ſtudiret hatte, ſo hatte er doch die Meinung, daß man überall geſchikt werden könne, und daß die Verführungen eines jungen Menſchen faſt allenthalben gleich gros wären, weil ſie aus den Umſtanden eines academiſchen Lebens flieſen. Er war nicht blindlings vor H. und A. eingenommen, wiewohl er erſtere Academie für die Vollkommenſte hielt. Meine Mutter aber wolte haben, daß ich nach Leipzig gienge, weil ihr ihr Bruder ſehr vieles von dieſem Orte gerühmet hatte. Andere gute Freunde meiner Eltern hatten auch ihre Vorſchläge gethan, und entweder ihre Neigung oder Vorſtellung zu Rathe gezogen. Ich ſah wenigſtens ſo viel, daß ſie, auf eine partheiſche Art, diejenigen Academien vorſchlugen, auf welchen ſie, oder ihre Anverwandten ſtudiret hatten.

Ein gewiſſer Candidat, der mir das Vergnügen ſeiner Freundſchafft gönnte, machte mir Luſt, Jena allen andern Univerſitäten vorzuziehen. Die berühmte Lehrer, der billige Preiß

Preiß der Lebens-Mittel, der Fleiß und die Ordnung in denen Lehrstunden, die grose Anzahl der Studirenden, (denn diese giebet einer hohen Schule einen besondern Werth) wegen besserer Beobachtung nüzlicher und vielerlei Lehrstunden, machten mich schlüßig, diese vortrefliche Academie zu wehlen. Der Herr Candidat wußte mir dieses so überzeugend und süse beizubringen, daß ich meinen Vatter bat, seine Einwilligung hiezu zu geben.

Dieser, so unpartheiisch er in dieser Sache war, hatte doch die Meinung, daß die sächsischen Academien allen andern vorzuziehen. Deswegen hörte er meinen Vortrag ganz gelassen an, und lies sich die Gründe gar wohl gefallen, die ich ihm aus dem Munde des Herrn Candidaten beibrachte. Kurz, ich brachte es so weit, daß ich gewisse Hoffnung hatte, nach Jena zu kommen.

Wer war froher als ich, da ich wußte daß meine Wahl gebilliget werde? Der Candidat triumphirte gleichsam, daß seine Vorschläge mehr galten, als anderer Personen von Ansehen ihre, und versicherte mich mit Freuden, daß mich die Erfahrung am meisten von seinem Vorgeben überzeugen würde. Ich glaubte es, weil ich Ursache zu haben schien, und ich habe mich gar nicht betrogen.

So begierig ich war meinen neuen Stand anzutretten, so schmerzlich war es mir, eine gewisse angehende Schönheit zu verlassen, von der ich gewiß wußte, daß sie mich liebte. Es

war

war ein sehr artiges Mädchen, iung, zärtlich und so schön gewachsen und gebildet, als man uns die Huldgöttinnen abmahlet. Ich war also sehr betrübet eine so liebenswürdige Person zu verlassen.

Lene, so hies mein Mädchen, sah es nicht ungerne, daß ich so gerührt schien. Sie sagte mirs auf eine sehr verpflichtete Art. Sie verbarg mir auch den Schmerz nicht, denn sie über unsere bevorstehende Trennung zu haben vorgab. Sie weinte. Sie warf sich in meine Arme. Diese wehmüthige Stellung machte mich weichherzig, ich stellte mir in einem Augenblike vor, daß ich mir Lenens Besiz zur Ruhe meines Lebens verschaffen müsse. „Nein, mein Herze! sagte ich zu ihr, diese „Trennung soll unserer Liebe nichts schaden, „wir sind schon beinahe genugsam gebunden. „Aber, sezte ich wehmüthig hinzu, indem ich „mich auf ihr Bette warf, ich sehe es schon „zuvor, daß ich sie niemal in diesem Zustande, „darinne sie iezo sind, wieder finden werde. „Sie werden sich in den Armen eines glüklichern Menschen befinden, als ich bin, oder wohl „gar ... Wie, sprach sie ganz aufgebracht, „ich solte die ihnen gegebene Treue brechen? „ich solte gar lasterhaft sein und meine Ehre „vergessen? Weiter konnte sie vor vielen Thränen nicht fortfahren. Ich hatte Mühe genug sie zu besänftigen, doch war ich hierinne glüklich. Niemalen bin ich wohl beredter und zärtlicher als damals gewesen. Meine

ne grose Neigung, die Furcht Lenen zu verliehren, sezte mich in ganz ungewöhnliche Bewegungen. Meine zärtliche Ungedult nöthigte sie doch, mir die Erstlinge ihrer Liebe zu gönnen, die ich mit denen meinigen ersezte. Ein einziger Augenblik lies mich über die Strenge dieses Kindes siegen, und sezte mich in alle diejenige Rechte ein, welche nur nach der Ordnung der Geseze einer gewissen Art Leute erlaubet ist. Unsere Freude wurde durch verschiedene unangenehme Vorstellungen versalzen.

Meine Liebe ist beinahe verloschen, als ich die Würkungen derselben so sonderbar empfunden hatte. Eine Art von Kaltsinnigkeit bemächtigte sich meines Herzens, die mir selbst ungerecht vorkam. Inzwischen erndete ich noch etlichemale so verbottene Früchte der Liebe, und reißte kurz hernach nach Jena.

In Nürnberg stieg ich auf Herrn Leutheusers Kutsche, nachdem ich vorher einen sehr billigen Vertrag mit ihm aufgerichtet hatte. Mit dieser Gelegenheit, die mir die Höflichkeit und aufgeräumte Art des Herrn Leutheusers, und einige lustige Reise-Gesellen, angenehm machten, kam ich glüklich zu Jena an.

Meine Landes-Leute besuchten mich gleich nach meiner Ankunft, und nahmen mich in Gesellschafften, damit ich die academischen Gebräuche in dergleichen Umständen beobachten lernte. Wenn ich es lange so fortgemachet hätte, so würde ich in kurzer Zeit meine

Gesundheit verlohren haben. Ich hatte also keinen andern Vortheil dabei, als daß ich einige Gebräuche im Trinken und eine gute Anzahl Lieder lernte.

Diese Lebensart kam mir so unordentlich und gefährlich vor, daß ich mich entschloß, sie nicht lange zu treiben. Ich würde an meiner Gesundheit, und an meinen Studien sehr viel verlohren haben. Derowegen nahm ich mir vor, erstlich mit meinen Landes-Leuten auf eine gute Art zu brechen, denn der Umgang mit denenselben zog mir nichts als Kosten, Gesellschafften, und verschiedene Unbequemlichkeiten zu. Sie wolten anfänglich etwas herrisch thun, aber eine vortheilhafte Schlägerei machte sie ganz demüthig, und setzte mich in einen ruhigern Zustand.

Alle diejenige Neigungen und Laster, die sich in der menschlichen Gesellschafft äussern, zeigen sich unter Landes-Leuten. Neid, Verläumdung und Bosheit sind die gewöhnlichsten Laster unter denselben. Derowegen ist es am Besten, wenn man mit Fremden sich bekandt macht. Ein vernünftiger Mensch liebet einen angenehmen Umgang, und diesen wird er ehe bei Fremden als Landes-Leuten finden. Mit Fremden ist man insgemein artig und ohne böse Leidenschafften, mit Landes-Leuten aber grob und ungesitter. Man erinnert sich noch immer der alten Schul-Streiche, und man glaubt von daher ein Recht zu haben, ohne Umstände zu leben. Deswegen fällt das Un-

gezwungene gar oft in eine Art Unhöflichkeit, die zulezt Haß und Verläumdung würket, und durch Berichte übelgesinnter Landsleute zu Hause Verdruß und übele Nachrichten stiftet.

Ich will damit nicht behaupten, daß alle Landsleute zu nichts nüze sind, nein, ich sehe gar wohl die Unschiklichkeit aus einer solchen Art zu schliessen ein. Meine Meinung gehet dahin, daß Landsleute unter sich nicht so artig und gesittet sind als unter Fremden, und daher ist ihr Umgang unter sich nicht rathsam.

Wenn man mit Fremden zu thun hat, so werden sie sich bemühen, sich Hochachtung und Liebe bei uns zu erwerben. Aus diesem Grunde werden sie sich vernünftig und artig aufzuführen suchen, sie werden ihre Schwachheiten sorgfältig vor uns verbergen, und uns weit angenehmer sein, weil sie überdis keine Neben-Absichten haben, die zum öftern Landsleute uneinig machen.

Wir werden gleiche Masregeln in Betracht ihrer ergreifen. Wir werden das Gute von ihnen anzunehmen, und unser Böses in Zusammenhaltung der verschiedenen Lebensart leichter erkennen und bessern lernen. Ueberhaupt werden wir mehr Nuzen, grösere Ehre, und ein dauerhafteres Vergnügen empfinden.

Die vortrefliche Academie zu Jena hat iederzeit eine so grose Anzahl gelehrter Bürger, die aus so verschiedenen Theilen Europens und Teutschlandes sich daselbst versamlen, daß man

nicht viele Mühe brauchet, mit Fremden bekandt zu werden. Gewiß, wenn eine Art Menschen gesellig ist, so haben die Studirenden diese Tugend mit einigem Vorzuge an sich. Mithin konnte meine Absicht nicht fehl schlagen, mit Fremden bekandt zu werden.

Nachdem ich einiges Tages nach Kahle geritten, eine angenehme Veränderung zu geniesen, so traf ich in dem Wirthshause daselbst eine starke Gesellschafft von Burschen an, unter denen mir keiner bekandt war. Ich erfuhr gar bald, daß es Nieder-Sachsen waren, weil sie ihre Sprache verrieth. Einem Franken, wie mir, konnte dieselbe nicht anderst, als fremde vorkommen; ich hatte beinahe Mühe, einige darunter zu verstehen.

In Jena war die Mode, daß unbekandte Bursche wenig Wesens miteinander machen. Deswegen hatte ich auch in dem Wirthshause wenig Zeitvertreib, denn es schikte sich nicht, mit den anwesenden unbekandten Burschen ein Gespräche anzufangen. In Wahrheit, ich empfand niemals mehr, wie unangenehm dieser Gebrauch ist.

Als ich dabei nach meinem Pferde sahe, weil ich wohl wußte, daß die Wirthe gemeiniglich ungewissenhaft genug sind, eine Fütterung aufzuschreiben, die das arme Viehe nicht bekommt, so hatte ich vergessen, in der Gaststube meine silberne Tabaks-Büchse einzusteken. Eine von denen Mädgen, welche in dem Gasthofe auf gut Glüke warteten, wolte

mich

mich der Mühe entledigen, solche nach meiner Wiederkunft zu mir zu nehmen. Der Herr Ma** einer von denen fremden Burschen bemerkte es eben, wie sie die Büchse zu sich stekte, und bat sie gar schön, eine Mühe zu unterlassen die alleine mir zustünde. Das Mädgen aber und ihre Gespielinnen fiengen darüber einen solchen Lermen an, daß der Herr Ma** Gewalt brauchte und ihr das Gestohlne abnahm.

Ich kam eben wieder in die Stube, als der Herr Ma** meine Tabaks-Büchse in der Hand hatte. Er überreichte sie mir mit vieler Höflichkeit, die ich denn auch, nachdem er mir den Verlauf der Sache erzehlet hatte, zu erwidern schuldig war.

Die Mädgens hatten hierauf vors Beste erachtet sich zu entfernen, ich war aber nicht gesonnen sie treffen zu lassen, wiewohl meine Gesellschafter mich hierzu ermahnten. Ich hatte dabei den Vortheil mit denen Burschen bekandt zu werden, und mir eine genauere Vorsicht anzugewöhnen.

Hierauf ritte ich in Gesellschafft dieser Herren nach Hause, und bat sie, mir das Vergnügen ihres Besuches zu gönnen. Sie sagten mir dieses zu, und sie haben auch ihr Wort gehalten. Es waren darunter einige recht artige Leute, mit denen ich nachmals vielen Umgang hatte. Der Herr Ma** aber wurde mir so angenehm, daß ich beinahe alle

Stunden für verdrüßlich ansahe, die ich nicht mit ihm zubringen konnte.

So eine angenehme Sache ein Freund ist, so grosse Schwierigkeiten findet man ehe man einen besizet. Es muß eine Person sein, die uns liebet, und eine Person, die von uns geliebet werden kan. Es muß unsere Liebe die Probe der Vernunft aushalten, denn sonst ist keine Freundschafft zu gedenken. Die Gründe, die einen Freund erwerben, sind auch geschikt ihn zu erhalten.

Der Herr Ma** hat sich iederzeit sehr freundschafftlich gegen mich aufgeführet. Er hat immer gesucht mit einer zuvorkommenden Güte mein Misvergnügen zu stören, und meine Freude dauerhaft zu machen. Niemal gab er mir Anlaß zum Verdruß, aber er schonte mich doch nicht, wenn es darauf ankam, mir einen Fehler zu sagen, oder einen Rath zu geben. Ich bediente mich gleicher Freiheit gegen ihn, und nichts war mehr richtig, unsere Freundschafft zu bestärken.

Meine Gemüths-Ruhe wurde am meisten damit erhalten, daß ich mit einem vernünftigen Freunde verbunden war. Händel, Liebes-Streiche, Schulden, Schwermen, alle dergleichen Dinge, vergaß ich in dem Umgange mit meinem Freunde. Eine angenehme Unterhaltung von unserm Zustande und Studiren welche mit aufrichtigen Freundschaffts-Bezeigungen vergesellschafftet war,

war es alleine, was mir die Zuneigung des Herrn Ma** schäzbar machte.

Die Göttliche Gnade hat mich überdis bei einer dauerhaften Gesundheit erhalten. Mithin hatte ich keine gegründete Hinderniß in meinem Studir-Uebungen. Ich lebte mitten in der Unruhe der academischen Lebensart gelassen und ruhig, weil ich mich vor denen Dingen hütete, die mein Gemüthe von meinem Endzweke allzusehr entfernen konnten.

Mein Vatter hatte mir in Ansehung der Wahl meiner Hauptwissenschafft eine unumschrenkte Freiheit zugelassen, derowegen lies mir meine Neigung die Rechtgelehrsamkeit ergreifen. Ich sahe zwar bei einer andern Wissenschafft wahrscheinlicher Weise ein besseres Fortkommen, aber ich machte mir so viele Einwürfe dagegen, daß ich nichts anders als ein Juriste sein wolte.

Junge Leute, die noch keine Erfahrung haben, lassen sich gemeiniglich von solchen Dingen einnehmen, die in die Sinne fallen. Ihre Neigung zur Freiheit und Lust, die sie bei dem Stande eines Juristen vornemlich zu finden glauben, beweget sie, denselben andern Ständen der Gelehrten vorzuziehen. Wie verdrüßlich ist es nicht ein Gottesgelehrter zu sein, und mit dem traurigen schwarzen Kleide, das Kennzeichen eines misvergnügten und gezwungenen Zustandes, anzuzeigen? Wie wenig wird der geistliche Stand geschäzet, der mehrentheils vom Range und Titeln entblöset

ist? Wie schwer ist es nicht so viele Sprachen, die die Erkänntniß der Gottesgelahrheit erfordert, zu erlernen? Was ist leichter, als ein Juriste zu werden? Eine mittelmäsige Känntniß der lateinischen Sprache, ein bisgen Französisch, eine gute Känntniß der Art, sich beliebt zu machen, eine saubere Handschrifft, sind das nicht Dinge die einen artigen Juristen ausmachen? Sieht man nicht viele von dergleichen Art Leuten, die in einem gewissen Range sind, und gelehrte Geistliche und Schulbediente nicht anders, als Diener und Schuzverwande ansehen? Führen nicht diese Leute das ungebundenste Leben von der Welt, und werden sie nicht von denen demüthig geehret, die sie wohl zehnmal übersehen? So kan sich die unvernünftige Jugend die Gründe vorstellen, die sie zu der Lebensart eines Rechtsgelehrten verleiten.

Mein kleiner Ehrgeiz, ich gestehe es gerne, hat mich mit dergleichen Scheingründen bestritten. Ich trug daher kein Bedenken, meine künftige Lebensart darnach einzurichten.

Wie ich nach Jena kam, so zog ich auf Einrathen verständiger Leute den gelehrten Herrn E.. zu Rathe, wie ich mein Studiren einzurichten hätte. Denn ich hütete mich denen Anschlägen meiner Landsleute zu folgen, weil sie mir nicht allzu dienlich schienen.

Der Herr E.. forschte im ersten Gespräche, wie weit ich es auf der Schule gebracht hätte. Er merkte, daß ich im Lateinischen,

ſchen, in der Geſchichtskunde, und denen ſchönen Wiſſenſchafften nicht ungeübet war. Er erfuhr von mir, daß ich mich auf die Philoſophie und Mathematik legen wolte, aber er muthmaßte, daß mir der ausübende Theil des bürgerlichen Rechtes etwas unangenehm vorkomme. Doch gefiel es ihm überaus wohl, da er wahrnahm, daß ich mich entſchloſſen hätte, ein brauchbarer Juriſte zu werden. Nachdem er auch ſich nach meiner Art zu Studiren erkundiget hatte, ſo that er mir dieſen Vortrag.

Weil man bei dem Studiren, ſprach er, hauptſächlich darauf zu ſehen hat, daß man ordentlich zu Werke gehe, ſo kommt es auf zwei Stüke an, die ihnen nüzlich ſind. Erſtlich, daß ſie eine Ordnung in Anſehung der Zeit, und dann zweitens, in Anſehung der Art zu Studiren beobachten. Dieſes macht die Seele der Wiſſenſchafften aus.

Wenn ihnen alſo meine Meinung gefallen ſolle, ſo würden ſie vornemlich des Tages nicht mehr, als 5. Stunden aufs höchſte, Lehrſtunden beſuchen. Sie würden im Sommer um 5. Uhr, und des Winters um 7. Uhr an ihre Geſchäffte gehen, da würden ſie auſſer denen Pflichten der Religion und Geſundheits-Liebe, den Anfang machen, dasjenige nach Vermögen einzuſehen, was ihre Lehrer zu denen beſtimmten Stunden vortragen werden. Mit denen Wiſſenſchafften würden ſie anfangen, und Nachmittages, oder Abends,

ſolche Dinge vornehmen, die dem Gedächtniſſe mehr zu ſchaffen machen. Dann könnten ſie täglich zwei bis drei Stunden in einer aufgewekten und vernünftigen Geſellſchaft zubringen, oder ſich mit Spazirgehen beluſtigen. Dadurch wird die Geſundheit erhalten, und das Gemüthe, welches von vielem Denken abgekräftet wird, bekommt neue Stärke eine Arbeit zu unternehmen, die ſeinem Weſen ſo anſtändig iſt. Ueber dieſe Ordnung halten ſie ſo genau, als wenn ſie die kräftigſten Zwangs-Mittel dazu anhielten, und laſſen ſie ſich nur in keine Händel ein, die ſie von ihrem Zweke entfernen. Daher kan ihnen auch eine Geſellſchafft von ſolchen Burſchen verträglich ſein, die auch in ihren Neben-Stunden das Angenehme und Nüzliche verbinden. Ich habe Bekandtſchafft mit einigen Lehrbegierigen Gemüthern, ſezte Herr E.. hinzu, dieſelbe üben ſich in gelehrten Streitfragen und Widerholen, es wird mir auch leicht ſein, ihnen einen Zutritt dabei zu verſchaffen, der ihnen nicht ſchaden kan. Kaum hatte ich für dieſe gütige Verſicherung gedanket und ſolchen angenommen, als der Herr E.. fortfuhr.

E:: wollen, war ſeine Rede, einen Rechtsgelehrten vorſtellen lernen, und alſo müſſen ſie auch darauf bedacht ſein, daß ſie dieſen rühmlichen Endzwek erreichen. Es kommt nun alſo darauf an, daß ſie ſich nicht in denen Anfangsgründen auf Abwege leiten laſſen. Nach der heutigen Art die Rechte zu lehren, haben

ſie

ſie vornemlich auf zweierlei Gattung Rechtslehrer zu ſehen. Die eine davon hat ſich zu ſehr in die Alterthümer verliebet, und die andere ſucht die neuere Weltweisheit im Rechte anzuwenden. Dieſe, weil ſie nach der Mode iſt, hat viele Anhänger; iene hat deſto weniger. Sie haſſen ſich aber dergeſtalt, und werfen ſich ſo viele Unwiſſenheit vor, daß man glauben ſolte, die eine Parthei müſſe Recht haben. Vor dieſen beiden hüten ſie ſich. Sie bleiben nur bei dem äuſſern. Der Philoſoph wird alles nach der Logik und Metaphyſik abmeſſen; der Liebhaber der Alterthümer ziehet alle Ueberbleibſel der alten Zeiten und Sprachen zu Rathe. Der einzige Fehler dieſer Leute iſt, daß dieſer mit groſer Mühe nichts thut, iener mit geringem Schweiſſe prahlet, und bei einigen wenigen deutlichen Begriffen ſtehen bleibet. Mithin müſſen ſie dieſer Menſchen Beiſpiel nicht nachfolgen. Es iſt ihnen aber doch die Philoſophie und die Alterthümer unentbehrlich, aber nur als ſolche Dinge die zur Erkänntniß des Rechtes den Weg bahnen. Daher können ſie nur die Logik und Metaphyſik hören. Jene ſetzet ſie in den Stand regelmäſig zu denken, und führet ſie auf die Gründe anderer Gedanken zu beurtheilen, welches einem Juriſten beſonders nüzlich iſt. Dieſe giebet ihnen allgemeine Begriffe von Dingen, daraus ſich in allen Fällen beſondere herleiten laſſen. Es hat zwar Rechtsgelehrte gegeben, die die Metaphyſik verworfen haben;

allein sie haben entweder nach der alten trokuen Metaphysik geurtheilet, oder in Ansehung der neuern keine Einsicht oder Wahrheits-Liebe gehabt. Derowegen kan sie dieser Einwurf nicht irre machen. Es wäre gut, wenn sie die Politik und Sittenlehre in einem guten Vortrag hörten; aber ihre Umstände sprechen sie hievon frei. Sie werden auch gar leichte die deutlichen Lehrbücher des Herrn von Wolff von erwähnten Wissenschafften, lesen können. Die Natur-Lehre, die Mathematik, sind ihnen sehr nüzlich, aber sie können sie ohne grosen Schaden hintansezen. Es wird ihnen genug sein eine historische Erkänntniß davon zu haben, denn wenn auch ein Rechtsgelehrter in einer von diesen Wissenschafften vollkommen ist, so wird er doch als ein Juriste nicht davor angesehen. Sie werden also in dem ersten halben Jahre ihrer Universitäts-Zeit die Logik und Metaphysik anhören, und in der nüzlichen Anwendung derselben Nuzen suchen. Glauben sie aber ja nicht, daß man mit einigen allgemeinen Begriffen und Schlüssen die Rechtsgelehrsamkeit leichte übersehen werde. Insonderheit pflegt das natürliche oder allgemeine Recht, viele Leute zu verführen. Denn ob gleich darinne der ganze Zusammenhang natürlicher Rechte überzeugend gewiesen wird; so muß man doch bald in die Erkänntniß der menschlichen besondern Verordnungen dringen, und keine unrechte Anwendung der natürlichen Rechte machen. Inzwischen müssen

sie

ſie das allgemeine Recht nach denen Einkleidungen Herrn von Wolffs und deſſen Nachfolger, im erſten halben Jahre mit denen philoſophiſchen Uebungen verbinden, und damit zu dem Rechte deſto fähiger zu werden.

Die Geſchichtskunde hat ſo vielen, ja faſt mehrern Antheil, an der Rechts-Wiſſenſchafft, als die Weltweisheit, wiewohl man hier nur von gewiſſen Theilen reden will. Sie werden ſie alſo nicht übergehen dürfen. Aber was iſt der ſo groſe Nuze der Geſchichte? Ich antworte, der wahre philoſophiſche Nuze, ohne welchen nie einer den Namen eines Rechtsgelehrten verdienet hat. Die Weltweisheit weiſet uns an, alle Dinge aus gewiſſen Gründen zu erkennen, die Geſchichte zeiget die Gelegenheit und Beſchaffenheit der Geſeze, daraus werden die Gründe der Beurtheilung genommen, mithin gibt die Geſchichte zu einer gründlichen Erkänntniß derer Rechte Anleitung. Die Geſchichte lehret uns die Beſchafenheit eines States, aus deſſen verſchiedenen Beſtimmungen die Verſchiedenheit der Geſeze zu beſtimmen, und deren heutiger Werth anzugeben iſt, alſo iſt ſie einem Juriſten nüzlich. Ferner, ein Juriſte muß wiſſen, wann ein Geſeze gegeben worden, weil er ohne dis im Widerſpruche derer Geſeze nicht weiß, welches vorzuziehen, dieſes aber zeiget die Geſchichtskunde. Diejenige Art von Geſchichten die ihm hiezu Anleitung giebet, wird die Geſchichte des Rechts genennet, daher iſt dieſe hauptſächlich

lich zu erlernen. Dieſe iſt ohnentbehrlich und ſo verſchieden, als verſchieden die Rechte ſelbſt ſind. In Teutſchland hat man vornemlich dreierley Rechte, das römiſche, canoniſche und teutſche Recht, und daher die Geſchichte von denenſelben zu bemerken. An Büchern hat man keinen Mangel. Weil ein Rechtsgelehrter auch eine Känntniß guter iuriſtiſcher Bücher haben muß, ſo muß er die iuriſtiſche Bücher-Geſchichte nicht aus der Acht laſſen. Dadurch wird er in den Stand geſezt, ſich bei vielen Fällen Raths zu erholen, und ſeine Einſicht zu erweitern. Die iuriſtiſche Gelehrten-Geſchichte hat auch ihre Vortheile, in dem Kirchen- Peinlichen und Lehen-Recht, vornemlich aber im Stats-Rechte. Man kan aus der Gemüths-Art, Einſicht und Umſtänden des Verfaſſers, den wahren Urſprung gewiſſer Lehrſäze und Meinungen entdeken.

Unter denen Geſchichten iſt überhaupt erſtlich die ſogenannte allgemeine anzumerken. Dieſelbe hat beim natürlichen Rechte ihren Nuzen, denn wir finden Spuren bei dem Urſprunge und erſtem Wuchſe der Menſchen, die der Natur Einrichtungen ähnlich ſind, und alſo vieles zu Erläuterung des natürlichen Rechtes beitragen. Je mehr die Menſchen ſich eingerichtet haben, deſto weiter ſind ihre Handlungen von der Natur entfernet. Eben dieſe Art der Geſchichte iſt im Völkerrechte vornemlich zu gebrauchen, weil die vornehmſten Handlungen der Völker, die nachhero zu Geſezen

ſezen und Verträgen Anlaß gegeben, erzehlet werden. Doch iſt die Staten Geſchichte aus dieſen Gründen die beträchtlichſte. Die römiſche, teutſche und Kirchenhiſtorie, ſind einem Juriſten nicht genugſam anzupreiſen. Nur muß man dabei beſonders auf ſolche Puncte ſehen, die einen Einfluß in die Rechte haben, ohne daß man Urſache hat eine Verwirrung zwiſchen Begebenheiten und Rechten zu machen, wie im Stats-Recht inſonderheit zu geſchehen pflegt.

Weil die Hiſtorie keine groſe Einſicht brauchet um verſtanden zu werden, ſo können ſie zum natürlichen Rechte gleich im erſten halben Jahre die ſogenannte Univerſal-Hiſtorie anhören, und die Geſchichte des Rechtes ſich von wakern Leuten vortragen laſſen.

Es iſt wohl kein Recht, welches dem natürlichen näher kommt, als das teutſche, derowegen können ſie im zweiten halben Jahre die Hiſtorie Teutſchlandes, das teutſche Recht, und die Inſtitutionen ſamt der römiſchen Hiſtorie, oder Alterthümer hören, welches eine Diſputir-Uebung über die Weltweisheit und das natürliche Recht begleiten ſoll. Sie werden dabei wohl thun, wenn ſie in der lateiniſch- und griechiſchen Sprache Fleiß anwenden, und den Sinn der Geſeze nach denen Regeln der Auslegungskunſt entdecken wollen. Es wird ihnen dieſes nüzlicher ſein, als gewiſſe weitläuftige Auslegungen, die zur andern Zeit groſen Vortheil zuwege bringen, einen Anfän-

ger aber nur verwirren. Die Philosophie wird ihnen soviel nuzen, daß sie gute Erklärungen und geschikte Tabellen machen können, die das Studiren insonderheit sehr erleichtern.

Wenn sie deutliche Begriffe in den Institutionen erlanget haben, so nehmen sie die Pandecten nicht so gleich zur Hand, sondern lassen das Kirchen-Recht, die Kirchenhistorie, das peinliche Recht, und die Lehre von denen Klagen ihr größtes Augenmerk sein. Dieses soll im zweiten Jahre geschehen. Man pflegt zwar allenthalben die Pandecten nach denen Institutionen zu hören, aber ich halte dieses nicht für gut, denn die Pandecten enthalten heut zu Tage solche Säze, die größtentheils aus angeführten Büchern vorausgesetzet werden, daher man denn, wenn man nach der gewöhnlichen Weise verfähret, lauter unvollständige und undeutliche Begriffe erlanget. Wenn man aber diese zuvor einsehen lernet, so wird man sich leichter in die verschiedene verwirrte, theoretische und practische Abhandlungen derer Pandecten finden können. Hierauf ist es nüzlich die Pandecten in einem Examinations- und Disputations-Collegio zu wiederholen. Dieweil aber bei allen Gesezen nicht sowohl die daraus gezogene juristische Lehren, als vielmehr die Geseze selbst anzusehen sind, so müssen sie die Texte nicht aus der Acht lassen. Wenn sie der Sprache mächtig genug sind, so können sie dabei die Geschichte als die richtigste Handleitung gebrauchen,

denn

denn ſie müſſen alsdenn nur bei denen Texten philoſophiſch denken, wenn ſie die Geſchichte in den Stand ſezt einen grundhaltenden Schluß zu machen. Nichts iſt hierbei nüzlicher als die Zeitrechnung, welche mit Hülfe der Inſchriften und Faſtorum conſularium herausgebracht wird. Die Schriften, die Wieling und Reland davon geſamlet und ans Licht gebracht haben, ſind dabei unentbehrlich, und würken eine gründliche Einſicht in die Rechte. Dabei aber muß der beſtändige Zwek dieſer ſein, daß man ſich in die heutige Reichs-Verfaſſung ſchiken lerne. Wenn ſie hinlängliche Begriffe von Klagen, Beantwortungen, Ladungen, Friſten, Gerichten und Gerichts-Perſonen, Krieges Beveſtigungen, Eiden, Beweiſen, und dergleichen Dingen mehr haben, und in der gerichtlichen Schreib-Art beleſen ſind, ſo können ſie einen practiſchen Vortrag anhören. Daran aber kan es nicht fehlen, wenn man das Kirchenrecht, die Pandecten und die Lehre von denen Klagen aufmerkſam gefaſſet hat. Es kommt ſchon verſchiedenes dabei von der gerichtlichen Art zu ſchreiben vor, und weil dieſes zu unzulänglich iſt, ſo muß man Acten leſen, oder ſolche Bücher zu Rathe ziehen die neue Formeln in ſich begreifen.

Denn es iſt einmal die Einrichtung unter denen Rechtsgelehrten Mode, daß man den Proceß verſtimmelt in denen Pandecten und andern angezogenen Schriften beibringt, und daß man doch endlich denſelben in einem be-

besondern Vortrage erkläret. In diesem pflegt man diesen Unterschied zu machen, daß man auf mehr besondere Dinge siehet, und mit Formeln und Ausarbeitungen freigebiger ist. Man kan aber in denen angeführten Lehrstunden die Grundsäze des Proceßes erlernen, und es ist ein groser Nuze, wenn man nachmals besondere Probe Arbeiten darüber machet.

Bei dem Proceße muß man sich aber auch mit besondern Dingen nicht allzusehr aufhalten lassen. Es ist genug, wenn man überhaupt den ordentlichen und summarischen Proceß höret, und sich in förmlichen Sachen übet. Das übrige läßt sich aus der Natur der Dinge schliesen, und aus denen besondern Proceß-Ordnungen erlernen. Wenn man diese Sachen vernünftig eingesehen hat, so muß man die Acten Arbeit zur Hand nehmen. Man muß also, in der Lehre von Auszügen, Berichten und andern Schriften die man aus Acten ziehet, einen hinreichenden Unterricht bekommen.

Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß sie ein Statsmann werden, aber es ist nicht unmöglich. Ja, man kan gar kein brauchbarer Juriste werden, wenn man nicht in Stats-Lehren und Völker-Rechten eine gute Anweisung hat. Die Historie Teutschlandes, muß mit denen erstern hiezu dienen, wiewohl die Geschichte anderer Völker gar nicht zu vergessen ist. Weil aber in diesen Geschichten eine Känntniß der alten Sprachen und der Fähigkeit Urkunden zu lesen und zu beurtheilen

len nöthig ist, so müssen sie die Diplomatik und alt lateinisch barbarische, sowohl als die alt teutsche Sprache erlernen, und unter denen heutigen Sprachen Teutschlandes ist keine besser als die Fränkische und nüzlicher als die Plateutsche. Diese Anmerkung ist vor einen Juristen sehr gut, denn es kommt bei ihm gar ofte vor, daß er alte Urkunden beurtheilen soll.

Derowegen können sie in dem lezten Jahre die Stats-Lehen- und Positiv-Völker-Rechte erlernen, doch so, daß sie beständig mit der Geschichte und allgemeinem Rechte ihren Unterricht verbinden. Wenn sie Muse haben, hören sie ein Collegium über die Diplomatik, die Reichs-Proceße, und machen den Schluß mit Disputiren.

Alle diese Dinge tragen zur Bildung eines Rechtsgelehrten das Ihrige auf eine solche Art bei, daß dieser ohne ihre Hülfe nicht sein kan.

Es ist einem iungen Menschen sowohl als einem Gelehrten sehr nüzlich, daß er eine gute Kanntniß von Büchern habe, aber er muß in der Wahl einige Klugheit bliken lassen.

Ein Studente muß sich nicht mit Büchern überhäufen, sondern nur so viel besizen und lesen, als zu seinem Zweke nüzlich ist. Er muß sich nicht gleich an das Lesen derer Ausführungen (Commentariorum) gewöhnen, denn er wird mit vieler Mühe nichts lernen, weil man eine grose Geschiklichkeit nöthig hat, solche zu verstehen und besonders zu gebrau-

chen. Weil es nun aber vornemlich auf die Grundsäze ankommt, so muß man diese gründlich erlernen, und keine Bücher lesen, die uns nicht solche an Handen geben, oder gar schon vorausseżen. Wenn daher gleich mancher Lehrer ein aufmerksames Gemüthe durch vieles Anziehen der Bücher und Schriften überhaupt, begierig macht, solche zu beſizen und zu lesen, so muß man sich hierinne mäßigen. Es ist dieses mehrentheils unnöthig und hat die elende Absicht, des Lehrers Geschiklichkeit alleine zu zeigen. Dennoch kan es nicht schaden, zuweilen eine academische Abhandlung zu lesen, wenn man in einer Sache Erläuterung brauchet, oder sich diese Art Schriften bekannt machen will.

Weiter kan sich ein Rechtsbeflissener nicht leichte mit vielen Büchern einlassen. Ein gutes Corpus Juris Ciuilis, Publici, Canonici, Feudalis, Germanici, Gentium, wenn es sein Vermögen zulässet, kan ihm allerdings nüzlich sein. Eine Bibliotheca librorum iuris & Histor. it. Philosophiæ. Ein Lexicon Linguarum & iuris z. E. des Brissons, und in allen Stüken die nüzlichsten Lehrbücher (Compendia) samt einigen vorzüglichen iuristischen und historischen Abhandlungen, müssen seinen Bücher-Vorrath ausmachen. Wenn es aber Zeit, Umstände und Vermögen zulässet, ein und das andere gute Buch anzuschaffen, so muß man ebenfalls klug verfahren. Ist es ein historisch Buch, so sehe ich erstlich

lich auf den Nuzen, den es in Absicht auf mich, und denn überhaupt wegen seiner Güte hat. Im erstern Fall kan ich auch ein mittelmäßiges Buch nuzen, im andern aber bestimme ich aus denen Umständen des Verfassers und der Einrichtung wie ich das Buch beurtheile. Ein Rechtsgelehrter, ein Statsmann, ein Mann der aus Archiven schreibet, deren Schriften werde ich vermuthlich als sehr gut ansehen. Ist mir so ein Buch nüzlich und gut zu kaufen, so ist weiter keine Hinderniß, wenn man Mittel hat.

Bei juristischen Büchern brauche ich eben diese Vorsicht. Das Werk eines Mannes der Erfahrenheit und gute Einsicht hat, macht mir allezeit Lust es anzukauffen, hingegen werde ich von der Arbeit eines unreifen und neumodischen Juristen, einen gegründeten Ekel haben. Weil sie das Französische und Italiänische fernerhin erlernen wollen, so habe dabei nichts anzumerken, als daß diese Sprachen fast unentbehrlich sind. Die Franzosen schreiben ihre beste Stats-Sachen in ihrer Sprache, und weil wir ohne diese viel weniger einsehen würden, so darf ein Jurist diese Sprache gar nicht verabsäumen. Hiezu sezen sie noch, daß man durch diese Sprache im teutschen Statsrecht vielen Vortheil erlange.

Ich habe in meinem Studiren die vorgeschriebene Weise des Herrn E.. beobachtet, und dieselbe sehr gut befunden. Nach einer Zeit von 3. Jahren, begab ich mich nach Hau-

se, um die Früchte meines aufgewendeten Geldes einzuerndten. Eine so starke Veränderung wird insgemein einem Studenten unangenehm sein, weil man aus einem sehr vergnügten Leben in einen gezwungenen und mißvergnügten Zustand gesetzet wird. Es ist einem auch gewiß nicht gleichgültig, daß man liebenswerthe Freunde verlassen muß, die man wohl niemals wieder sehen kan.

Diese zwei Dinge machten mir meinen Abschied von Jena sehr verdrüßlich. Und was kan schmerzlicher sein, als wenn man einen Freund verliehret, den man nie verlassen solte? Bei der Trennung von dem Herrn Ma** empfand ich alle die Schmerzen, die von einem gerührten Gemüthe können gefühlet werden. Er war in gleichem Gemüths-Zustande, als wir uns schieden, und ich habe damals am besten eingesehen, wie hoch ich einen Freund hielte, den ich vielleicht auf ewig verlassen mußte.

Bey meiner Ankunft zu Hause begegnete man mir so wohl, daß ich gar bald einiger massen getröstet wurde. Meine Eltern, meine Anverwandte und gute Freunde überhäuften mich mit Liebkosungen. Aber so bald ich aufhörte, einen Gast vorzustellen, fingen meine Sachen einen ganz andern Lauff an. Man sahe mich als eine Last an, die man nicht von sich wälzen könnte, denn es war allenthalben wenig Hofnung zu einem Unterkommen.

Man schlug mir vor eine Hofmeisterstelle anzunehmen, aber ich hatte keine Lust dazu.

zu. Ein Einkommen von 50. bis 60. fl. 6. bis 7. Stunden tägliche Information, und noch viele andere Unbequemlichkeiten, verboten mir, einen so niederträchtigen Stand zu wählen.

Inzwischen da es mit meiner Versorgung schlecht genug aussahe, fande mein Vatter Mittel mir eine Anwartschafft auf seinen Dienst auszuwürken; Ich weiß nicht, wie er dazu gekommen, so viel aber habe erfahren, daß er sein übriges bisgen Geld an einen gewissen Herrn, der ihn dazu behülflich gewesen, verschenken müssen. Dadurch kame ich wider Wissen und Vermuthen zu einem Dienste.

Wie ich mich nach dessen Absterben zur Noth genugsam versorget sah, so war ich auf nichts mehr bedacht, als Kundschaft von meinem Freunde einzuziehen. Ich schrieb nach Hannover an ihn, ich erhielt aber keine Antwort; deswegen aber stellte ich meine Nachforschungen nicht ein, sondern ergrif andere Mittel meine freundschafftliche Neugierde zu befriedigen, die aber nichts destoweniger fruchtlos waren.

Weil ich aber nun mein bisgen Brod hatte, so glaubten meine Freunde, daß es ungerecht wäre, wenn ich es alleine verzehren wolte; daher riethen sie mir, zu heirathen. Es war mir auch dieser Vorschlag nicht ganz gleichgültig. Wenn ich eine reiche Person gefunden hätte, die mir auch durch andere Gründe hätte gefallen können, so wäre es mir nicht

ſchwer geworden, eine Verbindung zu treffen.

Man muß mir dieſes nicht als einen Geiz vorrüken, denn meine Umſtände erforderten ſchlechterdinges, daß ich auf Geld ſah. Eine ſchöne und tugendhafte Perſon, der nichts als Vermögen fehlte, hätte mich zwar ohne Zweifel nüzen können, aber ich würde ſie ſo wohl, als mich unglüklich gemacht haben. Meine Einkünfte reichten nicht weiter, als daß ich hinlänglich leben konnte, für zwei und etwa mehrere Perſonen waren ſie zu geringe, überdis verkündigten mir gewiſſe Umſtände zum voraus, daß ich meine Stelle nicht ewig, ſo zu reden, beſizen würde.

Die gegenwärtige Verfaſſung unter denen Menſchen machet, daß ſie ſich durch Geld über alles erheben können. Deswegen ſind die eigennüzigſten Leute die glüklichſten, ihr Vermögen ſezet ſie in ſolche Umſtände, daß die Verdienſte ihnen allemal nachgeſezet werden. Man kan davon unzehliche Proben, beim Heirathen und Erwerbung derer Aemter, finden. Dadurch werden die Familien groß und angeſehen.

Ich hatte alſo gar nicht Urſache mein mittelmäſiges Einkommen mit einer Perſon zu theilen, die eines beſſern Glükes werth wäre. Gewiß, ein karges und eigennüziges Leben war nicht meine Sache. Ich war mit meinem Stande zufrieden. Ein unruhiges Leben, wenn es gleich meine Umſtände verbeſſert hätte,

hätte, wäre mir gar nicht angenehm gewesen.

Meine sorgfältigen Freunde aber unterliesen nicht mich zu einer Heirath zu bereden. Wie sehr sind nicht die Menschen zum Brautwerben aufgelegt? Der Herr P.. mein Vetter und Nachbar schlug mir die Jungfer W.. vor, und machte Gelegenheit daß ich sie sprechen konnte. Sie hatte 4000. fl. gleich zur Mitgabe bekommen, und die Aussteuer ward nicht mitgezählet. Ihre Eltern stunden in gutem Rufe. Sie war erst 18. Jahre alt, und konnte schon einem ganzen Hauswesen vorstehen. Das waren gewiß die schönsten Eigenschafften der Jungfer W.. Ihre Person war so angenehm nicht. Man stelle sich eine Person vor, die von mittelmäsiger Gröse und ziemlich Bokengrübig ist, die eine breite Stirne, einen allzufreigebig zugemessenen Mund, eine kleine und breite Nase, kleine trübe Augen, und überhaupt die verdrüßlichste Bildung hat, so wird man die W.. sich leichte vorstellen können.

Wie ich sie das erstemal bei der Frau P.. beim Cose antraf, so lernte ich sie einigermasen kennen. Wir sprachen vom Spaziergehen, die Jungfer W.. verachtete diese unschuldige Ergözlichkeit Ich komme gar nicht aus, sprach sie, ausser in die Kirche, und zu meinen Pathen. Als ich mich darüber zu verwundern schien, so sagte sie, daß sie auf die Leute nichts hielt, die nicht ihr grüßtes

Vergnügen im zu Hause sein, und bei ihren Hausweten hätten. Vom Spiele hielte sie gar nichts, vornemlich wenn man um Gewinnste spiele. Wie wir von Büchern sprachen, so wußte sie nichts zu sagen, als daß sie von der Baniſe und dem Elbenſtein habe reden hören. Sie hätte aber zum Leſen keine Geduld, und ihre Mama litte es nicht ſo gottloſe Bücher, als die Romanen zu leſen. Ich ſagte zwar mit aller Höflichkeit, daß der Elbenſtein ein unanſtändiges Werk ſei, dennoch aber rühmte ich einige Romanen, die den Willen und Verſtand beſſerten, ohne daß ich Gehör fand. Sie brachte vielmehr eine ſo lange Erzehlung von Wirthſchaffts-Sachen auf die Bahn, die ihre Erfahrenheit zeigten, aber zugleich ein eigennüziges, tükiſches und neidiſches Gemüthe entdekten. Kurz, ich fand die Jungfer W.. nicht nach meinem Geſchmak, und ich war nicht nach den ihrigen, wiewohl ihr meine Höflichkeit, die ich gegen ſie bliken ließ, nicht misfiel.

Es war mir daher ein rechter Abſcheu eine Perſon zu wählen, die ſo wenig Liebenswürdig war, und ſo ſehr man mir auch ihre gute Aufführung lobte, ſo wenig gab ich Beifall, weil ich immer mehr vom Gegentheil überführet wurde. Vielleicht iſt auch meine Kaltſinnigkeit der Jungfer W.. nicht ſchädlich geweſen, denn ſie hat ſich kurz hernach an einen Conſiſtorialrath verheirathet, der eine beſſere Art zu denken, als ich, hatte.

Mei-

Meine Gleichgültigkeit wäre bald abgeholfen gewesen, wenn die Jungfer F.. die ich hernach kennen lernte, nur nicht ohne alles Vermögen gewesen. Dieses verhinderte mich sie zu heirathen. Sie besaß so liebenswürdige Eigenschaften, daß es mich empfindlich schmerzete, daß ich sie nicht glüklich machen konnte. In Wahrheit, es ist schmerzlich, wenn eine vernünftige Liebe nicht befriediget werden kan.

Nichts war also vermögend mich zu einer Verbindung zu verleiten. Ich entschloß mich daher meine Zeit Ehelos hinzubringen. Mein Vorsaz reuete mich nicht, und ich war noch immer besorget von Herrn Ma** Nachricht einzuziehen.

Da ich hierinne nie was zu Stande brachte, so fiel ich dem allgemeinem Rufe, daß Herr Ma** tod sei, bei, und empfand darüber allen Schmerz, den das freundschaffelichste Gemüthe empfinden kan.

Es kam einiges Tages ein wohlgekleideter Bediente zu mir, der vor seinen Herren sich einen Besuch bei mir ausbat. Ich versicherte, daß mir damit eine Ehre geschehe, und fragte nach dem Namen des Unbekannten. Der Bediente befriedigte keinesweges meine Neugierde; er sagte, es wäre ihm zu reden verboten, und sein Herr würde gar bald meine Frage beantworten.

Nachdem mich der Bediente verlassen hatte, so stellte ich meine Untersuchungen über

die Perſon des Unbekannten an, der mir ſeinen Beſuch hatte ankündigen laſſen. Meine Gedanken aber wurden bald durch die Ankunft eines Menſchen von ſehr gutem Anſehen unterbrochen, der in Begleitung des erwähnten Bedienten nach meiner Wohnung zueilete. Mein Herze ſagte mir ſchon eine angenehme Begebenheit zuvor, als ich auf einmal von dem Herrn Ma** meinem Freunde, denn er war es ſelbſt, zärtlich umarmet wurde.

Man muß einen Freund ſo zärtlich lieben und ſo lange nicht geſehen haben als ich, wenn man die Regungen der Freude genugſam begreiffen will, die mir die Umarmung des Herrn Ma** verurſachet hat. Anfänglich redete mein Herze durch Thränen und Liebes-Bezeigungen, die mein Freund auf gleiche Weiſe beantwortete. Kaum aber war ich wieder auf einiger mehr geſetztern Gemüths-Art, als ich ihn bat mir eine ausfuhrliche Nachricht von ſeinen Begebenheiten zu geben. Ich hatte damals eine kleine Wirthſchaft, der meine Schweſter vorſtund, daher nöthigte ich den Herrn Ma** bei mir zu ſein, welches er mir einräumte und ſeine Geſchichte ohngefehr alſo erzehlte:

## Geſchichte des Herrn Ma**

Die Natur die den Menſchen hervorbringt, ſezet ihn in einen ſehr unruhigen und misvergnügten Zuſtand Die beſtändige Veränderungen aber, welche ſein Misver-

gnü-

gnügen ausmachen, sind in Wahrheit der erste Ursprung seiner Glükseligkeit. Saget man nicht, daß die Tugend oder Vortreflichkeit einer Sache in Erwählung der Mittelstrase bestehe? Gewiß, die Erfahrung bekräftiget diesen Saz ohne Ausnahme. Mithin muß sich die Gewißheit desselben auch in dem Laufe der Begebenheiten unter denen Menschen zeigen. Der Mensch hat nur alsdenn die Mittel seine Glukseligkeit zu machen, wenn er eine Erkänntniß des Guten und Bösen hat, und dadurch seine Begierden zu stillen lernet. Die Veränderungen, die unsere Tage begleiten, geben uns alleine zu dieser heilsamen Erkänntniß Anlaß. Wenn man glüklich ist, so folget bald eine traurige Abwechselung eines unangenehmen Zufalls. Aber auf diesen folget gemeiniglich wieder Freude und Lust. Man fasse sich daraus den Schluß, daß man sich weder von dem einem noch von dem andern verführen lasse, sondern alles zu seiner Besserung anwende.

Meine eigene Umstände haben mir diese Gedanken beigebracht. Aber kan sie nicht auch ieder Mensch aus seinen Erfahrungen schliessen? Gewiß es ist nichts anständiger, als wenn man in allen Fällen gesezet ist.

Ich bin die erste Frucht der Zärtlichkeit meiner Eltern. Man hat mir oft gesagt, daß sie sich sehr geliebet hätten. Meine Mutter war schön, liebenswürdig und nur 18. Jahre alt, da sie mich gebahr. Sie lebte mit meinem Vatter in der süssesten Eintracht, die die

Hof-

Hofnung eines angenehmen Kindes von Tage zu Tage vergrösserte. Aber, Ach! sie erlebte das Vergnügen nicht, ihre erste Frucht zu sehen! Mein Leben hat dieser vortreflichen Mutter das ihrige geraubet, weil man mich durch ein bekanntes Kunst-Mittel der Aerzte ans Licht brachte.

Man kan sich gar leichte vorstellen, wie sehr dieser betrübte Zufall meinen Vatter geschmerzet habe. Dennoch wurde er dadurch getröstet, daß mein Leben ausser Gefahr war, und er bezeigte sein Vergnügen auf alle Art darüber, so daß ich seine vätterliche Liebe vielfältig empfand.

Die Liebe der Eltern zeiget sich ohnstreitig am meisten, wenn sie ihre Kinder wohl erziehen. Deswegen gab sich mein Vatter alle Mühe, mich zu einen vernünftigen und christlichen Menschen zu machen. Er war aber hierinne so zärtlich, daß mich meine Wärterin fast gar nicht aus dem Hause bringen durfte. Inzwischen konnte ich seiner Vorsicht ungeachtet, nicht allen Zufällen der Jugend entgehen.

Die Vorsehung hat zwar eine uneingeschrenkte Vorsorge der Menschen über sich genommen, aber dieselbe ist so weise als vollkommen. Daher handelt sie dergestalt, daß sie sich gleichsam nach dem Bedürfnisse der Menschen richtet. Bei ienem hat sie in gewissen Fällen ein wachsames Auge, da sie hingegen bei dem andern in diesem Umständen es nicht für nöthig befindet. Ohnstreitig

zeiget ſich ihre allgewaltige Güte bei unmündigen und ſolchen, die ein Natur- oder Zufalls-Fehler jenen gleich machet, am meiſten. Ohne dieſe würden viele rechtſchafene Leute in ihren erſten Tagen wieder geſtorben ſein, und das menſchliche Geſchlechte vieler Wohlthaten groſer Leute entbehren müſſen.

Als ſich einſtens mein Vatter entfernet hatte, ſo trug mich meine Wärterin auf ihrem Arme auf die Straſe, und ließ mich hernach neben ſich herlaufen. Ich genoß dieſer mir angenehmen Veränderung nicht lange, als ſich ein wilder Ochſe, nachdem er ſeinen Stall erbrochen, ſo geſchwinde an meine Aufſeherin machte, daß er ſie plözlich auf ſeine Hörner ſezte, und ſo hoch von ſich warf, daß ſie ſich ganz heiſer ſchrie. So ſehr ich über dieſen Zufall erſchrak, ſo ſchmerzlich war es mir, da mich dieſes wilde Thier mit ſolcher Gewalt zu Boden drükte, daß mir 2. Ribben im Leibe zerbrachen, und mein Ende nicht mehr ferne zu ſein ſchien.

Weil mich mein Vatter zärtlich liebete, ſo läſſet ſich ſein Schmerze nicht genug ausdrüken, den er über mein Unglük hatte. Es war aber mein Zuſtand weniger gefährlich als man glaubte. Ich verlies in einer Zeit von 2. Monaten mein ſchmerzhaftes Lager, welches meinem Vatter ſehr angenehm war.

Kaum hatte ich mich wieder unter denen Menſchen ſehen laſſen, ſo begegneten mir abermals neue Zufälle die mir gar verdrüßlich wa-

waren. Was hätte mir aber empfindlicher, als der Tod meines Vatters sein können, der in dem fünften Jahre meines Lebens erfolgte?

Ich hatte die Einsicht nicht die Grösse dieses Verlustes genugsam zu erkennen, aber ich erinnere mich doch, daß er mir sehr schwer gefallen. Natur und Liebe sind auch in solchen Jahren reife genug, fühlend zu werden.

Wenn man keine Eltern mehr hat, so ist gewiß ein Kind unglüklich genug. Es verliehret Freunde, dergleichen kein Zustand in der Welt geben kan. Es muß sich fremden Leuten überlassen, die sie gemeiniglich verachten, wenn sie arm sind, und wenn sie Güter haben, vervortheilen. Wenn sie nicht recht redliche Leute sind, so können Menschen dadurch so lange sie leben, verdorben werden. Doch aber hat die Göttliche Vorsehung oft auf diese Art Menschen besser gemacht, die unter der Aufsicht sorgloser Eltern wären verderbet worden.

Daher würde manches Kind die Grösse seines Elendes nicht ertragen, wenn es dasselbige recht einsehen könnte. Doch kommt auch hierinne die Vorsicht denen Schwachen zu Hülfe, daß sie durch ihr Unvermögen, die Härte ihres Zustandes nicht allzusehr beherzigen.

Mein Gemüthe war ganz niedergeschlagen. Ich hatte beständig ein ernsthaftes und bedachtsames Wesen, welches mich abhielt an denen gemeinen Lustbarkeiten junger Knaben

Theil

Theil zu nehmen. Vielmehr gefiel es mir mit geſezten Leuten umzugehen, und aus eben dieſem Grunde war ich begierig etwas zu lernen. Es waren nicht mehr als 1000. Thaler, die mir mein Vatter hinterlies. Mein gröſtes Glüke war mir der Vormund, dem ſie mit meiner Perſon in die Hände fielen.

Dieſer wakere Mann gieng mit beyden wohl um. Er legte mein Geld ſo wohl an, als es möglich war. Weil er ſahe, daß ich Neigung zum Studiren hatte, ſo lies er mich das dazu Nöthige erlernen, zumalen da er glaubte, daß es mir nicht am natürlichen Geſchike fehlte. Zu dieſem Vorhaben war nun mein Vermögen nicht zureichend, ſeine Güte aber erſezte allen Mangel.

Wie unbedachtſam gehen nicht die meiſten Leute zu Werke, wenn ſie einen jungen Menſchen zum Studiren anhalten? Die wichtigſten Dinge, Neigung und Geſchike, werden ofte von ihnen gar nicht zu Rathe gezogen. Eben als wenn einer, ſo bald er vom Mutterleibe kommt, allezeit die gehörigen Eigenſchafften mitbrächte. Stolz und Thorheit ſind die Gründe, die ſo viele Menſchen zum Studiren verleiten, dadurch entweder die Leute ſelbſt, oder das gemeine Weſen Noth leiden, wiewohl es gemeiniglich auf den Schaden des Leztern alleine ausgehet. Man ſeze hinzu, daß der Mißbrauch der Stiftungen, manchen zu einen Gelehrten macht, der als ein Handwerksmann oder Bauer dem State

genuzet hätte, da er ihm als ein Gelehrter schadlich ist. Daher ist nicht zu zweiffeln, daß die Obrigkeit noch dereinst bewogen werde, die Freiheit ihrer Unterthanen, sich zu einem gefälligem Stande zu bestimmen, aus guten Gründen einzuschrenken.

Es sei ferne von mir, daß ich glaube, mein Vormund habe meiner guten Gaben wegen mich studiren lassen; von meiner Neigung kan ich ohne Schamröthe Zeugniß geben, ich weiß aber nicht, ob man mir nicht schmeichelt, wenn man zugibt, daß er auch einiges Geschicke bei mir gefunden habe.

Der Sorgfalt des Herrn M.. meines Vormundes hatte ichs zu danken, daß ich unter die Zahl der Stipendiaten aufgenommen wurde. Dadurch erlangte ich gewisse Vortheile, ohne welche ich keine Schule hätte besuchen können. Ich bekam frei Kost und Wohnung, und daher reisete ich mit Vergnügen in ein benachbartes Gymnasium, wo ich meine Stiftung geniessen solte.

Als ich daselbst anlangte, so bezog ich eine Stube bei einem ansehnlichen und wohlhabenden Bürger, der zugleich auf Ansuchen meines Vormundes auf mein Thun Acht haben solte. Ich fand gar bald Mittel, mich bei diesem Manne beliebt zu machen. Er liebte mich so sehr, daß ich bei seinem Wohlthaten nichts brauchte als den Namen seines Kindes, weil er mir gleiche Zuneigung bewieß.

Seine Frau folgte dem Beispiele ihres Man-

Mannes so wohl nach, daß sie sich eine Pflicht daraus zu machen schien mich mit Wohlthaten zu überhäufen. Sie war eine von denen schönsten in dem Orte meines Auffenthaltes; dieser Vortheil aber wäre gering gewesen, wenn sie nicht recht schäzbare Eigenschafften besessen hätte. Sanftmuth, Güte, Arbeitsamkeit, Christenthum, waren Dinge die meine Haus-Wirthin in einem sehr hohem Grade besas.

Mein gütiger Wirth fuhr beständig fort, mich durch vielfältige Gefälligkeiten an sich zu ziehen. Weil er meine Neigungen kannte, so war es ihm auch leichte mich zu gewinnen. Da die Erfahrung lehret, daß die klügsten Leute zu verführen sind, wenn man nach ihren Neigungen mit ihnen handelt, so wird man es vor keine grose Erfindung halten, daß mein Wirth einen unerfahrnen Knaben eingenommen hat. Ich sezte auch in seine Wohlthaten kein Mißtrauen, denn es ist ja was gewöhnliches, daß ein wakerer Mensch jungen Leuten, besonders wenn sie es bedürfen, gütig ist. Es war mir daher auch nicht bedenklich, als mir geboten wurde, seine Gütigkeit seiner Frauen zu verbergen.

Aber dieser treulose Mann hintergieng meine Unschuld. Es war keinesweges eine Grosmuth unter seiner Güte zu sehen, ich war von ihm bestimmt, solche auf die niederträchtigste Art zu verdienen.

Als ich einst aus der Schule nach Hause kam, redete mich mein Wirth sehr Liebreich

an. Sie haben, sagte er, mir so viele Treue und Verschwiegenheit erwiesen, daß ich ihnen eine Probe von der Wahrheit meines Vorgebens zu machen ersuche. Hierauf zeigte er mir ein Briefgen, welches er mich einer gewissen Frau zu überbringen ersuchte. Ohnerachtet ich allzuunerfahren war den Innhalt eines solchen Zettelgens zu errathen, so kam mir doch die Sache so bedenklich vor, daß ich die Bestellung von mir ablehnen wolte. Ich glaubte deswegen hiezu Ursache zu haben, weil ich hörte, daß ich weder seiner Frau, noch dem Manne, der Frau W.. an die das Briefgen gerichtet war, einigen Verdacht erweken solte. Der Herr M.. mein Hauswirth belachte meine Vorsicht so schalkhaft, daß ich glaubte, ich müßte Unrecht haben. Es betrifft die ganze Sache, sprach er zu mir, Familien-Sachen, die ich gerne verborgen haben will. Auf diese Erläuterung trat ich meine unbekannte Liebes-Post an. Die Frau W.. empfieng mich sehr höflich, gab mir einen Thaler zum Geschenke, womit sie eine kleine Antwort begleitete, die dem Herrn M.. sehr angenehm war.

Weil ich in diesen Angelegenheiten glüklich und vorsichtig war, so erhielt ich immer neue Belohnungen, die meine Umstände gar angenehm machten. Ich sah freilich die Unanständigkeit meiner Dienste zuweilen ein, weil ich endlich eine unreine Liebe zwischen dem Herrn M.. und der Frau W.. entdekte; aber

aber ich war nicht gesonnen, eine Verrichtung zu unterlassen, die mir vieles eintrug.

Auf Schulen braucht man immer ein bisgen Geld. Man hat zuweilen eine kleine Ausgabe zu kleinen Näschereien. Man lernt ein Spiel, und läßt sich von denen ältern Schülern so lange sein Geld abgewinnen, bis man selbst in ihren Stand tritt und spielen lernet. So gering diese Dinge sind, so macht sich ein unweiser Knabe doch viele Lust damit, und es wird ihn schmerzen, wenn er es nicht hierinnen seinen lieben Cameraden gleich thun kan.

Da ich mich in der Schule befand, fehlte es mir gar nicht an solchen Ergözlichkeiten, die Geld erforderten, ich hätte aber daran einen grosen Mangel gehabt, wenn mir nicht mein Briefträger-Amt manchen Thaler erworben hätte. Daher war ich nicht gesonnen es abzulegen, weil meine Tugend und Einsicht nicht zureichte bei meinem Zustande das Verächtliche meiner Dienste zu betrachten. Ich befand mich über ein Jahr lang gut dabei, als man mich dieser Vortheile zu berauben anfieng.

Die Frau M.. kam ohnvermuthet hinter die Tüke ihres Mannes. Seine Untreue war ihr unerträglich. So bescheiden und klug sie auch war, so konnte sie doch einsehen, daß sie weit mehr Reizungen und Verdienste als ihre Nebenbuhlerin hatte. Es hat ihr auch am wenigsten an Personen gefehlet, die ihr

von der Wahrheit ihrer Verdienste ein Bekänntniß ablegten, und gerne eine gewisse Rache gegen ihren Mann ausgeübet hätten. Aber sie war viel zu grosmüthig ihre Rache mit Schande zu verbinden. Sie liebte den Undankbaren, und so sehr sie sich auch beleidiget befand, so war sie doch Anfangs entschlossen, ihrem Manne zu vergeben.

Sie wußte, was ich für eine artige Person gespielet, und sie drang in ihres Mannes Abwesenheit auf einer Messe sehr stark in mich, meine Verrichtung zu entdeken. Ich läugnete so unverschämt als es meine Jugend zulies, wiewohl meine Gesichts-Farbe und Bewegungen mein Läugnen widerlegten. Meine Hartnäkigkeit verdroß sie. Sie war so erbittert, daß sie mir mit Schlägen und Drohungen ein Bekänntniß auspressen wolte, welches ich nicht ehe ablegte, als bis sie eine bescheidenere Sprache annahm, die so wohl, als ein kleines Versprechen, über meine Unentschlossenheit siegte.

Meine Aussage wurde überaus gelassen von der Frau M.. angehöret, wiewohl zuweilen einige Thränen in ihre schöne Augen traten, die mich wehmüthig rührten. Nachdem ich sie befriediget, so ersuchte sie mich inständig, ein ihrem Manne und ihr so nachtheiliges Geheimniß zu verschweigen. Sie versicherte mich, daß sie aus dem ganzen Handel gar leichte kommen würde, und wolte mich nöthigen ein Geschenke anzunehmen, allein ich

schlug

schlug es ganz und gar ab, indem ich ihr sagte, daß ich sie viel zu viel beleidiget hätte, als daß ich ihre Wohlthaten verdienen solte.

Die Menschen verrathen in Wahrheit ihre Thorheiten nicht mehr, als wenn sie rachgierig sind. Sie übertretten die weise Vorschrift GOttes, die alle Rache verdammet, und überlassen sich einer schändlichen Lust, an ihres Beleidigers Untergang zu arbeiten. So abscheulich ist die Rache an sich selbst. Nichts aber ist unkluger, als wenn nach empfangenen Schaden, die Menschen ihr Leben und Glüke in Gefahr sezen ihren Widersacher zu schaden, da es doch gewiß ist, daß sie ohnmöglich ohne Schaden ihren Zwek erreichen können.

Die Menschen messen ihren Schaden gemeiniglich nach ihren Einsichten und Gemüthsbewegungen ab. Ein Verliebter hat sein höchstes Gut bei seiner Liebe; wenn er da beleidiget wird, so pflegt sein Zorn eine gewisse Raserei zu sein, die nach des Beleidigers Schaden dürstet. Das Frauenzimmer, welches, der Sage nach, überhaupt zur Liebe eifriger als die Manns-Personen sein sollen, ist gemeiniglich in diesen Falle aus dem angeführten Grunde empfindlicher und rachgieriger. Man darf nicht Beispiele in dem verrächtigen Italien und Spanien suchen, unser kaltes Teutschland weiß Geschichten, da sich die sanftesten Hände einer zarten Person bewafnet haben, eine beleidigte Liebe in der Person ei-

nes ungetreuen Liebhabers, oder einer Nebenbuhlerin, mit deren Blute zu rächen.

Die Frau M.. so wenig sie grausam zu sein schien, giebet ein betrübtes Beispiel. Die W.. war ihre Bekandte, sie ließ sie daher ersuchen an einem Abend einen Spaziergang mit ihr zu machen. Jene nahm den Vorschlag an, und folgte mit einem kleinen Mädchen von ihren Kindern dem Rufe der Frau M.. Es ward schon eilf Uhr zu Nacht als die Lustwandelnde noch nicht zurüke gekommen waren. Man wartete mit Sorgen auf sie, aber es verstrich die ganze Nacht, ohne daß sie gekommen wären.

Eben so verliefen die zwei darauf folgende Täge. Mein Herz war in einer grosen Angst, weil ich vermuthete, daß sich diese zwei Nebenbuhlerinnen etwas zu Leide thun möchten. Was ist es nicht vor ein Elend, wenn uns das Gewissen quälet! Inzwischen kam ein Jäger vor den Stadt Rath, und zeigte an, daß er eine Frau und ein junges Mädchen auf einer Blöse im Walde tod gefunden. Man vernahm balde aus der Beschreibung, die er machte, daß es die Frau W.. und ihr Töchterchen und ohne Zweifel ermordet wären. Der Rath nahm die Sache in Augenschein, und die Wundärzte gaben die Personen vor ermordet an. Man warf einigen Verdacht auf die Frau M.. Denn die Historie, die ich gespielet hatte, war dennoch bekannt worden. Ich mußte ein scharfes Verhör ausstehen, worauf

worauf die Anzeichen immer ſtärker wurden, und der Rath Stek-Briefe nach der M.. ausſandte, ohne daß man die geringſte Spur von dem Orte ihres Auffenthaltes hätte entdeken können.

So bald Herr M.. nach Hauſe gekommen, ſo wurde ſeine Sache unterſuchet. Meine Ausſage ſchlug ſeine Ausflüchte ſehr nieder, er kam aber, nach dem gewöhnlichen Fuſſe, mit einer unerhörten Geld-Buße durch. Dieſer betrübte Fall hat dieſen Mann völlig geworfen. Seine Gemüthsart veränderte ſich, ſein guter Ruf war verlohren, ſeine Freunde verlieſſen ihn, ſein Gütgen gieng eilends weg, bis er endlich Bettelarm und verachtet geſtorben iſt. Gewiß ein merkwürdiges Verhängniß eines unſeligen Ehebrechers!

Es war mir das Unglüke meines guten Wirthes ſehr ſchmerzhaft, denn ich war ihm aufrichtig ergeben. Man kan alſo leicht erachten, wie ſchwer es mir gefallen ſei, daß ich wider ihn habe ausſagen müſſen. Ich wolte zwar dabei, ſo viel als möglich war, dasjenige geheim halten, was ihm am wenigſten vortheilhaft war, aber mein Bekänntniß war ihm doch ſehr nachtheilig. Der geſtrenge Magiſtrat verfuhr auch gegen mich in einem gar gebieteriſchen Ton. Etliche alte Rathsherren ſagten mir auf eine ſehr unhöfliche Art, daß ich dergleichen Stüke nicht mehr ſpielen ſolle, ich habe auch keine Urſache denen Richtern zu widerſprechen.

Meine Gemüthsart fieng ſich allgemach an genauer zu zeigen. Ich merkte, daß es mir eine kleine boshafte Freude verurſachte, wenn ich einen Streich geſpielet hatte. Dieſe Art zu denken, hatte ich einigen Romanen zuzuſchreiben, die mir eine Luſt machten kleine Streiche auszuüben. Die Rolle, die ich bei dem Herrn M.. geſpielet hatte, kam mir ſchon als ein kleines Abentheuer vor, und inſonderheit gefiel mir der Auftritt mit denen Rathsherren. Ich nahm nach dem Beiſpiele anderer luſtiger Mit-Schüler, an allen Schelmereien Antheil.

Ich hatte unter meinen Cameraden einen ſehr guten Freund den Herrn W.. dieſer aufgewekte Menſch machte mir tauſenderlei Vergnügen. Er war ein beſonderer Liebhaber von Comoedien, und las fleißig Romane. Als einſt eine Geſellſchafft von guten Luſt-Spielern bei uns ankam, ſo machte er Bekanntſchafft mit ihnen, und zog mich auch dazu. Dieſe Leute gefielen mir, und wurde ich mit einem ſehr artigen Mädchen bekandt, die zum erſtenmale mein Herze zärtlich machte. Das Mädchen war mir auch nicht feind. Wir lebten ſehr artig zuſammen, und lieſen uns überreden ein Spiel mit zu machen, welches der aufgewekte Moliere verfertiget hatte. Die Leute erkannten uns, wie wir auftraten, wir lieſen uns aber nicht irren, ſondern machten unſere Rolle, mit allgemeinem Beifalle.

Die Herren Conſiſtorial-Räthe waren

gar

gar sehr über uns aufgebracht, als sie unsere Ausschweifung vernahmen. Man lies uns gewaltig ausfilzen, und wurde ich insonderheit mit dem Verluste meiner Stiftung bedrohet. Wir zogen uns diese Sache nicht allzusehr zu Gemüthe, weil unser Rector nichts unrechtes dabei sah, und daher unsere Vertheidigung auf sich nahm.

Leute, die die schöne Gelehrsamkeit nicht kennen, und als Brod-Gelehrte, man vergebe mir diesen Ausdruk, das Recht zu haben glauben, eine Sache ohne Beurtheilung zu verdammen, können darinne nicht anderst als unbillig sein. Wie, sagen diese gestrenge Herren, sich mit Comoedianten gemein zu machen, mit Leuten, die nirgends zu Hause sind, die die Rechte verwerfen, die die Kirche von denen Heils-Mitteln und Begräbnisse ausschlieset, ist das nicht eine sündliche Sache? Aber ist es nicht eine Schande in denen heutigen aufgeklärten Zeiten, solche Dinge ohne Grund zu behaupten, und Leute, welche zu der Aufnahme der Tugend das Ihrige beitragen, zu verdammen? Solte man nicht vielmehr meine Erzehlung für eine Fabel ansehen? In Wahrheit, wenn alle Menschen vernünftig und billig wären, so würde man kaum glauben können daß man geschikte Lustspieler verdamme, nachdem die gelehrtesten Leute vor die Schaubühne arbeiten, und ihre Ehre hinlänglich gerettet haben.

Unser Herr Rector, der mehr Klugheit besas, als man gemeiniglich bei Leuten seines

Standes ſuchet, war der Meinung zugethan, daß ein junger Menſch nicht unrecht thue, wenn er aus guter Abſicht auf den Schauplaz tritt. Man weiß auch, daß auf vielen Schulen, Schauſpiele aufgeführet werden, damit junge Leute einen freien und anſtändigen Vortrag annehmen. Weil nun auf dieſe Weiſe eine nuzliche Rede-Uebung daraus gemachet wird, und gewiſſe Umſtände auf unſerer Schule ſo fruchtbare Uebungen verhinderten, ſo hat unſer ehrwürdiger Rector unſere Verſuche auf dem Schauplaze keinesweges verworfen. Hiezu kam, daß unſere Schauſpieler wohlgeſittete Leute, und wir keines Laſters überwieſen waren.

Die allgemeine Göttliche Liebe ſolte billig allen Menſchen einen lebhaften Hang zur Billigkeit einflößen. Wie mehr würden wir uns nicht dieſer höchſten Tugend nähern, wenn wir uns angewöhnten, die Vorzüge unſers Nechſten mit Vergnügen anzuſehen? Wir würden alſo ein trauriges Nachdenken in uns erweken, wenn wir unſere Bruders Fehler entdekten. Wir würden aus Neigung zu unſerer Selbſtliebe erſt betrachten, ob wir auch würkliche Fehler ſehen, und uns gar ofte auf eine angenehme Art betrogen finden. In Wahrheit, da unſere laſterhafte Art zu denken, gemeiniglich die Wahrheit als eine Feindin ihrer unnatürlichen Wolluſt aus des andern Unvollkommenheit, anſiehet und verwirft, ſo ſind unſere Urtheile ungerecht und verläumdend.

dend. Lasset uns vielmehr die Göttliche Liebe nachahmen, und nicht gleich über jeden Irrthum einen voreiligen Schluß fällen. Wahrheit und Liebe werden uns ofte eine Sache gut vorstellen, die ein: lasterhafte Neigung im ersten Anblike verdammet.

Wenn die Herren Consistorial-Räthe vernünftig mit uns verfahren hätten, so wäre es ihnen leichte gewesen das Unsträfliche in unserer Aufführung einzusehen. So aber entzogen sie mir meine Stiftung, als ich mich abermals auf dem Schauplaze sehen ließ, wiewohl man mir solche bald darauf wieder zusprach.

Ich war nicht mehr allzuweit von dem academischen Leben entfernet, als ich durch eine grose Gefahr beinahe um die Hofnung ein Bursche zu werden, gebracht wurde. Die brennende Hize in denen Hundstagen bewog mich mit einigen Freunden eine kleine Bad-Lust anzustellen. Nachdem ich meine Kleider ausgezogen, und mich ins Wasser geleget hatte, so versuchte ichs, über ein sehr tiefes Loch mit einem Weiden-Büschel zu schwimmen, ohne daß ich denselben an mir bevestiget hatte. Wie ich meine Farth machen wolte, so sank der Büschel, indem ich mit keinem rechten Gewichte darauf zu liegen kam, und ich fiel mit groser Bestürzung in das Loch hinein. Doch verdoppelte die Liebe zu meinem Leben in dieser Noth meine Kräfte dergestalt, daß ich meinen etwas fernen Cameraden meine

Be-

Begebenheit eröfnen konnte. Sie kamen auf mein wehmüthiges Schreien gelaufen, und ihrem Eifer nebst der Göttlichen Hülfe habe ich mein Leben zu danken.

Dieses war schon immerhin ein Anfang von denenjenigen unglüklichen Schiksalen unter denen ich in der Folge der Zeit war. Woher kommt es denn auch, daß so viele Menschen ihre Lebenstage mit beständigen traurigen Abwechslungen zubringen müssen, da so viele von dergleichen Zufällen befreiet bleiben? Ich gestehe es gerne, daß ich die Gründe davon nicht einsehen kan, aber ich glaube, daß viele Menschen in diesem Falle eben so unwissend, als ich, sind.

Nun wartete ich mit vieler Sehnsucht auf meine Abreise auf Academien, als man mir antrug, unter vortheilhaften Vorschlägen, nach B.. zu gehen, das berühmte Gymnasium zu sehen. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen, und nahm von meinen Freunden Abschied.

Da ich eine grose Begierde zur Veränderung in mir habe, und mir deswegen die Reisen gar angenehm sind; so trat ich mit nicht geringer Freude auf die Land-Kutsche. Ich fand meinem Vermuthen nach gar gute Gesellschafft, und erfreuete mich an den lustigen Einfällen des Land-Kutschers, die mir die Hofnung einer angenehmen Reise machten. Ueberdis hatte ich starke Gesellschafft von 3. Manns- und 5. Frauens-Personen, die mir recht wohlgesittete Leute zu sein schienen.

Un-

Unter dem Frauenzimmer waren recht wohlgebildete Mädchen. Sie verbanden mit ihrem guten Ansehen ein gewisses höfliches und sittsames Wesen, daß mich recht einnahm. Der eine von denen Manns-Personen gab sich vor ihren Vetter aus, und begegnete ihnen mit einer Art die mir sehr gebieterisch vorkam. Der eine schien der andern Jungfer, die sich E.. nennte, Liebhaber zu sein, und der dritte war ein Candidat, der erst vor 3. Tagen, wie er sagte, ein Amt erhalten hatte.

Die Aufführung dieser Leute kam mir ganz besonders vor. Sie waren sehr bekannt mit einander, wie es das Ansehen hatte, und dennoch thaten sie ganz fremde. Die eine, nemlich die E. hatte mein Herze ein bisgen gerühret, und ich nahm mir auch Gelegenheit, ihr solches zu sagen. Ich mußte mich dazu der Nacht bedienen, denn die andern Reise-Gefährden bemerkten unser Thun. E. schiene über meine Liebe gerühret zu sein, und beantwortete einige Küße sehr zärtlich. Inzwischen that sie, als ob sie sich für ihren Liebhaber zu fürchten hätte. Dieser Zwang machte sie mir nur liebenswürdiger, und bewog mich, sie noch mehr zu bitten. Sie war so barmherzig, und erlaubte mir einige Freiheiten, die ich noch nie gebrauchet hatte, die mir auch, weil ich sie für erstohlen ansah, viele Lust machten.

Man kan also leicht erachten, daß unsere Reise sehr kurzweilig gewesen. Unser Kutscher

scher trug aber dennoch das meiste zu meinem Vergnügen bei. Der geringste Umstand gab ihm Gelegenheit sein aufgeräumtes Wesen an den Tag zu legen. Das Lachen und Scherzen gieng bei unserer Gesellschafft gar nicht aus. Ich will eben nicht sagen, daß man mit witzigen Einfällen verschwenderisch gewesen, nein, es waren nur solche Scherze, die die Gelegenheit und Person angenehm machten.

Ich kannte die Personen nicht, die mit mir reiseten, aber ich war doch begierig hievon benachrichtiget zu sein. Meine Neugierde durfte nicht lange schmachten. Wir kamen in einen grosen Wald, und stellten allerhand lustige Betrachtungen über die Ergözlichkeiten in den Wäldern an. Wir kamen dabei auf das Schäfer-Leben zu sprechen. Unser Frauenzimmer machte uns das Vergnügen einige Hirten-Lieder zu singen. Die E.. sang gar angenehm. Ich erinnerte mich diese Lieder einstens auf dem Schauplaze gehöret zu haben. Nachdem ich meinen Gefährden davon Nachricht gegeben hatte, so versicherten sie mich, daß ich mich nicht irre, und daß sie solche öfters auf das Theater gebracht hätten. Mithin verstunde ich leichte, daß es Comoedianten waren.

Der Vornehmste ihrer Gesellschafft war schon mit seiner Frau und Geräthe nach B.. vorausgegangen, wohin sie ihm folgten. Derjenige, den ich vor einen beglükten Candidaten gehalten, war ein Candidat, der der Meinung

war

war, daß ſein Glüke ſo bald grünen würde, als er den Schauplaz betretten hätte. Dieſes war alſo ſein Dienſt, daß er von dem Herrn R.. in ſeine Geſellſchafft aufgenommen worden. Er war ein wohlgebildeter und geſchikter Menſch, welchen ich nachmal mit vielen Beifalle habe ſpielen ſehen. Derjenige, der mir ſo ernſthaft zu ſein ſchien, war ein abgedankter Amtmann, und z. von unſerm Frauenzimmer waren ſeine Baſen, die er als ein anderer Argus bewachte. Sein mürriſches Temperament hatte ihn in den Stand geſezt, daß er einen Alten, einen Geizigen, Verzweifelten und Verdrüßlichen mit beſondern Geſchike vorſtellte.

Der dritte von unſern Manns-Perſonen war ein Sohn eines verunglükten Kaufmannes. Er war in den ſchönen Wiſſenſchafften gar wohl bewandert, denn ſein Vatter hatte in ſeinem Glükes-Stand nichts an ſeiner Erziehung fehlen laſſen. Die Liebe, die er zu einem ſchönen und reichen Frauenzimmer trug, und welche durch ſeine unglükliche Umſtände alle Hofnung verlohr ſie zu beſizen, bewog ihn, unter die Geſellſchafft des Herrn R.. zu tretten. Seine gute Perſon und Geſchiklichkeit hat ihn auch zu einer Zierde derſelben gemachet. Ich richtete eine ſehr genaue Freundſchafft mit ihm auf, die ich um ſo lieber fortſezte, weil der Herr V. L.. der die Verdienſte ohne Anſehung der Perſon ſchäzte, viele Gewogenheit zu ihn hatte.

Ich

Ich habe dieſe Leute erſt nachmals in B. genauer kennen lernen. Die Jungfer E. hatte ſich zwar alle Mühe gegeben, das Herz des Herrn M.. ſo hies der liebenswürdige Comoediante, zu rühren, und ob er gleich viele Freundſchafft zu ihr trug, ſo war er doch vor niemand mehr eingenommen, als vor ſeine alte Liebſte, die auch in Anſehung ſeiner Treue, nach dem Tode ihrer Eltern, ſeine Hand annahm, und ihn in einen glüklichen und vergnügten Zuſtand ſezte.

Solte dieſes nicht beiden Geſchlechtern zu einer Probe dienen, daß es noch unter beden treue Seelen gebe? Gewiß, ſo theatraliſch auch die Geſchichte des Herrn M.. ſcheinet, ſo wahrhaftig iſt ſie auch. Wenn man die Güte hat, und nicht daran zweifelt, ſo werden bede Geſchlechter einſehen, daß ſie einander Unrecht thun, wann ſie ſich Vorwürfe von einer allgemeinen Treuloſigkeit machen.

Man verzeihe mir dieſe Unordnung in meiner Erzehlung. Wie wir uns in der Mitte des erwähnten Waldes befanden, ſo wurden wir in der Abend-Dämmerung durch einige Schüße erſchreket, die unſern Fuhrmann vom Pferde tod auf die Erde legten. Hierauf giengen ohngefehr 10. vermummte Kerle, mit gutem Gewehre verſehen, auf uns los, und befahlen uns trozig, aus der Kutſche zu ſteigen. Da ſie ihre Befehle mit grauſamen Bedrohungen verdoppelten, ſo gehorchten wir, denn wir waren mit keinem Gewehre, auſſer mit ein-

einigen Degen, verſehen. Vielleicht fehlte es uns auch am Muthe. Dieſe Nichtswürdige verbanden uns die Augen, knebelten und rattelten uns ſo feſte, daß wir hätten ſterben mögen. Sodann warfen ſie uns in eine dichte Wildniß, wo uns ihrer viere bewachten. Aber dabei lieſen ſie es nicht bewenden. Sie warteten nur ſo lange, bis ihre Cameraden mit Plünderung der Land-Kutſche fertig waren, worauf ſie uns unſer Geld und alles was wir hatten, auſſer der Kleider, beraubten.

Unſer Elend war ſo groß, daß wir nicht lange mehr würden gelebet haben, wenn uns nicht die Göttliche Barmherzigkeit noch erlöſet hätte. Wir lagen die ganze Nacht in der Kälte, näher dem Tode als dem Leben, und wir gedachten auf eine erbärmliche Art zu ſterben, als unſere Erlöſung herannahete.

Es hatte ein Jäger ohngefehr 15. bis 16. Schritte von unſern elenden Lager ein wildes Schwein gefället. Derſelbe hatte einen Hund bei ſich, welcher uns aufgeſuchet, und durch ſein Gebelle ſeinen Herrn zu uns zog. Dieſer wakere Mann entledigte uns unſerer Bande, und ließ uns das frohe Tages-Licht wieder ſehen, nachdem er unſern unangenehmen Schleier von unſern Augen weggenommen hatte.

GOtt hatte uns durch ihn einen getreuen Helfer verſchaffet; er tröſtete uns mit ſolchen Gründen, die die chriſtliche Religion annimmt. Bei dem Troſte ließ es aber ſeine Güte nicht

bewenden, er brachte uns erſtlich in ſeine nicht allzuferne entlegene Wohnung, wo wir wieder unſere Betrübniß etwas linderten. Sodann gab er uns einiges Geld, und lies uns, nachdem wir durch vielerlei Liebeswerke erfriſchet worden ſind, auf ſeine Koſten auf 2. Wägen nach dem Orte abführen, wo die Land-Kutſche pflegte abgelöſet zu werden.

Sobald wir daſelbſt angelanget waren, gab ich mir die Mühe meinen Vormunder von meiner Begebenheit umſtändlich zu unterrichten, und zugleich einige Geld-Hülfe zu begehren. Ich erhielte das verlangte Geld, und kam glüklich nach B..

Meine Ankunft war dem Herrn Rector auf dem Gymnaſio, der mein Vetter war, gar angenehm. Er verſprach mir viele Vortheile, und ich wolte nichts mehr wünſchen, als daß ich meine Erkänntlichkeit davor an den Tag legen könnte, ſo ſehr iſt mir ſeine Güte nüzlich geweſen?

Ich war kein Jahr in B.. geweſen, als ich Anſtalt machte auf die Academie zu gehen. Aber ein abermals ſchmerzlicher Zufall hätte mir dieſen Vorſaz beinahe zu Nichte gemacht. Mein Haus-Wirth hatte eine Magd, der ich gefallen hatte. Meine Unſchuld und mein freundliches Weſen mögen daran Urſache geweſen ſein. Anfänglich lies ich mir ihre Liebkoſungen nicht mißfallen, weil ich keinen Nachtheil beſorgte; nachgehends aber ſuchte ich ſolchen zu entgehen, als ich ſahe, daß ſie eine

ungleiche Absicht hatte. Ich bin zwar ein Liebhaber vom schönen Geschlechte gewesen, und es war mir eine Freude, wenn ich einige Freiheiten bei einem Frauenzimmer genieſſen konnte; aber für Laſtern hatte ich einen Abscheu. Weil mein Herze keine Zuneigung gegen die Magd meines Wirthes empfand, so war es mir gar nicht leid, ihren Versuchungen zu entgehen. Als ich einſt von einer guten Geſellſchafft ſehr ſpäte und betrunken nach Hauſe kam, ſo eröfnete mir dieſes verliebte Mädchen die Thüre. Die Schwäche meines Verſtandes und die Liebkoſungen dieſes Mädchens, bewogen mich eine Schwachheit zu begehen, die ich mit vieler Wehmuth beweinte. Das Mädchen ward ſchwanger, und ich wurde leider! für die unglükliche Urſache ihrer Schwängerung angeſehen.

Ich erſchrak dergeſtalt, als mich das Mädchen angab, daß ich plözlich aufpakte und meinen Stab weiter fortſezte. Die Furcht vor der Strafe, die Schande, der Vortheil, das Gewiſſen, alle dieſe Dinge erſchrekten mein Gemüthe. Ich mußte meine Theologie, die ich zu ſtudiren Willens war, auf einmal verlaſſen, meine Stiftung fiel weg; alles dieſes bewog mich auf einen gewiſſen Werb-Plaz los zu gehen, und Soldate zu werden. Ehe ich aber dieſes bewerkſtelligte, kamen einige ehrliche Bürger, die mich abholten, und mit vielen Zureden wieder nach B.. brachten.

Die Obrigkeit ist christlich in meiner Sache zu Rathe gegangen. Meine Jugend, mein Widerstand gegen die betrüglichen Lokungen, die Umstände bei meinem Verbrechen, dienten mir zu sichern Ausflüchten, die in das Herz der Gerichts-Personen drangen. Da alle diese Dinge ruchbar worden sind, so haben mir auch andere billige Leute ihre Gewogenheit beibehalten.

Nach dieser Begebenheit war ich nicht länger, als 3. Wochen in B.. Mein Geräthe, das ich nöthig hatte, war bald zu Stande gebracht, ich empfahl mich daher der Gewogenheit wakerer Personen, und trat meine Abreise nach Jena an. Ich bekam Gesellschafft von 2. Handels-Leuten und einen jungen Menschen, der ebenfalls ein Studente werden wolte. Mit diesen kam ich glüklich nach Jena.

Es war damals eine grose Anzahl Bursche in Jena, dennoch aber fehlte es mir keinesweges an einer guten Wohnung, welche ich unter vielen erwählte. Meine Landes-Leute giengen mir dabei mit ihrer Anweisung an die Hand, und überhäuften mich die ersten Tage meiner Ankunft mit Höflichkeiten. Sie gaben mir allerhand Regeln, darnach ich am besten leben könnte, und machten mich zu ihrem Bruder. Ich fand aber bald, daß es mir am vortheilhaftesten wäre, mehr mit Fremden als mit Landes-Leuten Gesellschafft zu machen, ia, ich habe keine Ursache gehabt die-

dieſes zu bereuen, wenn ich gleich keinen einzigen Menſchen, als meinen wertheſten Freund, ſagte er auf eine ſehr höfliche Weiſe zu mir, hätte kennen lernen.

Die academiſche Lebens-Art war diejenige, die mir am meiſten gefiel. Ich lies mir mein Studiren ſehr angelegen ſein, und nach dieſem war ich kein Feind von Ergözlichkeiten. Eine ununterbrochene Geſundheit, gute Freunde, eine Erweiterung meiner Erkänntniß, die ich berühmten Weltweiſen und Rechtsgelehrten zu danken hatte, eine vernünftige Freiheit, machten, daß ich meine Tage niemals angenehmer zugebracht habe. So gering auch mein Wechſel war, ſo wenig war mein Gemüthe unruhig, weil es mir nicht an Lebens-Unterhalt, ja zuweilen gewiſſen Ergözlichkeiten mangelte, die man ohne Aufwand nicht haben kan.

Meine Zufriedenheit war eine Frucht einer nach Gründen abgemeſſenen Lebens-Art. Ich ſuchte nach meinen Kräften die Pflichten gegen GOtt, gegen die Menſchen und Geſchöpfe, und folglich auch gegen mich auszuüben. Ich war gewohnt täglich zu unterſuchen, was ich daran gethan, oder unterlaſſen habe. Es war mir alſo mein Zuſtand vergnügt und ſchäzbar.

Iſt es aber nicht zu beweinen, daß man auch nicht einmal durch die Tugend vor denen Tüken der Menſchen, welche doch nach dem Bilde des allergütigſten Heilandes geſchaffen

sind, allezeit sicher ist! Ich will dieses mit einem Beispiele zeigen.

Meine Wohnung war in dem Hause einer sehr artigen Witwe. Sie war zwar keine von den schönsten, aber doch ein recht kluges und wohlgebildetes Frauenzimmer. Bursche, die in ihren Liebes-Streichen nicht allezeit die Wahl haben, lassen nicht leichte eine Person unversuchet, zumalen wenn dieselbe eingezogen lebet. Diese hatte gleiches Schikſal. Einige recht ansehnliche Bursche machten einen Versuch, dieses Frauenzimmer zu gewinnen, sie war aber gar kaltsinnig gegen sie, weil sie ihre Absichten entdekte. Ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß sie mir nicht ungeneigt war. Weil ich ihr nie eine Beleidigung zufügte, meine Miethe ordentlich bezahlte, ihr Geräthe wohl hielt, und ordentlich lebte, auch den gebührenden Wohlstand gegen sie nicht verlezte, so war es gar nicht schwer einzusehen, warum sie einige Gewogenheit gegen mich hatte. Aber weit gefehlt, daß sie in einem Liebes-Verständnisse mit mir gestanden, glaubten doch diese abgewiesene Herren, daß die Zuneigung meiner Hauswirthin gegen mich, die einzige Ursache ihrer verschmähten Zärtlichkeit wäre. Ohne einige Gewißheit davon zu haben, waren sie so unbillig, daß sie sich an mir zu rächen gedachten.

Ich wurde einst zu einem meiner Freunde zu einem Schmausse gebeten, wo ich einen von mir-

meinen vermeinten Nebenbuhlern antraf. Wir lebten recht vergnügt, und begaben uns Abends mit einer Musik auf die Gasse, wo mein Freund einem gewissen Frauenzimmer ein Ständgen brachte. Nachdem dieses zu Ende war, gieng ich, nach meiner Gewohnheit, zeitig nach Hause. Ich war nicht mehr weit von meiner Wohnung entfernet, als ich von einem sehr tollen Menschen mit denen Worten: Steh Canaille! mit entblößten Degen angefallen wurde. Dieser unversehene Auftritt bestürzte mich anfänglich, doch stellte ich mich zur Gegenwehr. Vorher aber ersuchte ich meinen Gegner, zu sagen, ob er sich nicht in der Person irre? Nein, sagte er trozig, du bist eben der H . . den ich züchtigen will. Diese Verwegenheit erzürnte mich dergestalt, daß ich ihn hizig anfiel. Wir fochten eine kleine Weile, als er mir einen gewaltigen Hieb auf den rechten Arm versezte. Meine Hize nahm dadurch zu. Ich gebrauchte die linke Hand so wohl zum Nachtheile meines Feindes, daß ich ihn durch einen scharfen Stoß zu Boden warf. Dieser Zufall erschrökte mich. Ich lief eilend nach meinen Zimmer, und gieng, nachdem ich einige Hemden aus meiner Kiste genommen hatte, zum Thore hinaus, wo ich hurtig nach Zwalzen zueilte.

In meiner ersten Bestürzung lies mich die Selbst-Liebe auf nichts anders, als auf meine Erhaltung denken. Ich wandte daher meine Kräfte nur dazu an, mich nach einen

ſichern Orte zu begeben. So ſehr ich auch eilte, ſo groß war doch meine Furcht, daß ich möchte ergriffen werden. Ein rauſchender Bach, die Bewegung eines Blates an einem Baume, faſt alle Dinge, die meine Sinne empfanden, kamen mir als Verräther meines Todſchlages vor. Ich ſahe in meinen Gedanken meinen unglüklichen Feind voll Rache gegen mich ſterben. Ich ſtellte mir den erzürnten Richter vor, der ſeine Leute nach mir ſchikte. Ich ſahe ſie ſchon hinter mir daher rennen. Man machte ſchon Anſtalt mich als einen Mörder, auf eine ſchimpfliche Art hinzurichten. Verzweifflende Vorſtellungen eines unvermeidlichen Unterganges bemächtigten ſich meiner Seele, und lieſen mir zum voraus die Todes-Angſt empfinden als ich mich auf einmal durch die Geſchwindigkeit meiner Füſſe in einen ſichern Orte befand.

Meine erſte Gedanken wechſelten nun ab, andern Troſtloſen Plaz zu machen. Das Bildniß desjenigen, den ich beſieget hatte, ſchwebte vor meinen Augen. Es ſtellte mir die Göttliche Rache tauſend Unglüks-Fälle und Strafen vor. Alle meine Sünden, die ich vorher kaum gekannt hatte, fielen mir bei und vermehrten meine Verzweiffelung.

Der Wirth, wo ich mich befand, ſprach mir immer Troſt zu. Aber mein Herze war zu nichts, als Verzweiflung geſchikt. Ich konnte dieſe Marter nicht länger ertragen, und warf mich ganz ohnmachtig auf das Stroh,

Stroh, das ich zu meinem Lager hatte bringen lassen. Mein matter Leib aber war keiner Ruhe fähig. Ich fieng an meine Wehmuth mit Thränen auszudrüken, die die betrübtesten Seufzer begleiteten. Ich getrauete mich nicht einmal die Göttliche Gnade anzubeten, die ich vor mir ganz entfernet zu sein glaubte.

Die Natur siegte doch endlich über die Unruhe der Seele. Da mich fast alle Kräfte verlassen hatten, so legte sie mich in einen sehr tiefen Schlaf, dessen Vortheile mir allein die erschröklichsten Träume raubten.

Diese Sorgen-volle Ruhe, wenn man so reden darf, wurde bald durch die Ankunft einiger Freunde, worunter sie sich auch befanden, gestöret. Sie brachten mir die Nachricht, daß mein Feind noch lebte, und daß man gute Hofnung zu seiner Auskunft hätte. Nichts als dieses konnte mein Gemüthe wieder aufheitern. Ich fieng an GOtt zu bitten, diese angenehme Nachricht zu bestättigen. Seine Barmherzigkeit erhörte meine Bitte; mein Widersacher ward wieder hergestellet, und ich durfte, nach Erlegung einer willkührlichen Strafe, mich wieder in Jena sehen lassen.

Hiedurch wurde meine Gemüths-Ruhe wieder herbei gebracht, die ganz bald wieder durch eine andere Sache, doch auf keine so empfindliche Weise, zu Grunde gieng.

Eine gewisse Schönheit zog meine ganze

Aufmerksamkeit auf sich. Ich hatte sie in einer guten Gesellschafft kennen lernen. Sie war schön, und hatte die Gabe sich mit besonderer Anmuth auszudrüken. Ein feiner Wiz, ein freies und wohlanständiges Wesen, und ein guter Geschmak in witzigen Schriften, die diese Schöne besas, machten sie in meinen Augen recht schäzbar. Ich hatte Gelegenheit, ihr meine Hochachtung zu entdeken, und sie antwortete mir mit vieler Klugheit. Eine kleine Hüte, die ich an ihren Ausdruken zu bemerken glaubte, machte mir Muth von der Liebe zu reden. Ich wurde weit höflicher angehöret, als ich vermuthet hatte. Die Jungfer W.. machte mir die allerartigste Erklärung, und erlaubte mir sie zu besuchen. Wie ich das erstemal meine Aufwartung machte, so fand ich noch mehr, daß sie mir nicht gram war. Ihre Mutter alleine verhinderte, daß ich meine Zuneigung einschrenkte. Diese Frau schien mir eine sehr strenge Gebieterin meiner Schönen zu sein. Sie sagte mir auch, daß ich nur in ihrer Gegenwart nicht viel von Liebe reden möchte, ihre Mutter wäre in diesem Puncte etwas eigensinnig, und sie hätte ihrer wegen schon die vortheilhaftesten Parthien ausschlagen müssen. Diese Erinnerung schien mir deso wahrhafter zu sein, da ich die Gemüths-Art der Frau W.. für sehr sonderbar ansehen mußte. Dennoch machte mir diese Hinderniß meine Liebe nur noch reizender, insonderheit da ich das Herze meiner Ge-

liebe

liebten ganz alleine zu beſizen glaubte. Ich machte der Frau W.. zur Zeit kleine Geſchenke, welches mir ihre Tochter als eine kleine Politik rieth. Ich vergas es auch nicht meiner Geliebten einige koſtbare Kleinigkeiten, man verzeihe mir den Ausdruk, anzunöthigen. Ich hatte aber davon keinen andern Vortheil, als daß mir dieſe Perſon einige Erkänntlichkeit verſicherte. Aber wie ſehr bin ich nicht betrogen worden?

Weil ich mich der Liebe zur Jungfer W.. ganz überlaſſen hatte, ſo war ich auf nichts bedacht, als was dieſelbe unterhalten konnte. Bei mir traf es daher ein, daß die Liebe blind oder zum höchſten einen unberufenen Dichter mache. Denn ich war mit des Bartoli Kunſt ſo ſehr zerfallen, daß ich die Hörſäle der Rechtsgelehrten nur ſparſam beſuchte, und davor ein Dichter werden wolte. Die Liebe verurſachte dieſe Verwandlung. Ich fieng an meine Freunde mit meinen poetiſchen Aufſazen zu quälen, wodurch ich ſie aber faſt alle ſchüchtern gemacht, zu mir zu kommen. Sie, mein Herr! waren ſo gütig, mich wieder zu rechte zu bringen, und lieſen ſich mit meiner dichteriſchen Enthuſiaſterei martern, ohne mir die Freude zu machen, meine Arbeiten zu loben. Doch, was iſt ſchweerer als einen Verliebten klug zu machen, und habe ich ſie nicht lange genug gezüchtiget, da ich ihnen mit Ableſung meiner Gedichte einſchlummerte? Meine Geliebte allein bewunderte ſie boshaft, ſo

ſehr

sehr sie auch nach der Lohensteinischen Apotheke und Gewürze roch.

Nachdem ich einst von meiner Geliebten Keuschheit nicht zum schmeichelhaftesten reden hörte, so verdroß es mich dergestalt, daß ich den Verläumder zu einem Zweikampf forderte, der mir zwar keinen andern Schaden, als eine Geld-Buße verursachte. Meine Geliebte dankte mir für meine Mühe so lebhaft, daß ich mich in dem Augenblike nochmals vor sie geschlagen hätte. Aber konnte ichs einsehen, wie sehr ich hintergangen wurde?

Sie, mein Freund! sprach der Herr M.. zu mir, waren freundschafftlich genug gegen mich, die Beschaffenheit meiner Liebe zu untersuchen. Ich befand mich eben bei ihnen, als sie mir auf eine recht einnehmende Art, vorhielten, daß meine Geliebte ihrer Freundschafft und meinem Glüke Schaden thate. Sie machten mir einen Vorwurf, da sie gar nicht beleidigend hinzusezten, daß sie nicht wüßten, wie es käme, daß ich ihrer Gesellschafft die Helfte eines Tages aufopferte. Diese Güte bewog mich aufrichtig zu sein und zu sagen, daß die Jungfer W.. meinen Besuch von sich abgelehnet hätte. So wenig Artigkeit bei dieser Erinnerung war, so war es mir doch unmöglich, über ihre Freundschafft meine Erkänntlichkeit zu verbergen, und meine Unhöflichkeit zu entschuldigen. Sie sahen meine Ausdrüke auf der besten Seite an; sie be-

bedienten ſich des ſchmeichelhaften Eindrukes ihrer Güte, und brachten mir einige wahrſcheinliche Zweifel wider die Redlichkeit meiner Geliebten bei. Zu einer andern Zeit wäre ich nicht fähig geweſen, die Stärke ihrer Beweiſe einzuſehen, nun aber fieng ich an, ſehend zu werden. Sie waren der Meinung, daß mich die Jungfer W.. darum nicht hätte vor ſich kommen laſſen, weil ſie einen andern Liebhaber Gehör geben würde. So ſchmerzhaft mir auch dieſer Gedanke war, und ſo wenig Luſt ich hatte, ihm Glauben beizumeſſen, ſo ſehr nahmen mich ihre Gründe ein. Hierauf erſuchten ſie mich, meine Geliebte zu überfallen, weil ich verſicherte, daß ich ſie für unwürdig hielte, mich an meinem Nebenbuhler zu vergreifen.

Ich gedachte wohl, daß man mir, im Fall die Jungfer W.. einen artigen Zuſpruch hätte, nicht gleich die Thüre öfnen würde, daher dachte ich auf andere Mittel meine ſchöne Ungetreue zu überfallen. Nachdem ich mich ſorgfältig in ihre Wohnung geſchlichen hatte, ſo gieng ich durch die Küche, wo eine iederzeit unverſchloſſene Thür war. Wie ich mich derſelben genähert hatte, ſo hörte ich ein boshaftes Gelächter in der Stube, und wie viel hörte ich nicht? Hierauf trat ich in die Stube, und Ach! was ſah ich nicht? Damit ich es kurz ſage, ich ſah einen jungen Menſchen das mit meiner Ungetreuen thun, was ich nie verſuchte zu thun, und was ich

nur ohne Verlezung der Geſeze hätte thun wollen.

Man war meiner Ankunft nicht vermuthend, man wolte gerne entſchuldiget ſein, und man wußte doch, daß man nicht anderſt als ſtrafbar vor mir ſein könne. Daher bat meine Geliebte um Vergebung ihres Verbrechens. Wider meine Gewohnheit war ich damals am wenigſten zum Zorne geneigt. Ich ſagte ihr deswegen ganz gleichgültig, daß ich ihr das Vergnügen nicht misgönne. In Wahrheit, ſagte ich ſodann zu meinem Nebenbuhler, es iſt mir angenehm, daß ſie eine ſo gute Wahl getroffen? Die Jungfer W.. iſt ein recht gutes Kind. Nicht wahr mein Kind, ſagte ich zu ihr, indem ich ihr auf die Art begegnete, wie man mit academiſchen Nymphen umgehet, du weißt einen artigen Burſchen ganz wohl zu bedienen?

Die Art meiner Aufführung verdros die W.. mehr, als meine Reden. Sie wurde dergeſtalt beſchämt, daß ſie weinte. Ich konnte ihre Thränen ohne Mitleid nicht flieſſen ſehen. Nach einer kurzen Zeit verlies ich ſie, mit dem Vorſaz, ſie nimmer zu ſehen.

So empfindlich ich auch von dieſer Perſon bin beleidiget worden, ſo gros hielt ich meine Rache, ſo gar, daß ich bei ihren Thränen, allen Zorn entfernt ſah. Es fiel mir ſchwer eine ehmahlige Geliebte beſchimpfet zu haben, ob ich gleich glaubte, daß ſie weit mehr verdiente.

diente. Auf dieſe Weiſe hat dieſes Liebes-Verſtändniß ſein Ende erreichet.

Ich war nun von der Liebe frei. Weil ich das Ziel meiner academiſchen Jahre auch nicht mehr ferne ſah, ſo verdoppelte ich meinen Eifer im Studiren, und gab mir die lezten 6. Monate ſo viele Mühe, daß ich für einen der allerfleiſigſten Burſche gehalten wurde. Ich hatte davon vielerlei Vortheile. Meine Einſicht wuchs, mein Geld hielt beſſer bei mir aus, und man hatte in meinem Vaterlande ſehr gut von mir geſprochen.

Unterdeſſen langte ein kleiner Wechſel zu meiner Abreiſe an. Dieſes wenige aber, ſo ich erhielt, war nicht zureichend alle meine Koſten abzutragen. Es iſt ein gemeines Schikſal der Studirenden, daß ſich immer kleine Schulden bei ihrem Abzuge von Academien finden. Man läſſet immer bei iedem Wechſel eine kleine Poſt ſtehen, und man ſiehet nie mehr, wie wenig vortheilhaft dieſes ſei, als wenn man abreiſen will. Die Univerſitäts-Bürger geben auch durch ihre betrügliche Nachſicht zu ſolcher Unordnung Anlaß. Wenn man ſie bei dem Empfang eines Geldes bezahlet, ſo laſſen ſie immer gerne einige Carlinen oder Ducaten im Reſte. Sie thun dieſes um ſo lieber, weil ſie ſich das Meiſte theuer genug bezahlen laſſen. Doch werden ſie zuweilen auch von denen Burſchen gar ſehr hintergangen

Auf groſen Academien höret man um die

Zeit,

Zeit, wenn Burſche nach Hauſe gehen, gemeiniglich vieles von liſtigen Streichen, die ſie ihren Glaubigern ſpielen. So wenig dieſe Leute ſonſt ſtreng ſind, ihr Geborgtes zu ieder Friſt ganz einzutreiben, ſo ſcharfſichtig und hart werden ſie wenn Burſche abreiſen. Zuweilen ſind die Schulden zu groß, als daß ſie ein Abreiſender bezahlen kan, oft glaubt ein Burſche, ſeinen Glaubiger mit Recht zu hintergehen, weil er weiß, daß er unbillig gegen ihn geweſen iſt; Bosheit, Noth, la öfters eine eingebildete Ehre, veranlaſſen die Studirende ihre Abzüge zum theil, ohne ihrer Gläubigen Erlaubniß, zu nehmen.

Ich war vor meiner Abreiſe in einem ſolchen Zuſtand, der mir nichts anders erlaubte, als ohne Abſchied von Jena wegzureiſen. Dieſes ſezte mein Gemüthe in die verdrüßlichſten Empfindungen. Es war mir nicht möglich meine Schulden zu bezahlen, und mithin wäre mir ein unangenehmes Gefängniß zu Dienſte geſtanden, wenn man meine Umſtände und mein Vorhaben entdeket hätte. Auſſer dem hatte ich mir keinen Vorwurf zu machen, denn ich hatte die Geſinnung zu bezahlen, und wußte auch, daß mein Bitten zureichend war. Damit ich nun vorſichtig gienge, ſo entſchloß ich mich mit meinen Glaubigern einen Vergleich zu treffen, darinnen ich meine Umſtände, Abreiſe und Geſinnung zu bezahlen entdeken, und ihnen Bürgſchafft verſchaffen wolte. So ſicher und vernunftig dieſer Entſchluß war, ſo ver-

verwarf ich ihn doch, weil ich Bürgen zu bekommen zweifelte, und der Redlichkeit meiner Gläubiger eben nicht viel zutrauete.

Mein erstes Vorhaben auszuführen, bediente ich mich verschiedener kleiner Griffe, die auf Universitäten nicht ungewöhnlich sind. Ich fieng nach Endigung der Collegien wieder andere an; wenn mir ein Diener das Lese-Geld abfordern wolte, so lies ich ihn niemals das erste Wort an mich kommen. Ich gieng diesen Herren entgegen; ich fragte auf eine sehr höfliche Art, ob dieser Herr Professor nicht dieses oder jenes Collegium halten wolte? ich versicherte, daß ich schon eine gute Anzahl Bursche hätte, die es mit hören würden. Ich erinnerte meine Schuld, bat um eine kleine Nachsicht, und auf diese Art habe ich die Professor, denen ich schuldig war, sicher gemacht.

Meine Philister, man halte mir diesen Ausdruk zu gute, hintergieng ich ohngefehr so: Ich gieng in der Kleidung und sonst ganz anders einher, als die abreisenden Bursche zu thun pflegen. Ich schafte vor mein Geld eine Bücher-Stelle, und borgte eine gewaltige Menge Bücher zusammen. Weil darunter sehr viele Follanten und Quart-Bände waren, so gedachten diese Leute, ich müßte brav mit Gelde versehen sein, und liesen mich ungemahnet. Ein gewisser Freund mußte mich einst, in der Gegenwart meiner Aufwärterin, wegen meines Fleisses im Studiren, loben,

dabei lies er ſich durch einige Worte heraus, daß ich mit nechſten eine academiſche Würde erlangen würde. Dieſes widerlegte ich zum Scheine, doch ſo, daß meine Aufwärterin, die ſich ſehr klug dünkte, die Erzehlung für ſo wahr hielt, daß man mir ſchon zum Voraus Glük wünſchte.

Man lies alſo alle Unterſuchungen wegen meines Zuſtandes weg, und ſchloſſen meine Gläubiger, daß ich bei meiner Promotion Geld genug bekommen würde, ſie zu befriedigen. Inzwiſchen trug ich, mit Hülfe guter Freunde, die ſich ein Verdienſt daraus machten, meine Flucht zu unterſtüzen, mein Geräthe und Kiſte zu einen Freund, der dieſelbe mit ſich nach Zelle nehmen ſolte, wohin ich auch eine Stunde hernach, unter Vergieſſung vieler freundſchaftlichen Thränen, zu Fuſſe aufbrach.

Kaum war ich zwei Tage gegangen, als ich mich entſchlos, meine übrige Reiſe auf der Poſt-Kutſche zu machen, ob ich gleich kaum ſo viel Geld hatte die Station-Gelder zu erlegen. Wie ich aufſizen wolte, ſo ſah mich ein ungeheuer diker Mann, der alle Züge des Wein-Gottes in ſeinem Geſichte hatte, mit einer fürchterlichen Mine an, und wolte mir den Eintritt in die Kutſche verwehren. Die Verwegenheit dieſes Mannes erſchrekte mich nicht. Ich hatte im Poſt-Hauſe ſchon anderthalb Thaler auf eine gewiſſe Stadt bezahlet, und weil ich ſahe, daß noch gar wohl

Plaz

Plaz für eine Person wäre, so sezte ich mich standhaft in den Besiz. Mein diker Bequemlicher zeigte darüber sein Misvergnügen mit einigen sehr unhöflichen Ausdrüken, ich beantwortete sie aber sehr lebhaft, und legte ihm bald ein Stillschweigen auf, indem die ganze Gesellschafft seine Unbilligkeit misbilligte.

Weil die sächsischen offenen Post-Wagen nicht gar zu bequem sind, so hatte ich gar viele Ungemächlichkeit, vornemlich bei Nacht, durch die Kälte auszustehen. Denn ich hatte ein leichtes Röckchen an, wie die Studenten tragen, und überdis saß ich an der Spize, wo mich die rauhe Luft recht beschwerte. Meine Gesellschaffter waren Kaufleute, die von der Leipziger Meße zurüke kamen, ein Rath aus H.. und ein alter Bürger, der eine Tochter in Zwikau besuchet hatte.

Man wird leicht glauben, daß diese Leute von nichts als von der Meße geredet haben. Die bösen Zeiten, der nahe Verderb der Handelschafft, eine weitläuftige Untersuchung der Ursachen, die gangbaren Münzen, die Verringerung des Reichs-Geldes, die Verunglükung groser Kaufleute, u. d. D. wurden sehr ausführlich von ihnen abgehandelt. Weil diese Art von Gesprächen mir einige unbekannte Dinge entdekte, so war sie mir so angenehm, als verdrüßlich sie mir durch eine unendliche Fortsezung ward. Diese Kaufleute waren mit gar guten Reise-Hüten und Pelz-Mänteln versehen, daher kam ich ihnen

gar verächtlich vor, als sie mich in einer so kurzen und leichten Montur reisen sahen. In Wahrheit, einem Gelehrten kommt es harte vor, wenn ihm Ungelehrte und noch dazu Bürger, gar keine Hochachtung erweisen! Aber was kan nicht bei einem Menschen ein guter Rok und ein reicher Beutel thun?

Der alte Bürger war ein Mann, der recht nach dem edlen Welt-Alter gebildet zu sein schien, welches wir nur dem Rufe nach kennen. Er belustigte mich mit seinem freien und aufgereimten alten Gesichte, mit seinen Erzehlungen von seinen Eltern, Freunden und Kindern, mit seiner Freundlichkeit, die von einer abgezirkelten Höflichkeit entfernet war. Er begegnete mir sehr wohl, ob er gleich keine andere Anrede als das uralte Hör er! gebrauchte. Wie ich ihm sagte, daß ich ein Studente sei, so sagte er mir, daß sein Herr Pfarrer und Amtmann auch studiret hätten. Er fragte mich um allerhand theologische Dinge, und als ich ihm sagte, daß ich kein Gottesgelehrter wär, so sagte er, daß ich es als ein Studirter doch wissen müßte. Ich mußte daher antworten, und ich gefiel ihm. Er theilte alles was er von seiner Tochter an Eß-Waren bekommen, mit mir, und als ich, nach meinem Ehr-Geize, bezahlen wolte, so sagte er mir, daß die Studenten so nicht viel Geld hätten, und nahm nichts an. Das Einzige was er verlangte, war, daß ich meinen Namen und Vatterland auf ein Stükchen

Eseis-

Esels-Haut, so er bei sich hatte, schreiben mußte.

Dieser Mann, der gewiß ehrlich und ein Christ war, vergnügte mich mehr, als der mürrische Rath, der neben mir sas. Es war dieses ein Mann, der eine recht verzwirrte Advocaten-Mine unter einem ungeheuren Pelzern Dekel verbarg. Er war meistens sprachlos, wenn aber von oeconomischen Sachen die Rede war, so überschrie er die ganze Gesellschafft. Ob er gleich ein Gelehrter war, so fand ich doch keine solche Neigung zu ihm, wie zu meinem Alten. Jener sahe so freundlich als der Morgen aus, dieser aber hatte eine Geheimnißvolle und boshafte Mine, so ohngefehr wie die Projectmacher. Jener redte, wie er dachte, dieser so behutsam und schalkhaft, als wenn er unter Kundschafftern gewesen. Wenn iener widersprach, so geschah es aus Liebe zur Wahrheit, bei diesem aus heimlicher Bosheit. Beide konnten einander nicht ausstehen, ob sie gleich sich nie entzweiet hatten. Hierinne mochten sie alleine einerlei Sinn haben. Der Rath gab seine Deutungs-Art auf diese Weise zum theil zu erkennen.

Wie ich im besten Gespräche mit meinem Alten war, so sagte der Rath zu ihm: Ihr grober Mann, wisset ihr nicht, daß man zu einen Studenten Hören sie, saget? Und sie Monsieur, sagte er zu mir, solten diese Grobheit nicht leiden. Ich bin ihnen verbunden, mein Herr, war meine Antwort, daß sie sich

meine Ehre so angelegen sein lassen, ich versichere ihnen aber, daß ich mich so wenig beleidiget finde, daß ich diesem rechtschaffenem Manne seine alte Art zu reden herzlich gerne lasse. Der Alte antwortete etwas bestürzet, daß man in seinem Orte, so lang er gelebet, nie anders redte, und daß er eben so mit seinem Pfarrer und Amtmanne spräche.

Als wir in G.. angelanget waren, so kam im Wirthshause eine alte Frau, die vor unsern Rath auf die Knie fiel. Ach um GOttes Willen! mein Herr, schrie sie weinend, sein sie doch so barmherzig, und machen daß meine Rechts-Sache in O.. bald zu Ende gehet. Stehet auf, Närrin! antwortete er; meint ihr Thoren denn, daß man euch gleich helfen kan? Wollen sie mich denn verlassen, schrie diese trostlose Frau, da ich ehestens gezwungen werde, mit meinen Vatterlosen Waisen das Bettel-Brod zu suchen. Geduld, war seine Gegenrede, das wird nicht geschehen, in 10. Wochen werden wir bald mehr wissen.

Die Frau stellte hierauf eine rechte Verzweiffelte vor, aber der Gewissenlose Advocat spottete über ihr Elend, und freuete sich, daß er fast angebetet ward. Wir betrübten uns über diesen Zufall, mein ehrlicher Bürger und ich, und als wir so wohl von der Frau, als von dem Wirthe erfahren, daß die Verzögerung des Rechts-Handels gröstentheils auf den Herrn Sachwalter ankomme, so haben

ben wir ihr ein kleines Geschenke gemacht, welches derselben vieles Vergnügen verschafte.

Wie unglüklich sind nicht diejenige, die einen eigennüzigen und boshaften Sachwalter haben? Wie sehr werden nicht die heilsamsten Geseze durch solche Leute verdrehet und unnüze gemacht? Ich erschreke allezeit, wenn ich von einem Gelehrten höre, daß er den Adel seines Standes durch einen Gesezlosen Willen verunehre, und solte man es glauben, daß ein Gelehrter so sehr wider seine Erkänntniß handelte, wenn das Gegentheil nicht immer vor Augen lege?

Sollen die Wissenschafften dazu dienen, daß die unmenschlichsten Laster, der Geiz, der Neid, Unbarmherzigkeit, Stolz und Hochmuth, eine Seele entehren, die die zureichendsten Begriffe von der Tugend hat? In Wahrheit, dieses wird niemand sagen können. Woher kommen denn nun die Laster der Gelehrten? Wenn die Menschen nicht aus Liebe zur Tugend gelehrt werden, sondern aus Hochmuth und Geiz, so ist es leicht einzusehen, warum so wenige Gelehrte tugendhaft sind. Wenn man die gelehrte Welt nur mittelmäsig kennet, so wird man leichte die Ursachen davon durchdenken können.

Es zweifelt niemand, daß die Tugend das einzige Mittel zur Glükseligkeit sei. Wenn man daher zugiebet, daß dieselbe durch tugendhafte Leute am leichtesten erhalten werde, so

wird ein Halb-Gelehrter, der tugendhaft ist, dem State weit nüzlicher sein, als ein lasterhafter Gelehrter.

Damit ich mich von meiner Erzehlung nicht allzuweit entferne, so sage ich, daß ich, nachdem ich meinen Alten unter vielen Thränen verlassen hatte, glüklich in Zelle angelanget sei.

Ich habe einen vornehmen Mann gekannt, der so zärtlich war, daß er von seinen guten Freunden niemals Abschied nehmen konnte. So bald als es Zeit war von iemand sich zu trennen, so bald wurde er unsichtbar. Er war schon bei der Heranaäherung der Abreise so weichmüthig, als wenig Leute bei der Trennung selbst sind. Sein Schmerz war nichts vermögend, als durch seine Bedienten und ein zärtliches Hand-Briefgen, Abschied zu nehmen. So war der Herr von P.. gesinnet, der eine schäzbare Person ohne die gröste Wehmuth nicht verlassen konnte.

Die Liebe, die wir zu iemand haben, wenn er uns Freude verursachen kan, ist eine der lebhaftesten Gemüths-Bewegungen. Wenn wir auf einmal aus dem Besize eines solchen Gutes gesezet werden, so wird unser Innerstes empfindlich. Das Angenehme, das Zärtliche, welches wir in der Liebe empfinden, ist sodann am fähigsten auf eine andere Bewegung zu fallen, ich meine den Schmerz, der ihrer Eigenschaft am gemäsesten ist. In beiden ist ein empfindliches Gemüthe zu ausschwei-

schweifenden Vorstellungen geneigt. Das veränderliche Schikſal der Menſchen, der Tod, der unter allen Veränderungen die gewiſſeſte iſt, ſtellen ſich unſern Augen gar ofte vor. Wir erinnern uns allzuſehr, daß wir und unſere Freunde ſterblich ſind

Wie ich 8. Tage in Zelle war, ſo erhielte ich meine Sachen nicht, wohl aber Antwort, daß ſie mit Arreſt wären beleget worden. Mein Freund, dem ich ſie anvertrauet hatte, ſchrieb, daß ſie ſeiner Vorſicht ohngeachtet von meinen Gläubigern wären auskundſchaftet worden, und daß man ſie in des Land-Kutſchers Hauſe alſobald verarreſtiret hätte. Dieſe Nachricht beſtürzte mich, denn ich wolte nicht gerne bekannt werden laſſen, daß meine Wirthſchafft am Ende das Schikſal übler Wirthe über mich gezogen habe. Dieſes ward mir nun genommen; ich machte aber bald mein bisgen Geld, welches mir war ausgezahlt worden, zuſamm, in der Abſicht mit meinen Gläubigern Richtigkeit zu machen. Auf mein erſtes Schreiben erhielte ich die gewöhnlichen Laus Deo, und als ich durch meinen Freund die Bezahlung entrichten laſſen, ſo kamen meine Sachen in der ſchönſten Ordnung an.

Nun ſtellte ich einen Candidaten vor. So gering dieſer Titel iſt, ſo hätte ich doch dabei meine Zufriedenheit gehabt, wenn nur die Anzahl meiner Beförderer nicht ſo gar gering geweſen wäre. Denn es war niemand vor

mein Glüke besorgt, als der Herr Appellations-Rath ... Meine Kleider und Geld war auch in einer Zeit von einem halben Jahre alle. Ueberdis hatte ich das Misvergnügen zu sehen, daß mir immer Leute meines Standes vorgezogen worden, die ich in Jena gering schäzte, ohne das sie ein anderes Verdienst als ein bisgen Vermögen und Freundschafft hatten.

Nachdem meine Armuth recht groß geworden, so trat ich das Schiksal unglüklicher Candidaten an, und wurde Informator. Für einen Rechts-Beflißnen und Menschen von meinem Ehrgeize, war mir diese Stelle ein beständiger Vorwurf des Verdrusses und Elendes. Ich hatte niemalen Neigung zum Informiren, vielweniger stunde mir an, die verdrußliche Mine eines Schul-Helden, und Baccalaurei anzunehmen, dennoch solte ich dieses thun, und mußte jenes aus Noth annehmen.

Ich hatte von meiner Stelle nicht so viele Einkunfte, daß ich mittelmäsig leben konnte. Was sind 30. Thaler, die ich einnahm, für einen jungen Menschen, der gerne Coffe und Knaster hat, und keine andere Quelle weiß? Zudem hatte ich eine Herrschaft, die davor hielt, daß unter uns ein einseitiger Vertrag war, daß sie alle Rechte, und ich alle Verbindlichkeiten auf mir hatte. Nach diesem Grund-Satze waren sie immer der Meinung, daß ich zu wenig thät, wenn mir gleich mein Gewissen das Gegentheil zeigte. Ob ich gleich

meint

meine Gedult, wider meine Art zu denken, dabei anstrengte, so fieng ich doch an, auf eine Veränderung zu sorgen, als ich sah, daß man mich bei allen Beförderungen für tod hielt, und zu wenig Geld, Glüke und Gönner hatte, eine Verbeſſerung meiner Umstände zu hoffen.

Ich habe den Fehler an mir, daß ich leichte auf Ausschweiffungen verfalle. Weil ich in meinem Vatterlande keine Hoffnung zu einer Beförderung sah, so entschlos ich mich in auswärtigen Landen mein Glüke zu machen. Eine Begierde zu reisen, die ich allezeit an mir hatte, stellte mir tausend Annehmlichkeiten dabei vor. Diese erstikte alle Vorstellungen, die ich mir von den Ungelegenheiten meines Vorhabens machte, und wurde durch einige Unterredungen mit gereiseten Personen immer grösser.

Wie ich so viel Geld, als mir möglich war, zusamm geraft, so sagte ich meine Stelle auf, und reisete unter Anrufung der Göttlichen Vorsehung nach dem Reiche zu. Die beständige Veränderungen die ich hatte, und die Hofnung glüklich zu werden, gaben mir so viel Vergnügen und Muth, daß ich mit gar wenigen Kosten nach Straßburg kam.

Diese vortrefliche Stadt wurde mir durch die Höflichkeit der Franzosen recht angenehm. Der Secretair des Herrn Marschalls von Broglio empfieng mich mit einer besondern Güte, als ich ihm ein Empfehlungs-Schrei-

ben

den eines Freundes einhändigte. Meine Umstände rührten seine Grosmuth. Er verschafte, daß ich durch seine Beihulfe 6. Wochen in dieser Stadt mit wenigem Gelde leben konnte, weil er und seine Freunde mich mit Wohlthaten überhäuften. Doch dis war ihm nicht genug, er verschafte mir eine Stelle bei einer hohen Standes-Person, die ich aus Ehrfurcht zu nennen Bedenken trage.

Die Grosmuth dieser Person sezte mich in sehr gute Umstände. Ich bekam eine neue Kleidung und andere Geräthschaften, die sich über 30. Gulden beliefen. Daher waren es ganz besondere Umstände, die mich der Ehre, einer solchen Person zu dienen, beraubten. Durch ihre Vermittelung erhielt ich bei dem Herrn von B.. Dienste.

Ich sage nur so viel, daß ich bei dieser Veränderung nichts verlohr, und daß, wenn ein Versehen vorgegangen, niemand als ich sei, der einem so Verehrungs-würdigen Edelmann fur seine Güte nicht genug habe erwiedern können.

Der Herr von B.. überhäufte mich mit Wohlthaten, ia er schien sich eine Pflicht daraus zu machen, hierinnen mit seiner vortreflichen Gemahlin um den Vorzug zu eifern. Diese Grosmuth bewog mich auch meiner Obliegenheit auf das genaueste. Jede Probe von ihrer Gnade schien mir ein heimlicher Vorwurf zu sein, daß ich sie nicht verdiente. Dieses verursachte, daß ich mit meiner Ehrfurcht

furcht gegen sie, eine pflichtmäßige Liebe vereinigte. Konnte es nun anderst sein, als daß ich meine Pflichten genau erfüllte.

Meine Arbeit mit dem jungen Herrn, über dessen Erziehung und Studiren ich die Aufsicht hatte, ward mir das angenehmste Geschäfte. Ich war nicht bestimmet, durch ein allzulanges zur Marter sogenannter geplagten Hofmeister, erfundenes Informiren, meine Gesundheit zu entkräften. Der Herr Baron hatte hierzu seine Leute, die wieder unter meiner Aufsicht, so ferne es meine Einsicht zuließ, stunden. Ich solte nichts thun, als durch meine Anmerkungen den Zuwachs guter Künste und Sitten bei dem Herrn Baron befördern! Was war leichter, da ich ihn liebte, und seine vortrefliche Eltern das alleredelste Muster seiner Handlungen waren, welches erst meinen Lehren den rechten Eindruk verschafte?

Ich sahe auf diese Weise mein Glüke nicht mehr allzuferne, denn meine Herrschafft war grosmüthig genug mir solches zu machen. Aber ist auch ein Mensch fähig seinem Schikksal zu entgehen, oder sind nicht gewisse Umstände, die immer unsern Zustand veränderlich machen?

In Straßburg hat man viele Gelegenheit zu spielen. Man kan fast keine Gesellschafft besuchen, da man ohne Spiel davon kommt. So gar das artigste Frauenzimmer vergißt die Liebe, die Moden und den Scherz,

wenn der Spiel-Tiſch beweget wird. Mithin war es kein Wunder, daß ich zuweilen ein Spiel machte; ſo wenig ich zu meinem Glüke iemals gerne ſpielte, ſo ſehr ward ich hier dem Spiele ergeben.

Es fehlte mir nicht an guter Bekanntſchaft. Ich befand mich gar oft im Cafe-Hauſe, aber wolte GOtt, daß ich nie da geweſen wäre!

Ich ſpielte einſt mit zwei Officiers von Royal-Italien. Dieſe Herrn waren etwas gewinnſichtig im Spiele, und ſchienen den Vorſaz, mich um das Meinige zu bringen, mit Betruge auszuführen. Hierüber geriethen wir in einen heftigen Wort-Streit. Ich wolte auf eine ſehr höfliche Art erinnern, daß ſie ſich geirret, und daß mir ihr Irrthum höchſt nachtheilig ſei. Sie griſen geſchwinde nach dem Degen, und ich hielts vor meine Schuldigkeit mich zu wehren. Es war ein auſſerordentlicher Zulauf von Leuten. Der eine Officier wurde von mir verwundet, als mir eben der andere den Degen in den Leib iagte.

Man lief eilend nach dem Wund-Arzte, deſſen geſchwinde Hülfe mir das Leben rettete. Meine Herrſchafft nahm an meinen Schmerz Antheil, und mein kleiner Baron brachte mir einige Kennzeichen ihres gnädigen Mitleidens. Ohne dieſe wäre es mir grauſam ergangen, und würde ich gewiß geſtorben ſein.

Nach meiner Aufkunft wurde ich noch zur Straſe gezogen, und mußte eine klei-

ne

ne Geld-Buße erlegen. Weil mir meine Begebenheit in Straßburg keine Freunde machte, so bat ich um meine Entlassung und erhielte sie mit einem ansehnlichen Geschenke.

Ich fand in Straßburg einen Menschen der sich für einen Franken ausgab, und der mit mir nach Frankreich reisen wolte. Mit diesen trat ich 14. Tage nach meiner Entlassung meine Reise an.

Wir giengen auf die natürlichste Weise, das ist zu Fusse nach der Franche Comte. Wir hatten einen unangenehmen Weg, der eine ungemeine Anzahl Kiesel führte, die unsere matte Beine beinahe wund machten. Es ist also leichte zu erachten, daß wir froh waren, als wir in Besancon ausruhen konnten.

Besancon ist eine wohlgebaute und recht artige Stadt. Die Einwohner darinnen sind mir als artige Leute vorgekommen, ich will nur meinen Wirth davon ausnehmen. Wenn ich hätte was aufgehen lassen, so würde ich mir gewiß viel Vergnügen versprochen haben.

Mein Reise-Gefährde, der schon ehemals in dieser Stadt gewesen, bewog mich in einem gewissen Gasthofe meinen Auffenthalt zu nehmen. Wir wurden daselbst nach französischer Art gar wohl bewirthet, ohngeachtet mir im Anfange die französische Speisen nicht allzuwohl schmekten. Weil mein Geräthe von keiner grosen Wichtigkeit war, so lies ich meinem Begleiter die Sorge über, solche dem Wirthe

the in Verwahrung zu geben. Dieſer Ungetreue aber war ſo niederträchtig, mein Zutrauen zu mißbrauchen. Als ich einige Stüke von meinem weiſen Gezeige zum Gebrauche hervor ſuchte, ſo fand ich, daß meine Sachen alle ſehr unvollſtändig zugegen waren. Ich beſprach meinen Wirth deswegen, er ſagte mir aber, daß mein Gefährde einige Sachen davon von ihm abgefordert. Er ſezte hinzu, daß ihm derſelbe weiß gemacht, daß es gemeinſchaftliche Sachen wären. Konnte ich nicht genug einſehen, daß ich war betrogen worden?

Ich wußte nicht wo mein Begleiter hingekommen, daher wolte ich auf ſeine Zurükkunſt warten, und ſodann ſehen, ob der Wirth unſchuldig wäre. Jedoch, er blieb aus, und ich nahm mir vor, in Zukunſt behutſamer zu ſein.

Meine Begebenheit ward in Beſancon bekannt, und zog mir die Freundſchafft einiger vornehmen Leute zu. Die Clöſter und vornemlich die Herren Jeſuiten erwieſen mir viele Gutthaten. Sie nöthigten mich vielmals zu ihrem Tiſche, und machten mir Ergözlichkeiten. Der Herr de la Murene, von der Geſellſchafft JEſu, war mein beſonderer Gönner, und verſchafte mir einen Zutritt bei verſchiedenen Standes-Perſonen, die mir Liebreich unter die Arme griffen. Man muß niemalen in Beſancon geweſen ſein, wenn man die Höflichkeit dieſer Herren nicht kennet. Sie

er-

erſtr-kten ſolche ſo weit, daß ſie auch darinnen fortfuhren, als ſie meine Standhaftigkeit in der evangeliſch-lutheriſchen Glaubens-Lehre bemerket hatten. Denn man muß wiſſen, daß ſie vielerlei Künſte angewendet haben, mich zu einen Papiſten zu machen.

Weil ich ein Chriſt bin, ſo wäre es eine unvergebliche Sünde wenn ich die Grund-Säze meiner Religion nicht eingeſehen hätte. Dasienige, was ich als Chriſt nicht wußte, das lernte ich auf der Univerſität als ein Juriſte, weil man mich verſicherte, daß man ohne Erkänntniß der Gottes-Gelehrſamkeit und Kirchen-Geſchichte, in der Rechts-Wiſſenſchafft nicht allzuweit kommen könnte. Auf dieſe Art lernte ich die catholiſche Religion genauer kennen, ob ich gleich eine blos entfernte Abſicht hatte.

Ich will es Gelehrten überlaſſen, wie ferne meine Meinung gegründet ſei. Inzwiſchen muß ich geſtehen, daß die Franzoſen in ihren Religions-Streitigkeiten ganz was ſonderbares an ſich haben. Sie wiſſen ihre Sprache ſo leicht, ſo bibliſch, ſo überzeugend einzurichten, daß man glauben ſolte, es wären ganz andere Glaubige, als Catholiken. Daher ſind ihre Beweiſe weit verführiſcher, weil ſie das Haupt-Werk auf eine liſtige Art klein machen, und geringere Sachen für groſſe Wahrheiten ausgeben.

Nachdem ich 7. Wochen in Beſancon nicht ohne alle Anmuth zugebracht, ſo fieng

ich mehr als gewöhnlich an, auf mein Glüke zu denken. Die sichtbare Abnahme meines Geldes brachte mich vornemlich auf diese Gedanken. Aber womit solte ich mir helfen? Keine Information konnte ich nicht bekommen, keinen Dienst auch nicht. Solte ich ein Soldate werden? Dieses schien mir zu niederträchtig zu sein. Solte ich einen blosen Bedienten abgeben? Keinesweges. Aber ich mußte doch auf meine Erhaltung besorget sein. In mein Vatterland schämte ich mich zurüke zu gehen, und was hatte ich vor Gründe dazu? Konnte ich mein Glüke suchen, da ich gewiß glaubte nichts weniger als dasselbe zu finden?

Mein Gemüthe wurde durch diese Denkungs-Art dermassen betrübet, daß mein Wirth meine Veränderung bemerkte, und mich auf eine sehr empfindliche Weise um den Grund davon befragte. Ich wurde dadurch bewogen, ein aufrichtiges Bekänntniß meines Zustandes abzulegen. Wie erschrak dieser Elende nicht! Wolte GOtt! mein Herr! sagte er, daß ich ihnen helfen könnte, aber ich bin zu unvermögend dazu. Sein sie so gütig und bezahlen mich, sodann wird ihnen GOtt schon weiter helfen.

Diese Bettel-Sprache eines Scheinheiligen schlug mich völlig nieder. Niemals sah ich mich mehr beschämt; meine Eigenliebe allein rettete mich aus dieser Verwirrung. Ich befahl ihm trozig die Zeche zu machen.

Er

Er gehorchte. Als ich ihn bezahlet hatte, so wolte er meinen Zorn, vermittelst eines Trunkes Wein, besänftigen. Ich schlug seinen Wein höhnisch aus. Hierauf wies ich ihm meine Barschafft, die in 8. Ducaten und 3. Carlinen bestund, mit dem Zusaze, daß er dieselbe noch gar wohl von mir hätte verdienen können.

Dieser gewinnsüchtige Mensch veränderte alsobald die Sprache. Er bat inständig, ich möchte ihm doch die Ehre, länger in seinem Hause zu sein, nicht entziehen. Dis hies aber einem Tauben geprediget. Ich zog geschwinde von ihm weg, und nahm zum Troze meine Wohnung in einem Gasthofe, der dem seinigen gegen über lag.

Jezo lache ich über diese Eitelkeit, die so sehr nach dem Geschmake eines Studenten war, damals aber empfand ich, daß man sich gemeiniglich mit Trozen Schaden thut. Meine Barschafft war fast völlig geschmolzen, und ich mußte ein besonderes Mittel wider meine Armuth erwählen.

Ich meldete mich bei einem in Besazung liegenden National-Regiment. Der Herr von Rochefraucault war davon Hauptmann. Als ich diesem mein Vorhaben, Soldate zu werden, vortrug, so entschuldigte er sich mit des Königes Verbot, keine Teutsche anzunehmen. Dem ohngeachtet machte ich bei andern Officiers Versuche, meinen Endzwek

zu erreichen, ohne daß man mich vergnüget hätte.

Dieſe Umſtände beunruhigten mich ſo ſehr, daß ich mich entſchloß meinen Aufenthalt zu verändern. Ich beſuchte meine Gönner, und erhielte von einigen Geſchenke, die mir gar wohl zu ſtatten kamen. Inzwiſchen wäre nichts zureichend geweſen, wenn ich nicht meine Uhr, die mir eine alte Baſe vermacht hatte, verkaufet hätte.

Ganz verdrüßlich über des Königs Verbot nahm ich mir vor niemals franzöſiſche Krieges-Dienſte anzunehmen, und gieng mit vollkommener Geſundheit von Beſancon ab. Unter Weges iſt mir nichts Merkwürdiges begegnet, bis ich in der prächtigen Stadt Lion ankam.

Dieſe Stadt iſt unter denen Franzoſen ſo berühmt, daß ſie ſolche nach Paris für die beſte franzöſiſche Stadt halten. Ihr Alterthum, ihre Gröſe und prächtige Gebäude, und der groſe Handel ſo allda getrieben wird, machen ſie zu einer der vollkommenſten Städte. Von ihrem alten Zuſtand hat der berühmte Spon ein ſehr gelehrtes Buch geſchrieben. Das Neuere kan man in andern bekannten Schriften finden, daher will ich nicht viele Umſtände davon machen. Die Einwohner von Lion habe ich als recht artige Leute befunden. Die armſeligen Umſtände, darinnen ich war, bewogen mich bei vornehmen Leuten einiges Allmoſen zu bitten. Man wurde durch

meine

meine Noth gerühret, und habe ich bei denen Kaufleuten alleine über 100. fl. zusammen gebracht.

GOtt, der mir bis hieher eine beständige Gesundheit verliehen hatte, lies es zu, daß ich das Fieber bekam. Die Herren Lioner erlaubten mir, in ihrem Hospital meine Zuflucht zu nehmen. Daselbst wurde ich mit Speisen und Arzeneien gar milde versehen. Ich hatte über nichts als über den Anlauf der Geistlichen zu klagen. Diese Herren wolten mich mit Gewalt bekehren. Sie bedienten sich dabei vornemlich meiner Umstände, denn sie sagten, daß ich nur noch wenige Stunden zu leben hätte. Ich hätte ihrem Vorgeben nach die schwerste Verdammnis zu gewarten, wenn ich als ein Kezer sterben würde. GOtt, sprach der Pater Guillard, hat ein Wunder an ihnen gethan; warum lässet Er sie in einer so catholischen Stadt, unter denen Armen der liebreichsten Christen, denen er durch ihre Bekehrung eine Wohlthat für die Liebe thut, mit der man sie aufgenommen hat, sterben? Ohne Zweiffel, schlos der Pater, damit sie ihre ewige Glukseligkeit, und die Kirche das Vergnügen, eine Seele gerettet zu haben, erhielte.

Solche Beweis-Gründe wider meinen Glauben, thaten ihre natürliche Wurkungen, das ist, sie konnten mich nicht bewegen. Weil ich mich aber dabei von allen kirchlichem Gebrauche der Heilsmittel ausgeschlossen sah,

so nahm ich meine Zuflucht zum Gebete, und trug dem Erlöser meine Noth vor. Dadurch wurde ich in der Festigkeit meines Glaubens bestärket, und hörte meine Bekehrer mit vieler Standhaftigkeit an. Die Göttliche Vorsehung verknüpfte mit der Erhaltung meines Glaubens die Verlängerung meiner Tage.

So bald ich gesund worden war, dankte ich meinem Erhalter und denen gütigern Lionern vor ihre mir erwiesene Wohlthaten, und rüstete mich zu meiner Abreise. Doch was brauchte ich viele Zurüstung, da ich all das Meinige gar leichte auf meinen Rüken trug?

Ich war Anfangs entschlossen nach Grenoble zu gehen. Ich hatte aber auch das Vorhaben nach Savoien zu kommen. Dieses Leztere zu bewerkstelligen, richtete ich meine Reise gegen Chamberi, wo ich bald eintraf. Als ich mich aber da nicht lange aufgehalten, sezte ich meinen Stab immerzu weiter fort. Es war kaum eine halbe Meile von Chamberi ein sehr dichtes Gebüsche, welches ich zu durchwandern hatte. Rings im Bezirke herum war eben keine allzuvolkreiche Landschafft, Bauren und eine Menge verdächtiger Leute schienen mir alleine diese Gegend zu bewohnen.

Mein Herze bebete, wie ich diesem Gebüsche so nahe war, daß ich es mit einem Pistol-Schuß hätte erreichen können. Mein ganzes Geblüte schien in seinem Laufe gestöret zu sein, und auf meiner Stirne stund der blose

Angst-

Angſt-Schweiß. Solte es wohl möglich ſein, daß alles dieſes aus einem ganz unbekanntem Grunde entſtanden? Ja, wird man ſagen, ein Furchtſamer kan bei ſeiner verderbten Einbildungs-Kraft leichte in Schreken kommen. Ich weiß aber gewiß, daß ich niemals erſchroken geweſen. Wie ich meine Furcht unterſuchte, ſo konnte ich keine hinreichende Urſachen finden, aber dennoch empfand ich die Sache ſelbſt. Daher ſchämte ich mich vor mir ſelbſt, und ſtrengte meinen Muth an, daß ich, doch mehr verzweifelnd, als herzhaft in das Gebüſche gieng.

Es iſt mir nicht anſtändig, und vielleicht fehlt es mir an Einſicht die Gründe zu beſtimmen, warum die Seele zuweilen etwas voraus empfinde. Gemeiniglich aber kommt es wohl auf einen Zufall, auf eine verdorbene Einbildung, oder ſonſt was an, und vielleicht wäre es unbillig, wenn wir aus einigen Zufällen, die ſelbſt nicht genug entwikelt ſind, der Seele eine neue Kraft geben wolten. Viel gewiſſer und ſicherer war der Muth, den ich mir durch Vorhaltung der Göttlichen Allmacht und Weisheit machte?

Die Güte der Vorſehung iſt ohne Ausnahme groß. Kan man ſich alſo nicht in allen Fallen auf ſie verlaſſen? Wenn man dieſelbe nicht mit Frevel von ſich ſtöſet, ſo kan ſie einem Verſtändigen Gründe an die Hand geben, aus ihrer Betrachtung Ruhe und Stärke des Geiſtes zu ziehen. Es iſt wahr, GOtt

läſſet denen natürlichen Begebenheiten ihren Lauf, aber er hat ſeiner Allmacht damit nichts benommen. Er bedienet ſich vielmehr der natürlichen Wege, ſeine Hoheit und Weisheit bekannt zu machen. Man kan alſo immer Rechnung auf die Vorſehung machen.

Wenn man ſich daher unter einem Zuſtand befindet, da man ohne ſeine Schuld ſich in eine Gefahr ſezet, ſo wird der mächtige Arm GOttes rege, unſer Unglüke abzuwenden. Geſezt nun, daß ein Wanderer unter die Mörder fället, ſo kan ihm dennoch dieſer Umſtand nicht, auſer durch ſeine Schuld, unglüklich machen. Es muß ihm zum Vortheile gereichen, ſo verſchieden auch die Fälle ſind, die der menſchliche Wiz erdenken und beſtimmen kan. Auch der ſcheinbare Schade muß gut ſein.

Ich hatte mich in fremde Lande begeben, mein Glüke zu finden. Es ſei nun, daß es von der Schwäche meiner Einſicht oder aus andern Urſachen geſchehen, mein Herze ſprach mich von aller Sünde in dieſem Puncte frei. Daß ich in der Ferne, wo ich mein Glük ſuchte, meinen Untergang, ohne mein Verbrechen, finden würde, konnte ich mir nicht vorſtellen. Ich ſah mich von menſchlichen Beiſtande entfernet, alleine ich dachte, daß die Vorſehung auch verborgene Mittel zu unſerer Rettung habe, und daß ſie um ſo kräftiger würke, wenn wir von der Hülfe der Menſchen beraubet ſind. Dieſes waren die

Grün-

Gründe, die ich mir zur Standhaftigkeit vorhielte.

Als ich ohngefehr 100. Schritte in dem Gebüsche gegangen war, so wurde ich dreier Kerle gewahr, die mir keine Heilige zu sein schienen. Anfänglich glaubte ich, sie wolten auf die Strasse zu gehen, wozu sie das Ansehen hatten. Allein sie hatten keine andere Absicht, als mir die Flucht abzuschneiden, denn ich sahe sie in einem Augenblike hinter mir sein. Sie hatten das Ansehen der Bauren dortiger Gegenden, sie mochten auch wohl dergleichen gewesen sein. Wie ich sie mir so nahe sah, so fragte ich sie französisch, wer sie wären? Aus ihrer Antwort aber vernahm ich, daß sie welsch redeten, so ich wegen ihrer Mundart nicht verstehen konnte. Mittlerweile kam mir der eine so geschwinde zu Leibe, daß ich glaubte, er wolte mich zur unrechten Zeit umarmen. Ich wendete mich daher mit der größten Geschwindigkeit, und entblösete meinen Degen, an dem ich einen Puffer bevestiget hatte. Hierauf rief ich sie voller Muth zum Streite, welches ihnen Anfangs bedenklich zu sein schien. Sie sahen sich erst allenthalben um, sodann aber stürmten sie mit ihren Prügeln auf mich ein. Voll Kühnheit sprang ich auf sie los und strekte gleich einem mit meinem Geschose zu Boden. Gegen die andere beide wehrte ich mich dermassen, daß sie gewiß hätten fliehen müssen, wenn sie mir nicht einen so derben Streich versezet hätten,

der mich Kraftlos darnieder warf. Ich mußte mich meinen Räubern gewonnen geben, und war so sinnlos und betäubt, daß ich länger nicht meiner mächtig war.

Mein Tod wäre unvermeidlich gewesen, wenn die Göttliche Vorsicht das Ziel meiner Tage nicht hätte weiter hinaus rüken wollen. Sie bediente sich hiebei des Armes eines italienischen Grafens, der nach einigen Reisen, nach dem Provencalischen zu gehen im Begriff war.

Dieser Herr traf, indem er nach Chambert zu kommen suchte, eben den Weg, eben das unglükliche Gebüsche, welches eine geheime Empfindung, und meine betrübte Begebenheit bei mir merkwürdig machet. Das viele Blut, so der Graf auf der Erde sah, wo mich die Räuber zum Streite genöthiget hatten, bewog ihn, seine Leute auszuschiken, der Spur dieses Blutes nachzugehen. Nach dieser Anleitung fanden sie mich, und den getödeten Bauern im Blute liegen. So bald sie mich entdeket hatten, gaben sie durch ihr klägliches Geschrei dem Herren Grafen ihren Fund zu erkennen, der im Augenblike zugegen war.

Univ. Mannheim

Ich muß in Wahrheit recht Bedaurenswürdig ausgesehen haben, denn mein Zustand rührte den Grafen so sehr, daß er Thränen vergos. Meine ganze Kleidung, ausser ein Hemde und die Bein-Kleider, hatten mir die Räuber abgenommen. Mein Kopf und

ganzer Leib war jämmerlich zerschlagen und mit Beulen und Blute überlaufen. Gleichwohl wurde an mir noch einiges Leben gefunden. Zu allen Glüke hatte der Graf einen Cammerdiener, der ein Wund-Arzt war. Dieser mußte auf Befehl seines Herrn meine Wunden besichtigen, und mich mit verschiedenen Lebens-Geistern erweken. Ich holte hierauf Athem, und fieng an meine Augen zu eröfnen. Mein grosmüthiger Erretter erfreuete sich über diesen Umstand so sehr, daß er seine Huldreiche Vorsorge gegen mich verdoppelte. Er befahl, daß mich seine Bediente in einem Reise-Rok eingehüllet bis in das nechste Dorf tragen mußten, wohin er ganz langsam mit seiner Gutsche nachfolgte.

In dem Dorfe wurde gleich meine Begebenheit, so viel man davon wußte, angezeiget. Man brachte mich in ein Wirthshaus, wo der eine Bediente des Graten für meine Genesung sorgen und bei mir zurük bleiben mußte. Der Graf selbst sezte seine Reise nach Ax fort, wo er glüklich anlanate.

Der Göttliche Wille, mein Temperament, und die gute Pflege und Geschiklichkeit des Cammerdieners, brachten mich bald zurechte. Mittlerweile erzehlte mir mein Gefährde meinen Zustand bei meiner Entdekung, dagegen ich ihm meine Geschichte, die ihm ganz auserordentlich vorkam, beibrachte. Ich beobachtete bei meiner Erzehlung eine besondere Aufrichtigkeit, denn ich hielte es für unnöthig

nöthig aus meinen Umständen ein Geheimniß zu machen. Dieses gefiel meinem liebreichen Gesellschafter. Er versicherte mich seiner Freundschafft, und meldete mir mit wenig Worten, daß sein Herr der Graf von Bernardino hies, und daß er von ganz ausnehmenden Eigenschafften wäre. Hierauf, da ich aus aller Todes-Gefahr war, reisete mein neuer Freund zu seinem Herren, und versicherte mich, daß er aufs eheste wieder bei mir sein würde. Bei seiner Abreise befahl er dem Wirthe mir keinen Mangel fühlen zu lassen.

Mein Herze war bei meiner Genesung mit nichts als Preise der Vorsehung und dankbarer Erkänntlichkeit gegen den Grafen Bernardino erfüllet. Mit welcher Lust gedachte ich nicht an diesen Liebenswürdigen Menschen-Freund? Ich gedachte an ihm eine Person zu sehen, die mir GOtt zu meinem Glüke und Erlösung gesendet. Mit wie vieler Sehnsucht wünschte ich nicht diesem Herren mit meinem Blute dienen zu können? Gewiß, ich hatte vieles Verlangen, zu zeigen, daß ich die Gröse der mir erzeigten Wohlthat mit Dank erkenne.

Nach einer Zeit von 14. Tagen kam ein Bedienter des Grafen, der mir sagte, daß ich mich, wenn es meine Gesundheit erlaubte, nach Aix begeben solte. Ich war schon damals so gut hergestellet, daß ich mir eine Freude daraus machte, meines Wohlthaters Befehl zu gehorsamen, und demselben meine ehrerbie-

erbietige Dank-Begierde zu bezeigen. Der Herr Graf hatte mir zugleich eine ganze Kleidung überschiket, die mich in den Stand sezte, mich öffentlich sehen zu lassen. Daher verbarg ich die wenige Ueberbleibsel meiner Krankheit, und reisete mit des Grafen Bedienten zu Pferde nach Aix ab.

Wie wir diese Stadt erreichet hatten, so begaben wir uns nach der Wohnung meines grosmüthigen Erretters. Der Anblik dieses Herrn rührte mich dergestalt, daß ich vor Freude Thränen vergos. Ich war also nicht fähig meine Erkänntlichkeit an den Tag zu legen. Meine Empfindlichkeit aber gefiel dem Grafen mehr, als eine weitläuftige Rede. Die stammelden Ausdrüke des Dankes und der Ergebenheit rührten seine grosmüthige Seele mehr, als eine förmliche Beredsamkeit, die die Sprache des Herzens am wenigsten ausdrüket.

Ich habe ihnen nichts gethan, mein Freund! sagte er zu mir, als was ein ehrlicher Mann und Christ thun muß, wenn er iemand in ihren Umständen findet. Es erfreuet mich aber, daß sie meine geringe Mühe zu ihrem Aufkommen, nicht unempfindlich sein läffet. Aber sezte er hinzu, aus demienigen, was mir Baptista, so hies sein Cammerdiener, erzehlet, haben sie besondere Schiksale gehabt, die ich gerne aus ihrem Munde erfahren möchte.

Dero Wille ist mein Geseze, gnädiger Herr! war meine Antwort, und ich bin bereit

reit auf Dero Wink meine Begebenheiten zu erzehlen. Wie ich wahrnahm, daß es dem Grafen damals gefällig war, davon unterrichtet zu sein, so fieng ich gleich meine Erzehlung an. Der Graf hörte mir mit groser Aufmerksamkeit zu, und es gefiel ihm wohl, daß ich aufrichtig und kurz war.

Ich hatte kaum aufgehöret zu reden, als mir der Graf seinen Beifall zu erkennen gab, und mir die Stelle seines Secretairs antrug. Es hätte nichts meinem Wunsche gemäser sein können, als dieser Antrag. Mithin habe ich solchen mit Ehrerbietung angenommen. Der Graf bestimmte mir eine gute Besoldung, er zeigte mir die Verbindlichkeiten und Rechte die ich haben würde, und befahl ein Zimmer vor mich zuzurichten, da ich mich unterdessen in dem Gemache seiner Bedienten aufhielte.

Der Ausgang meines Zufalles in dem Gebüsche ist mir also eine Quelle der Ruhe und des Glükes gewesen. Ich hatte die Sorgen der Nahrung und andere verdrüßliche Dinge von mir gewälzet, ich war gesund, hatte meine Einnahme, gute Kleidung und so viel Geld, daß ich mir allerlei kleine Ergözlichkeiten machen konnte. Die Betrachtung der Tugend sagte mir, daß es mein gröstes Glüke wäre, daß ich meinem Wohlthäter dienen durfte.

Inzwischen wurde mir ein wohlausgepuztes Zimmer eingeräumet. Der Herr Graf erwies mir die Ehre es selbst zu besehen, und

und mich zu fragen, ob es mir gefällig sei? Diese Wohnung, war meine Antwort, ist so schön, als ich nie hoffen konnte, die Ehre aber ihnen zu dienen, ist ein Glüke, das ich allein ihrer Grosmuth zu danken habe. Sie können, sagte der Graf hierauf, ein recht artiges Compliment machen, worauf er seinen Bedienten befahl, daß sie mir solten Tuch und Leinewand zu einem neuen Kleide und Wäsche herbei schaffen. Damit es ihnen auch nicht an Büchern fehle, so will ich ihnen meine Bücher geben, und sie an den Buchführer le Michel weisen, der ihnen in meinem Namen, die nöthigen neuen Schriften schaffen soll. Dieses war mir so angenehm, daß ich meinem Herren nicht genug Dank sagen konnte.

Meine Verrichtungen waren so beschaffen, daß ich meine gröste Zeit meinem Studiren und Vergnügen wiedmen konnte. Ich machte mit einigen Studenten Bekanntschafft, die mich bei denen vornehmsten Gelehrten und in denen schönsten Bücher-Sälen bekannt machten. Hiebei hatte ich immer Gelegenheit einige Vortheile zu genieſen, die ich von dem Umgange dieser Leute hatte. Man hat wohl nirgends schönere Spazier-Gänge als in Aix. Die Franzoſen pflegen sich da vornemlich mit Luſtwandeln zu ergözen; welche Art des Vergnügens denen Gelehrten und Studenten gar angenehm ist. Insonderheit findet man immer in denen Thuillerien, welches der schönste Plaz in der Stadt ist, eine grose Anzahl

Leute

Leute von beiderlei Geschlechte und verschiedenen Ständen. Weil man daselbst ohngezwungen und frei lebet, so kan man sich viel Vergnügen machen.

So unschuldig nun auch diese Art des Vergnügens ist, so pflegen die betrübtesten Begebenheiten zuweilen dabei vorzugehen. Diebe, Kupplerinnen, und fast alle Arten von ehrlosen Leuten vermischen sich da mit denen rechtschafensten Personen, daher man eine gewisse Vorsicht dabei nöthig hat.

Mein Wirth, der ein redlicher und kluger Mann war, fragte mich, auf was Weise ich mich zu ergözen pflegte? Ich antwortete kurz, in Gesellschafften, und in den Thuillerien. Er sagte mir sodann, daß man an dem leztern Orte sehr vorsichtig sein müßte. Sie werden, sagte er zu mir, daselbst eine gewisse Art niederträchtiger Leute finden, vor denen man sich gar sehr hüten muß. Man findet wohlgekleidete Herren, die einen in ein Gespräche loken, viel von ihrem Zustande, von ihrer Freundschafft gegen uns prahlen, die uns in ein gewisses Haus auf eine Mahlzeit oder Erfrischungen bitten, und wenn sie uns so weit gebracht haben, als die grausamsten Spizbuben, einen Unvorsichtigen um das Seinige bringen. Es sind alte Kupplerinnen da, die sich einem jungen Menschen nähern, seine Gestalt rühmen, und ihn zu einer Standes-Person bitten, die nach seiner Umarmung seufzet, weil sie ein unvermögender oder abwesender Gemahl nicht ver-

vergnügen kan, und ihn, wenn er sich hintergehen lässet, in eine Grube von dem gottlosesten Gesindel bringen, wo man auf das Elendeste zugerichtet wird. Gewisse prächtig gekleidete Schönheiten, werden da auf die Unerfahrenheit eines jungen Menschen lauren; sie werden ihm auf eine sehr beredte Art, das Elend ihrer Umstände klagen, und von einem Stats-Minister oder Marquis herzustammen vorgeben. Dann werden sie ein kleines Allmosen mit einer verstellten Scham verlangen, und sich mit einer ausnehmenden Geschiklichkeit seiner Börse oder Uhr bemächtigen. Vor diesen Leuten, mein Herr! sezte mein Wirth hinzu, müssen sie sich zu hüten trachten!

Diese Nachricht meines guten Wirthes verband mich, ihm meinen Dank zu sagen, und dieselbige zu meinem Vortheile anzuwenden. GOtt, wie viele Leute sind nicht auf der Welt, die sich der Unerfahrenheit und Schwäche ihres Bruders zu Nuze machen, und durch ihre Wollust zu denen häßlichsten Ausschweiffungen verleitet werden!

Es ist die Noth unter denen Menschen, GOtt sei Dank! noch nicht so gemein worden, daß man nicht unter allen Umständen seinen Unterhalt auf eine rechtmäsige Art erlangen könnte. Wenn sich auch iemand aus elenden Umständen hierinnen nicht selbst helfen kan, so hat die Religion und Menschen-Liebe, Mittel genug gemacht, einem Elenden das Leben zu erhalten. Nichts als das Laster,

das insonderheit in grosen Städten im Schwange geht, ist fähig, auf eine schändliche Art, seine Nahrung zu suchen. Wie viel mehr grose Städte würde die Welt haben, wenn nicht die Laster ihrer Einwohner, ihren Untergang befördert hätten?

Der Graf Bernardino führte sich seinem Herkommen gemäs auf, und befand sich täglich in Gesellschafften der vornehmsten Standes-Personen. Da er nun selten vor 10. oder 11. Uhr Nachts nach Hause kam, so hatte ich um so mehr Gelegenheit meine Gesellschafften und Spazier-Gänge zu besuchen.

Ich hatte schon einige Zeit her bemerket, daß eine Dame, die allem Vermuthen nach mit ihrem Gemahle, alle Abend mir auf dem Lustwandeln begegnete, mich mit vieler Aufmerksamkeit betrachtete. Es war eine recht wohlgebildete Person, die mir sehr angenehm zu sein schien, daher fand ich, nach Art junger Leute, ein Vergnügen, sie allemal zu betrachten, wodurch ich eine ungemeine Schönheit an ihr gewahr ward. Ich war sehr begierig, die Ursachen einzusehen, warum ich von dieser Dame so aufmerksam angesehen würde. Weil ich mich nicht für Liebenswürdig hielt, und vom schönen Geschlechte eben nicht viel gesuchet wurde, so hatte ich gewisse eitele Gedanken gar nicht, die vielleicht ein anderer weniger bescheidener Jüngling hätte haben können. Daher stellte ich mir ganz andere Fälle vor, und schlos wahrscheinlicher, daß es aus einer ge-

gewiſſen Neugierde geſchehe, weil ich ein Fremder wäre. Damit ſuchte ich meine eigene Neugierde zu ſtillen.

Es fügte ſich hierauf, daß dieſe Dame an einem Abende ganz alleine unter Begleitung eines Bedienten in den Thuillerien herum ſpazierte. Ob ich ſie gleich nicht geſehen hatte, ſo kam ich doch wider meine Verſchulden, der Dame ſo nahe, daß ſie mich und ich ſie kannte. Als ich etwas über die Dame hinaus gegangen war, ſo rufte ſie mir mit Aufweiſung eines Schnupftuches nach: Mein Herr! ſie haben dieſes Schnupftuch verlohren, ſagte ſie, als ich mich ehrerbietig genähert hatte, hier iſt es, ſezte ſie hinzu, indem ſie mir es überreichte. Weil ich mich deſſen nicht verſah, ſo langte ich gleich in meine Taſche, um nach meinem Schnupftuche zu ſehen. Ich war eben im Begriffe zu ſagen, daß ich mein Schnupftuch nicht vermiſſe, als mir ein Wink der Dame zu ſchweigen gebot, und mich verband, das ihrige anzunehmen. Nach einem kurzen Danke für ihre Güte entfernte ich mich, das Geheimniß des Schnupftuches zu ergründen. Es war ein Knopf darinnen, den löſete ich auf, und fand ein Briefgen, deſſen Innhalt dieſer iſt:

Mein Herr!

Bemühet euch Morgen um 8. Uhr in die Meſſe zu denen Capucinern zu kommen. Ihr werdet da allerlei Dinge vernehmen, die eure Perſon betreffen. Seid verſchwiegen!

Eine solche Art zu schreiben kam mir so bedenklich und ungewohnt vor, daß ich darüber in ein groses Nachdenken verfiel. Meine Neugierde, die Vorstellung verdrüßlicher Folgen, wenn ich dem gegebenem Winke folgte, machten einen so grosen Widerspruch in meinem Herzen, daß ich gleichsam Sinnlos nicht gewahr ward, daß der Herr Graf Bernardino in Gesellschafft etlicher Officiers nicht mehr als etwa 30. Schritte von mir entfernet war. Ich erkannte den Grafen, indem er auf mich wies, und zu seiner Gesellschafft sagte, sehet meine Herren, das ist mein Secretair, der so tiefsinnig herumgehet.

So bald ich diese vornehme Gesellschafft erblikte, machte ich meine schuldige Ehrerbietung, und suchte ihr bescheiden auszuweichen. Aber der Herr Graf rief mich zu sich, und fragte nach der Ursache meiner Traurigkeit. Gnädiger Herr, gab ich zur Antwort, meine Begebenheiten und das Schiksal, so mir noch bevorstehen kan, machet mir Unruhe.

Und warum denn? versezte dieser Huldreiche Graf, bekümmert euch nicht um das Zukünftige, es muß doch alles seinen Lauf behalten, so lange ich lebe, soll euch nichts fehlen. Die Herren Officiers sagten mir sodann einige Schmeicheleien, und versicherten mich, daß das Glüke schon aufgehöret habe, mich zu verfolgen, und daß ich nichts zu besorgen hätte, weil mich die Grosmuth des Herren Grafen schadlos halten würde.

Nach-

Nachdem ich ehrerbietig gedanket hatte, ſo ſagte der Graf zur Geſellſchafft, daß er mich, ſo bald ſie nur zu ihm kommen würden, verbinden wolte, meine Begebenheiten zu erzehlen. Darauf verlieſen ſie mich, und giengen nach einem Cafe-Hauſe.

Es war mir gar anſtändig, daß ich mich alleine befand, und über das erhaltene Zettelgen denken konnte. Ich hatte von der Dame die mirs überreichet hatte, keine üble Meinung, aber es ſchien mir doch unter der ganzen Sache ein Geheimniß zu liegen, das mir Bedenken machte. Wenn dir dieſe Sache vortheilhaft iſt, ſo braucht man keine ſo auserordentliche Wege dabei zu ergreifen, dachte ich; iſt ſie dir ſchädlich, ſo könnte man dich auf keine beſſere Art hintergehen. Geſezt auch, daß mir einiger Vortheil hätte dabei zuwachſen können, ſo war doch nichts vernünftiger, als daß ich im Zweifels-Falle, den ſicherſten Wege erwählte, oder zu Hauſe blieb.

Wenn es mir auferleget wäre eine Perſon von beſonderm Character vorzuſtellen, ſo würde mir keine verdrüßlicher ſein, als der Unentſchloſſene. Die Verſchiedenheit der Vorſtellungen die ſich die Seele machet, und die Schwierigkeit im Wehlen, verurſachen an und vor ſich ſchon einen Streit, der unangenehm iſt. Wenn man, wie es die Vernunft ſaget, aus Furcht vor dem Böſen, zum Wählen ungeſchikt wird, ſo empfindet man

ſchon einen Theil des zukünftigen Misvergnügens. Man iſt einem Spieler ähnlich, der ohne das Glüke durch eine betrügeriſche Kunſt zu feſſeln, von ſeinem Spiele groſen Schaden, oder Vortheil erwartet. Da ſich dieſe Empfindungen bei einem Unentſchloſſenem vornemlich zeiget, ſo iſt gewiß keine Perſon, die mehr wider ihre Ruhe handelt.

Um ein verdrüßliches Nachdenken über meinem Entſchluß einzuſchrenken, nahm ich mir vor noch einige Stunden bei des Grafen Cammerdiener zuzubringen. Daher eilte ich nach Hauſe, wo ich Baptiſten ſehr aufgeräumt antraf. Woher ſo ſpäte, mein ſchöner Herr, war ſeine Anrede, ihr müſſet gewiß eure Zeit ſehr angenehm zubringen, weil ihr eure beſte Freunde dabei vergeſſen könnet. Ich ſagte: Wenn ich euch heute zu finden gewußt hätte, ſo würde ich mir ſchon ehe das Vergnügen, euch zu beſuchen, gemacht haben. Gut, antwortete Baptiſte, mit einer ſolchen Ausflucht bin ich noch ſo zufrieden. Aber darf man es denn nicht wiſſen, ſagte er lachend, wie ſich ihre Liebſte nennet? ich möchte das artige Kind kennen, denn ſie werden nichts gemeines lieben.

Auf dieſe Art brachten wir einige Stunden auf eine ſehr ſcherzhafte Weiſe zu, da wir uns von unſern Liebes-Händeln unterrichteten. Baptiſte hatte ſo viele Anmuth im Erzehlen, daß ich ihn nicht eher verlies, als bis

mich

mich der Schlaf nöthigte, meine Ruhe zu ſuchen.

Ich ſchlief leichte ein, weil ich eine ſtarke Bewegung gehabt hatte; ich träumte auch von meiner ſchönen Marquiſin oder Gräfin? das weiß ich nicht, und wenn ich den Traum erzehlen wolte, ſo müßte ich erſt anfangen zu träumen.

Kaum hatte ich mich angekleidet, als ich mich erinnerte, daß es bald Zeit ſein würde, in die Meße zu gehen, wenn ich dem Rufe des Briefchens folgen wolte. Aber eben darüber machte ich mir noch einige Gedanken, die nichts als meine Neugierde beſiegen konnte.

Wie die Gloke acht Uhr ſchlug, begab ich mich zu denen Capucinern. Meine ſchöne Unbekannte fand ſich bald nach mir daſelbſt ein, und kniete nicht weit von meinem Orte nieder. Wie ich dieſes mit Vergnügen bemerket hatte, ſo näherte ich mich der Dame dergeſtalt, daß ich ihr nicht beſchwerlich war, und doch keine dritte Perſon Plaz zwiſchen uns finden konnte. Die Dame winkte mir ſodann mich gleichfalls auf die Knie nieder zu laſſen. Ich gehorchte, und ſchlich mich ſo nahe an meine Gebieterin, daß ſie, indem ſie in einem Büchlein zu beten ſchien, ganz leiſe ſagte, daß ich ihr nach dem Gebete langſam folgen möchte. Hierauf las ſie in ihrem Buche fort.

Nach vollendeter Meße merkte ich auf alle Tritte meiner Gebieterin. Weil ich ſie beſtändig begleitete, ſo nahm ich mir die Frei-

heit, etwas näher an sie zu gehen, als ich sahe, daß keine Leute auf dem Plaze waren. Die Dame mochte meine Gedanken haben, und wartete an demselbigen Orte auf meine Ankunft. Als ich ihr mein Compliment gemacht hatte, so entschuldigte sie sich wegen der mir gemachten Mühe, und bat mich sehr reizend, nach Tische auf ihrem eine Stunde ausser der Stadt gelegenen Landhause auf dem Wege gegen Marseille zu, mich einzufinden. Sie beschrieb mir die Gestalt dieses Gebäudes, und fügte hinzu, daß sie es durch ein rothes Schnupftuch, so vor dem Fenster sein würde, von andern Häusern unterscheiden wolte. Man würde mich wohl empfangen, und darauf mehrere Nachricht geben. Ich versprach alles zu thun, und wurde hierauf von dieser schönen Person ersuchet, sie zu verlassen, welches ich auf das Anständigste vollstrekte.

Ueber diese Nachricht wurde ich noch mehr zweifelhaft gemacht, wiewohl meine Muthmassungen nicht mehr allzusehr von dem wahren Grunde abgehen konnten. Denn das kam mir leichte wahrscheinlich vor, daß die ganze Begebenheit eine Lieber-Sache zum Grunde haben möchte, ob ich gleich die Haupt-Personen nicht kannte. Inzwischen schiene aus diesem Grunde die Sache von vielen Folgen und daher sehr bedenklich zu sein. Wenn ich mehr meiner Vernunft, als meiner verliebten Neugierde, gefolget hätte, so würde ich mich entschlossen haben, zu Hause zu bleiben.

Ich

Ich will aber meinen Entschluß nicht entschuldigen, denn man ist allezeit strafbar, wenn man etwas unternimmt, davon uns die Folgen unbekannt sind. Nachdem ich gespeiset und einige Gläser Champagne getrunken, lud ich meine Puffer, und gieng nach dem Lusthause meiner schönen Unbekannten zu. Ich kam eben recht dahin, und erkannte sogleich an dem abgeredten Zeichen, wo ich meine Gebieterin finden könnte, die sich am Fenster sehen lies. So bald sie mich sah, rufte sie mich unter dem Titel ihres Vetters zu sich. Im Hineingehen in ihr Haus bewillkommte sie mich auf der Treppe sehr gütig, und rufte sogleich ihren Pachter. Diesem sagte sie, daß sie in meiner Person einen Anverwandten vor sich sehe, den sie wegen des Eigensinnes ihres Mannes, der mit ihrer Familie nicht einig wäre, nirgend besser als hier sprechen könnte. Sie bat ihn deswegen, ihrem Manne davon keine Nachricht zu geben, und dafern derselbe hieher kommen solte, ihr zuvor seine Ankunft zu melden. Der Pachter versicherte sie seines Gehorsams, und entfernte sich.

Hierauf führte mich meine liebreiche Gebieterin in ein Zimmer, welches vortreflich wohl ausgepuzet war. Man erblikte darinnen nichts, als was die Sinne schmeicheln und verführen kan. Huldgöttinnen, scherzende Schäfer, mitleidige Schäferinnen, und tausend annehmliche Schildereien, vermehrten die Pracht dieses Zimmers. Ich hätte gewiß diese schö-

ne Gegenstände genauer betrachtet, wenn meine Gebieterin nicht alleine meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Sie hatte sich neben mir auf einem Canape gesezet, wo sie mir eine so vortheilhafte Versicherung ihrer Gunst machte, daß ich ganz entzüket wurde. Eine Person von so groser Schönheit und Verstande, forderte alle meine Zärtlichkeit. Wie soll ich ihnen meine Erkänntlichkeit genug ausdrüken? war meine Rede. Ich empfinde in ihrer Gnade einen Vortheil der mich über die Hoffnung der Dankbarkeit hinaussezet, eine Ehre, die mir meine Schwäche und dero Grosmuth lehret, und mein Herze mit denen vollkommensten Empfindungen erfüllet. Befehlen sie, meine Gebieterin, womit ich mich dero Gnade würdig machen kan, und erwarten sie alles von meinem Gehorsam. Dörfte ich ihnen doch ein Herze anbieten, das sich für die gröste Ehre schäzet, ihnen unterworfen zu sein? Nichts kan mich mehr rühren als dieses Bekänntniß, weil es eine Neigung ausdrüket, mit der ich mir schmeichelte, wenn ich keine Person von ihrem Range anbetete. Die Frau von Maisigniac, so nennte sich meine Gebieterin, beantwortete meine Rede mit so vieler Anmuth, daß ich ganz entzüket wurde. Ich wurde so kühn diese Dame auf das Zärtlichste zu küssen, und wie vergnügte sie mich, als sie auf meine Liebkosungen, die reizendsten Erklärungen that? Der Champagne hatte unsere Geister in eine süse Verwegenheit gesezet.

Wir

Wir scherzten schon etwas freier. Alle Bewegungen drükten das Feuer einer der gröſsten Zartlichkeiten aus. Die Natur sezte uns in einen Zustand auf ihrem Altare zu reichern. Suſe Empfindung, die du damals mein Herze mit Wollust und Entzükung überschüttest! Unſere erſte Zuſammenkunft berauſchte unſere Seelen, mit denen lebhafteſten Ergözlichkeiten der Liebe. Wir brachten ganze Stunden mit Verſicherung derſelben zu, ohne daſs uns ein ſo bekannter Gegenſtand verdrüſslich geworden wäre. Iſt aber dieſes nicht ein gemeiner Fehler der Liebenden? Aber die Zeit gebot uns, dem Vergnügen zu entſagen und uns zu trennen. Wir wandten die lezten Augenblike dazu an, uns nochmalen zu umarmen und wegen unſerer Zuſammenkünfte überein zu kommen. Hierauf muſste ich einen Beutel von der Frau von Maiſignac annehmen, und mich von ihr trennen.

Die Güte meiner Gebieterin hatte mir 30. Louis d'or geſchenket, die in der That mir nicht gleichgültig waren. Aber dem ohngeachtet erregten ſich verſchiedene Zweifel in mir, die mir meine Liebes-Verſtändniſs ſehr zuwider machten. Die Gründe der Religion beſtritten mich auf alle Art, mein Herze aber ſtellte andere dagegen, die mich meine Schwäche ergreifen lies. Die Dankbarkeit gegen die Neigung einer auſserordentlichen, ſchönen und klugen Perſon, die gewiſſe Umſtände beſchönigten, und mein allzuſchwaches Herze,

siegten über die Einwürfe, die mir meine Einsicht des Guten machte.

Die Frau von Malsignac hatte zu viele Reizungen, als daß ich denselben hatte widerstehen können. Mein Gemahl, sagte sie, hat so viele Jahre auf sich, daß ich ihm nie geheirathet hätte, wenn mich nicht der Eigensinn meiner Familie dazu genöthiget hätte. Er sah meine grose Abneigung gegen seine Person wohl ein, aber er war nicht redlich genug, von mir zu lassen, ob ich ihn gleich mit Thränen darum gebeten habe. Weil ihn seine Geburt, seine Güter und Amt, vor andern vorzüglich machten, so hat er auch alleine mit diesen meine Anverwandten gezwungen, mich zu seiner Frau zu machen. Der Wohlstand nöthigte mich, die Mittel zu hassen, die mich von einer so unglüklichen Verbindniß frei machten, denn ich sahe, daß sie meiner Ehre nachtheilig wären. Dadurch wurde ich nun die Frau des Herrn von Malsignac. Nun lebe ich anderthalb Jahre mit ihm, ohne ein einziges Kennzeichen einer aufrichtigen Liebe und Hochachtung zu sehen. Gleich beim Anfange unserer Ehe hat er mir geboten, mit meinen Anverwandten nicht viel Umgang zu haben. So schwer mir dieses Geseze war, so unterwarf ich mich doch demselben, und es geschahe nur von ohngefehr, wenn ich meine Anverwandte sprach. Dieser grose Zwang wäre noch erträglich gewesen, wenn er nur das gefällige Wesen eines vernünftigen Gemahls gegen

mich

mich geäuſſert hätte. Er iſt aber von einer mürriſchen und unangenehmen Art. Den ganzen Tag bringet er mit denen wichtigſten Geſchäften und Rechts-Händeln zu. Man ſiehet in meinem Hauſe nichts als Sachwalter, klagende Partheien, Gerichtsdiener, Rechtsgelehrte, Kaufleute, und überhaupt ſolche Leute, die beſtändig unruhig und misvergnügt ſind, und Streit und Mühe bei meinem Gemahle erregen. Sind dieſe nicht da, ſo iſt er im Gerichte, oder in ſeiner Studir-Stube mit Acten beſchäftiget. Alle dieſe Dinge, und ſein ſtolzes und eigennüziges Gemüthe, machen ihn zu dem verdrüßlichſten Mann. Sezet ſeine Jahre hinzu, und ſein Unvermögen, ſo kan man meinen Zuſtand wohl gedenken. Ach! ſezte ſie hinzu, man heirathe doch keinen Präſidenten! Ich bin ſeine Frau alſo zu nichts als zum State, und zur Wirthſchafft, oder vielmehr eine Magd, die man eine Frau nennet. Der Herr von Maiſignac gibt nicht zu, daß ich viele Geſellſchafften beſuche, auſſer mit Leuten von ſeiner Gedenkungs-Art. Ich habe ſie aus verſchiedenen Umſtänden kennen lernen, und einige Neigung gegen ſie gefaſſet, die ich ihnen ſchon einigermaſſen zu erkennen gegeben habe. Wolte der Himmel, daß ſie uns beden nüzlich wäre!

Auf dieſe Art hat die Frau von Maiſignac ihren Zuſtand gegen mich entdeket. Ich muß geſtehen, daß er mich gerühret, aber eben deswegen

wegen hielt ich unser geheimes Verständniß für rechtmäßig. Sie ist iung, dachte ich, sie ist zur Liebe geschaffen, ihr Gemahl ist so anzusehen, als wenn er es nicht wäre, die Vernunft kan ohnmöglich ihre Abweichung vom Wohlstand tadeln, die Schrifft kan eine Ehe, wie die ihrige ist, nicht vor gültig ansehen. So suchte ich meine und ihre Zärtlichkeit zu rechtfertigen!

Meine Gemüthsruhe verlohr daher gar nichts, weil ich vernünftig zu handeln glaubte. Vielmehr genoß ich alle Reizungen der Liebe im Uebermaß, ohne durch einige Einwürfe gestöret zu werden. Ich hatte an einer vollkommenen Schönheit zugleich eine grosmüthige Wohlthäterin, die mich in verschiedenen Mitteln alle Bequemlichkeiten des Lebens schmeken lies. Mithin wünschte ich nichts mehr, als daß meine Gebieterin standhaft gegen mich sein möchte.

Inzwischen sagte man mir, daß der Herr von Malsignac gestorben. Dieses verursachte, daß ich meine Gebieterin lange nicht sehen konnte. Liebe und Erkanntlichkeit gegen eine so vollkommene Person, verlangten nichts sehnlicher, es wurde mir zulezt ihre Abwesenheit unerträglich.

Der Wohlstand hatte meiner Gebieterin die Gelegenheit, mich zu sehen, benommen, sie kam mir aber wider mein Vermuthen zu Gesichte, ohne daß ich sie sprechen konnte. Meine Begierde dieses zu erlangen, bewog mich, daß

daß ich ihr auf allen Tritten folgte, ich bekam aber dieses Vergnügen durch einen bloſen Zufall, da ich durch alle meine Bemühungen nicht dazu gelangen konnte.

Es hatte mich das angenehme Wetter zu einem Spaziergange bewogen, als ich ganz mechaniſch in die Gegend kam, wo mich meine begierige Zärtlichkeit ſo öfte gerufen hatte. Ich hatte die angenehmſten Gedanken von dem Aufenthalte meiner Gebieterin, als ich vor ihr Haus kam. Meine Begierde hielt mich an dieſem Orte eine Zeitlang ſtill, ich ſuchte mit meinen herumirrenden Bliken meinen verehrungswürdigen Gegenſtand zu entdeken, das Glüke aber bewieß mir eine kleine Bosheit, indem ich erſt nach einigen fruchtloſen Augenbliken meine Dame erblikte. Sie kam mir ſo zerſtreuet vor, als ich ſie betrachtete, daß ich mich nicht unterſtand, ſie aufzuſuchen, ich hatte ſie aber kaum auf mich bliken ſehen, als ich eilte mich zu ihren Füſſen zu werfen.

Ich wurde von der Frau von Maiſignac ſehr gütig empfangen. Sie nahm meine Troſt-Sprüche, über den Verluſt ihres Gemahls, gar gut auf, und verſicherte mich, daß mit ſeinem Tode alle die Uneinigkeit, darinnen ſie gelebet, aufhöre. Er hätte ſie auch zur Erbin des gröſten Theiles ſeiner Güter eingeſezet, welches ſie in den Stand ſezte, die Hand eines gewiſſen Edelmannes anzunehmen, der von ihr hoch gehalten wurde. Mein Herr, ſagte ſie zu mir, ich habe mich entſchloſ-

ſchloſſen eine andere Ehe einzugehen, ich werde mich alſo von euch trennen müſſen. Meine Pflicht leget mir dieſes auf, die Entſchuldigung gewiſſer Fehler, die mein voriger Zuſtand machte, fallen mit dem Tode des Herrn von Maiſignac weg. Ich habe iezt keine ſo ungleiche Parthie vor mir, der Herr le Gardier mein künfftiger Gemahl, iſt eine Perſon, die ſich gar wohl zu mir ſchiket. Euer Umgang würde mir gar zu gefährlich ſein. Seid verſichert, ich liebe euch beſtändig, ſagte ſie mich mit Thränen umarmend, nichts als der Tod kan das Angedenken eurer geliebten Perſon bei mir verlöſchen!

Solchergeſtalt wurde ich von der Frau von Maiſignac geſchieden, wiewohl ſie mich nöthigte, ihr Bildniß und 100. Louis d'or anzunehmen. Mein Herz war lange über dieſen Verluſt zu tröſten, wiewohl ich gewiſſer maſſen freier geworden bin.

Nachdem ich alſo mein eigener Herr über mein Herze wieder geworden, ſo blieb ich etwas fleißiger zu Hauſe, und war mehr dem Studiren, als der Liebe ergeben. Vornemlich hatte ich in meiner Wohnung einen Zeit verkürzenden Umgang mit dem Cammerdiener des Grafen, Baptiſta.

Mit dieſem artigen Menſchen, den der Graf überaus liebte, brachte ich meine Abend-Stunden ſehr angenehm zu. Er unterrichtete mich von ſeinen Begebenheiten, dagegen ich ihm meine Umſtände eröfnete. Alles was ver-

vergnügend und artig war, gab uns Stof zur Unterredung. Baptiſta erzehlte mir unter andern die Geſchichte des Grafens auf die Weiſe.

## Geſchichte des Grafens von Bernardino.

Die Geſchichte dieſes Herren kan man ohne eine genaue Unterſuchung ſeiner Herkunft wohl begreifen, daher iſt es genug, wenn ich verſichere, daß ſein Haus eines der berühmteſten und älteſten Häuſer in Italien ſei. Bei der hohen Geburt des Herrn Grafens erinnere ich nur, daß ſein Geſchlechte auch Standesmäßige Güter beſize. Keines von dieſen aber hatte das Glüke, daß darinnen der Herr Graf gebohren worden, auſſer das angenehme Floriatta, wo derſelbe das erſte Tages-Licht erbliket hat.

So ſehr der Herr Graf von den Seinigen geliebet worden iſt, ſo wenig Hoffnung konnte er doch auf groſe Güter haben, weil er der Jüngſtgebohrne ſeines Hauſes war. Aber es gefiel der Göttlichen Vorſehung durch das frühzeitige Abſterben ſeiner Brüder, ihn zu den Beſizer der Gräflichen Güter, wider alles Vermuthen, zu beſtimmen.

Weil mein Vatter bei denen Eltern des Herrn Grafen bis an ſein Ende in Dienſten geweſen, ſo wurde ich in dem Gräflichen Schloſſe erzogen, und ſehr frühzeitig zu des jungen Herren Bedienung gebrauchet. Ich

hatte Mittel gefunden demſelben zu gefallen, und habe mich bisher zu meinem Vortheil in deſſen Gnade erhalten.

Sie werden daran nicht zweifeln, daß man den Grafen Standesmäßig erzogen habe. Nein, er wurde unter der beſten Aufſicht und Unterweiſung geſchikter Leute dergeſtalt erzogen, daß man Hofnung von ihm hatte einen groſen Herren aus ihm zu bilden.

Daher ſchikte man ihm im 16ten Jahre ſeines Alters nach Padua. Niemand als ein Hofmeiſter und zwei Bediente wurden ihm zur Begleitung und Aufwartung mitgegeben. Ich hatte das Glüke, daß ich mich dabei befand, weil es mein Herr ſelbſt verlanget hatte.

In Padua war ein berühmter Profeſſor der Rechte, an den der Graf war gewieſen worden, weil man ihm die Ober-Aufſicht über ihn gegeben hatte. Dieſer Mann nahm den Grafen in ſein Haus, und an ſeinen Tiſch. Er erwies ihm viele Freundſchafft, und hat alles gethan, was unſerm Grafen nuzlich war.

Der Hofmeiſter war ein Menſch, der viele gute Eigenſchafften beſas. Er war geſchikt, er ſah wohl aus, und hatte eine auſerordentliche Gabe, ſich allenthalben beliebt zu machen. Dem ohngeachtet hatte er gewiſſe Fehler an ſich, die ſich nicht allzuwohl zu ſeinem Stande ſchikten. Er war der Liebe, dem Spiele, und denen Ergözlichkeiten gar zu ſehr ergeben.

Der

Der Professor war auch ein kluger Mann, aber er war strenger, und hatte keinen von diesen Fehlern, vielleicht wegen seines Alters und Standes, an sich. Daher war die Einigkeit unter diesen beiden Hofmeistern nicht die größte. Der Hofmeister gieng sehr ofte mit dem Grafen spazieren, dem Professor aber gefiel dis nicht, wiewohl er, weil kein Schade daraus erwachsen war, denen Eltern meines Herrn keine Nachricht davon gab.

So bald dieser wakere Mann gestorben war, konnte der Hofmeister seiner Liebe zu Ausschweiffungen mehr folgen. Er gieng derowegen mit dem Grafen an alle diejenige Orte, wo der Wein, das Spiel, und die Liebe regierte. Dadurch bekam dieser Gelegenheit, mit Frauenzimmer genau bekannt zu werden, und gewisse Vortheile im Spielen zu lernen, die rechtschaffenen Leuten gar nicht anständig sind.

Nachdem man dem Vatter meines Herren den Tod des Professors berichtet hatte, so wurde die Miethe in dessen Hause aufgehoben, und ein groser Gast-Hof zur Wohnung erwählet. Der alte Graf billigte diese Veränderung, weil er dem Hofmeister vieles zutrauete, und derselbe gemeldet, daß der Umgang mit Reisenden und Standes-Personen, die man da häufig fände, dem Grafen sehr vortheilhaft sein würde.

In der That war dieses nicht zu läugnen, aber es war doch ein gefährliches und unruhi-

ges Haus. Anderer Ausschweiffungen gar nicht zu gedenken, wurde daselbst gar stark gespielet, wo über sich oft die Spieler auf das Blutgierigste geschlagen haben. Der Graf hatte mit seinem Hofmeister das Unglük, zweimal nach einander wichtige Summen zu verlieren.

Dieser Verlust war ihnen sehr empfindlich, denn sie mußten unumgänglich Geld haben, und also mußte der Vatter des Grafen Nachricht bekommen, weil es nicht zu gewöhnlicher Zeit geschah. Man erdichtete daher einen Diebstahl, und stellte den Geld-Mangel so groß vor, daß der Graf solches überschikte, wiewohl er dem Hofmeister und jungen Herren einige harte Pillen gab.

Ich hatte dieses alles aus dem Briefe gesehen, den der Hofmeister nicht genugsam verwahret hatte. Weil ich nun glaubte, daß ich und mein Camerade bei dem alten Grafen leichte könnten verdächtig wegen des Diebstahls werden, so nahm ich mir vor, mich dißfalls sicher zu sezen. Ich hatte auch eine rechte Liebe gegen meinen Herren, und eben deswegen entschloß ich mich um so mehr, den Hofmeister anzuklagen, da mir sein unnüzer Aufwand, und der Verlust im Spiele einigermassen bekannt wurde.

Dieses, nahm ich mir die Freiheit, dem alten Grafen zu berichten, der mich seiner Gnade hierauf schriftlich versicherte, und ein Geschenke zuschikte. Es wurde mir dabei be-

fohlen, ferner auf dergleichen Dinge Acht zu haben, und den Hofmeister zu warnen, welches er aber sich gar nicht zu Nuze machte.

Grose Ausschweiffungen fuhren nach der vollkommensten Einrichtung der natürlichen Dinge, die das allerweiseste Wesen gesezet hat, so unglükliche Folgen, die das Laster auch von der Seite des Nüzlichen verabscheuungswürdig machen. Der Hofmeister, der eine Zeitlang sehr lasterhaft gelebet hatte, empfand leider! frühzeitig die unselige Wirkungen davon. Er hatte eine unanständige Liebe mit eines Kaufmannes Frau gepflogen. So geheim er auch dabei zu Werke gieng, so wurde sie doch zulezte von dem eifersichtigen Manne entdekt. Dieser konnte den Beleidiger seines Ehe-Bettes nicht lange mit kaltem Blute ansehen, er entschlos sich eine nachdrükliche Rache zu nehmen. Und ich vermuthe sehr stark, daß er seinen Untergang befördert habe, denn er wurde in einer gewissen sehr engen Gasse mit vielen Stichen ermordet gefunden.

Dieser unglükliche Todes-Fall rührte uns so empfindlich, daß wir viele Schmerzen, über eine so betrübte Begebenheit, hatten. Der Herr Graf verlohr eine Person, die er gar sehr geliebet hatte, und hatte auch vor sich üble Folgen, von dieser Begebenheit zu besorgen. Daher war ihm bei der ganzen Sache nicht wohl zu Muthe.

So bald er seinem Vatter Nachricht davon gegeben hatte, erhielt er Antwort und

Befehle Padua zu verlassen, und nach Hause zu kommen. Nichts konnte dieses hintertreiben, so wenig auch der Graf Neigung hatte, gehorsam zu sein.

Ich nahm mir die Freiheit, demselben die Nothwendigkeit dem väterlichen Befehle zu gehorsamen, vorzustellen, worauf der Graf Anstalt zur Abreise machte.

Er reisete gleich darauf zum Leidwesen vieler Leute, denen sein Aufwand nüzlich gewesen war, nach einem Aufenthalte von anderthalb Jahren, von Padua ab, und erreichte gar bald seinen Geburts-Ort.

Seine Eltern empfiengen ihn sehr zärtlich, und liessen sich den Verdruß gar nicht merken, den sie über seine Lebensart geschöpfet hatten. Sie erwarteten noch immer von seinem guten Temperamente das Beste, aber sie sahen leider! daß meine Berichte kein Hirn-Gespinnste gewesen waren. Daher sezte man das größte Zutrauen auf meine Dienst-Beflissenheit, und beehrte mich mit den sichtbarsten Proben derselben, wobei man auf den Grafen eine genaue, doch unvermerkliche Aufsicht hatte.

Baptiste wolte eben in seiner Erzehlung fortfahren, als ihn die unvermuthete Ankunft des Grafen verhinderte. Dieser Herr kam in einem sehr verwirrten Zustand, und mit einem Kleide, das mit Blute befleket war, nach Hause. Er befahl, daß Baptista nach seiner Wunde, die er in einem Gefechte mit einem

Offi-

Officier bekommen hatte, sehen solte, welches sogleich geschah. Ich nahm mir die Freiheit meine Empfindlichkeit über diesen Zufall zu bezeigen, welches dem Grafen gar wohl gefiel. Baptista versicherte mich, daß keine grose Gefahr zu besorgen sei, wiewohl der Graf anderthalb Monat das Zimmer hüten mußte.

## Fortsezung der Geschichte des Grafen von Bernardino.

Kaum hatten wir wieder Gelegenheit eine Unterredung zu halten, als Baptiste die Geschichte des Grafens fortsezte.

Seine Eltern fanden nicht vor rathsam, denselben länger auf dem Lande bei sich zu haben, daher hielten sie vor gut, ihn nach Siena zu schiken, um daselbst in anstandigen Sitten und Wissenschafften zuzunehmen. Die vortheilhafte Meinung, die sie von diesem Orte hatten, bewogen sie vornemlich zu dieser Wahl. Man hatte Empfehlungs-Schreiben an einige Personen vom Stande vor uns zurechte gemacht, man lies eine schöne Equipage verfertigen, und ich hatte das Vergnügen, abermals mit zu reisen.

Der Vatter des Grafen mochte in Erwählung meiner Person verschiedene gute Gründe gehabt haben, es war ihm aber dabei dieses insonderheit angenehm, daß der junge Graf sich meine Person freiwillig ausgebeten hatte. Denn er lies es mir nicht empfinden,

daß ich ihn, wegen seiner Lebensart in Padua, angeklaget hatte, weil er die Güte meiner Absichten erkannte.

Der Graf verlies die Seinigen nicht ohne den zärtlichsten Abschied. Unter Weges war nichts merkwürdiges vorgefallen, ausser daß, als wir die überaus schöne Stadt Siena im Gesichte hatten, der Graf uns durch einen lauten Schrei erschrekte, und bewog die Ursache davon zu vernehmen. Wir fanden diesen Liebenswürdigen Herrn in einer tödtlichen Ohnmacht liegen, und machten dahero gleich, ohne viele Umstände, Anstalt, sein so kostbares Leben zu retten. Dasienige, was ich nicht mit den besten Wassern und Balsam verrichten konnte, bewerkstelligte ich durch eine glükliche Aderlaß, die ihm zum ersten die Augen wieder eröfnete. Unser Herze wurde durch diesen Umstand wieder ruhiger, besonders als wir vor der Stadt einen bequemen Ort erlangten, wo wir den Krafftlosen Grafen beherbergen konnten.

Wir brachten ihn in der größten Eile zu Bette, wo wir mit Sorgenvoller Begierde, den Ausgang dieser unerwarteten Begebenheit entgegen sahen. Unsere Wünsche und Gebete wurden erhöret, die flüchtigen Lebens-Geister waren glüklich zurükgerufen; worauf mich der Graf liebreich anredete: Liebster Baptista, sagte der gütige Herr, was für ein trauriger Zufall hat mich meiner Sinne und beinahe meines Lebens, beraubet! Mein

Vat-

Vatter . . . ia, sprach er weinend, mein Allergütigster Vatter ist mir in der Gestalt eines Todten erschienen! Soll ich also nicht mehr seine liebreiche Arme umschliessen! Ja! Ja! auf ewig ist mir mein einziger, mein bester Freund geraubet worden!

Wir hatten Mühe genug eine so unglükliche Sache bei dem Grafen verdächtig zu machen. Nein, versezte er, ich bin nicht so gluklich, daß ich mich irren solte. Ich verliehre alles in meinem Vatter. Grosser GOtt! verleihe mir Stärke, diese Strafe auszuhalten! Doch HErr! dein Wille geschehe!

Es war nicht möglich des Grafen Gedanken zu ändern, er stellte die Person eines Traurenden so natürlich vor, als wenn er wirklich seinen erblaßten Vatter vor sich gesehen hätte. Alle Bewegungen des zärtlichen Schmerzens, der Empfindung der Göttlichen Strafe, die in dergleichen Fällen auch die ruchlosesten Menschen rühret, drükten seine Klagen aus. Er sah so schwach und krank aus, daß auch dadurch seine Gemüths-Verfassung kenntbarer wurde.

Nachdem die Kräfte des Grafen wieder zugenommen hatten, so fuhr er in die Stadt, und stieg bei einem berühmten Wechseier ab. Derselbe führte ihn zu den Herren Giovani Alricaro, Dechant der Academie, der nach empfangenen Empfehlungs-Schreiben, dem-

selben Tisch und Wohnung einzuräumen versprach.

Kaum hatte er diesen vortheilhaften Antrag des Herrn Altricato angenommen, so kamen Briefe, worinnen ihm das Ableben seines Herrn Vatters berichtet wurde. Es war merkwürdig, daß dasselbe um eben die Zeit und Stunde erfolget sei, als unser Graf das gemeldete Gesichte gehabt hat. Ueber diese Nachricht wurde der Graf weniger gerühret, als wir uns vorstellten. Er sah sie als eine gewöhnliche Sache an, deren Verlust er schon das Opfer der Natur geleistet hätte. Daher waren seine Thränen nur so beschaffen, wie sie nach dem Ablaufe der ersten Empfindungen sind. Gewiß, diese Sache hat mir noch immer wunderbar geschienen.

Wir mußten mit dem Grafen auf einige Zeit nach Florialta zurük gehen, weil seine Umstände dessen Gegenwart erforderten. Nachdem aber dieses wegfiel, wurden die Güter wegen des Grafen Minderjährigkeit denen im lezten Willen verordneten Vormündern übergeben, und Anstalt zur Abreise gemacht.

Der Tod der Frau Mutter des Grafen war die erste Nachricht, die er aus Florialta, nach seiner Ankunfft zu Siena erhielt. Sein Schmerze wurde dadurch wieder erneuert, worauf ein gefährliche Krankheit folgte, die ihm beinahe das Leben geraubet hätte. Er mußte fast ein ganzes Jahr damit leiden, und

es

es konnte ihn nichts als sein glükliches Temperament vom Tode erretten.

Wie er sein Lager verlassen hatte, so fieng er an mit grosen Fleisse die Wissenschafften zu erlernen, und seine Lebensart darnach einzurichten. Deswegen vermied er sorgfältig diejenigen Gesellschafften, welche Ausschweifungen nach sich ziehen konnten. Der Herr Altricato fieng dieser Ursache halber an, seine Nachahtung gegen den Grafen zu verdoppeln, der sehr viele Freundschafft dazu blikken lies. Herr Altricato hatte eine besondere gefällige Art an sich, die den Grafen ungemein rührte. Er wußte ihm die Wissenschafften auf eine sehr reizenden Gestalt angenehm zu machen, dadurch er es so weit brachte, daß er auch das Schwere und Innere derselben mit Vergnügen anhörte. Damit ihm aber die Kräfte und Neigung dazu nicht geraubet würden, so machte er ihm so viele kleine Ergözlichkeiten, daß er dabei sich immer etwas erholte, und das Unangenehme eines allzugrosen Fleisses nicht empfand. In allen Gesellschafften des Herrn Altricato war der Graf zugegen, und sie waren ihm angenehm und nüzlich. Denn es waren Leute von Verdiensten, Freunde und Anverwandte des schäzbaren Wirthes. Es befanden sich darunter zwo Frauenzimmer, Gabriele und Theresia, davon iene durch ihre schöne Stimme, durch ihren Geist und Einsicht in gelehrte Dinge, diese aber durch ihre Reizungen und Klugheit, eine Zierde der Gesellschafft waren.

Die

Die gute Gestalt und Lebensart des Herrn Grafen, macht ihn zu keiner gleichgültigen Person. Er konnte, ohne eine ungegründete Eigenliebe zu besitzen, gar wohl einsehen, daß er diesem liebenswürdigen Frauenzimmer gefiel. Sie konnten in Ansehung seiner gleiche Gedanken haben, denn es war nicht unwahrscheinlich, daß seine schmeichelhafte Gefälligkeit, eine Art der Liebe wäre. Ich will ihnen gleich sagen, welche Parthei am besten geurtheilet habe.

Der Graf war dem Studiren wahrhaft ergeben. Er war in dem Zustande, da ihm der Umgang artiger Frauenzimmer selten war. Er sahe keine blinde und gezwungene Verbindlichkeit zum Studiren. Er war schon von der Erfahrung überzeuget, daß bei Liebes-Händeln, nicht selten Schade und Verdruß zu finden. Seine Beurtheilungs-Kraft war daher schon zu ihrer Reife gekommen, und also hatte er keine besondere zärtliche Neigung gegen dieses Frauenzimmer.

Hingegen konnte die schöne Theresia nicht lange gegen den Grafen unempfindlich sein. Sie überlies sich vielmehr einer Zärtlichkeit, die sie ganz einnahm. Alle ihre Handlungen gaben dieses zu verstehen. Sie besuchte den Herrn Algaroti fleißiger, als iemals; sie lies allezeit den Grafen zur Gesellschafft bitten, den sie mit tausend Reizungen zu rühren suchte. Derselbe aber blieb so unempfind-

lich,

lich, als wenn er mit einer gemeinen Person zu thun gehabt hätte.

Ohne Zweiffel hat ihr dieser wenige Eindruk ihrer Reize nicht gefallen, wiewohl sie sich noch immer mit einiger Hofnung schmeichelte. Ist auch wohl leichte ein Frauenzimmer anzutreffen, das nicht ihren Reizen eine gewisse Macht beileget? Theresia war zum wenigsten von der ihrigen überzeuget.

Dieses schöne Frauenzimmer hatte bemerket, daß der Graf einige Gewogenheit gegen mich hatte. Sie entschlos sich mich zu gebrauchen, dem Grafen dasienige zu eröfnen, was sie, entweder aus Mangel einer geheimen Gelegenheit, oder aus jungfräulicher Scham, nicht selbst entdeken wolte. Es schlug ihr auch ihr Vorhaben nicht fehl. Ich gieng vor ihrer Wohnung vorbei, wie sie mich zu sich rufen lies. So bald ich zu ihr kam, führte sie mich in ihr Zimmer, und begegnete mir mit ungemeiner Höflichkeit. Wie befindet sich der Herr Graf? sprach sie. Er ist ein recht artiger Herr! dieienige ist glüklich, die sein Herz besizet! Aber dürfte man es nicht wissen, verfolgte sie schamhaft, wer diese glükliche Besizerin ist? Sie muß viele Verdienste haben. Der Graf liebt doch?

Kaum konnte ich hiebei ein gewisses schalkhaftes Lächeln verbergen, denn nun war die Reihe an mir, ihre Fragen zu beantworten. Ich entschuldigte mich, daß ich nicht wisse, daß der Graf liebe, daß mir seine Neigung

in dieſer Sache verborgen wäre, daß es mir unmöglich wäre eine Perſon zu nennen die ſein Herz beſäſe, und daß er nicht verliebt zu ſein ſchiene.

Thereſia war damit noch nicht befriediget, ſie wolte mich durch verblümte Ausdrüke zu einem Bekänntniſſe nöthigen. Ich konnte ihrem Verlangen aber gar nicht Genüge leiſten, und entfernte mich unter einem Vorwande von ihr.

Wie ich dieſe Unterredung dem Grafen erzehlte, ſo konnte er nicht genug darüber lachen. Er machte dabei ſo ſeltene Geberden, daß ich ſelbſt lachen mußte. Seine Meinung war dieſe, daß er von Thereſien geliebet würde.

Wenn ich aufrichtig reden ſoll, ſo glaubte ich vielmehr, daß ſich Thereſia einbilde, daß ſich der Graf in ſie verliebet hätte. Denn es war leichte zu vermuthen, daß ein Frauenzimmer, das ſo ſtolz und ſchön als ſie war, aus der ungemein höflichen Art, mit der ſie der Graf bediente, gar leichte alſo denken könnte. Iſt dieſes nicht ein Fehler, den ſie mit vielen ihres gleichen gemein haben konnte?

Inzwiſchen hatte der Herr Graf weit glüklicher gemuthmaſſet, wiewohl er auch ſtärkere Gründe mag gehabt haben, als ich. Er wurde von Thereſien recht zärtlich geliebet, und dieſelbe ſuchte bei allen Gelegenheiten einige Proben davon abzulegen. Sie war beſtändig bei Herrn Filiricato, wo ſie meinen kalte-

kaltsinnigen Herrn zu rühren lange vergeblich bemühet war.

So zärtlich sie war, um so schmerzhafter mußte ihr eine solche Kaltsinnigkeit sein. Ihre unruhige Liebe wolte daher auf eine bessere Art offenbaret werden, denn sie konnte nicht wissen, daß ihre Unterredung mit mir dem Grafen bekannt geworden ist. Ich wurde abermals erwählet, das Werkzeug dabei zu sein.

Die schöne Theresia wußte die Gelegenheit so wohl zu erwarten, daß sie mich auf eben die Weise, wie das erstemal, zu sich brachte. Ihre Reden waren eben so eingerichtet, wie vormals. Sie war eben so gütig gegen mich, und nöthigte mich, einige Zechinen anzunehmen. Ich war eben nicht gesonnen, ihr hierinnen zu gehorsamen. Sie nöthigte mich aber so, daß ich sie durch ein allzulanges Widerstreben würde beleidiget haben. Alles dieses geschah, wegen eines Briefes, den ich dem Grafen von ihr überbringen mußte.

Der Graf nahm ihn mit einiger Bestürzung an, deren Ursache mir verborgen war. Er las den Brief mit so verschiedenen Bewegungen, daß ich begierig gemacht wurde, denselben zu lesen. Ich durfte mich nicht lange vergebens darnach umsehen, denn ich fand öfters viele Briefschafften des Grafens, und ich erkandte darunter auch das Schreiben der verliebten Theresia. Es war mir also leichte

eine Abschrift davon zu nehmen. Sie wird nicht weit weg sein, sagte Baptiste, indem er aus seiner Schreib-Tafel, den Brief vorlangte. Er ist so geschrieben:

Mein Herr Graf!

Ich liebe sie, mein Herr, ja ich liebe sie recht sehr! Wie viel nimmt mir nicht dieses Geständniß von den Rechten eines Frauenzimmers? Nichts als mein Herze kan mir diese Unternehmung gut heisen. Wie zärtlich ist es nicht, und wie wolte es . . . . . Doch habe ich einen Fehler begangen, daß ich wider die Gewohnheit sündige. Vielleicht bin ich auch strafbarer, daß ich wissentlich irre? Es ist gewiß; es mag aber auch gewiß sein. Ich will gerne Unrecht haben, wenn ihnen mein Fehler eine kleine Erkänntlichkeit erweket. Können sie mir diese völlig versagen? Ich bin mit der zärtlichsten Ehrerbietung

Dero

ergebenste

Theresia A.

So zärtlich auch Theresia ihre Liebe erklärte, so wenig war der Graf gesinnet, sich ihr zu ergeben. Ich erstaunte über eine so grose Kaltsinnigkeit bei einem so liebenswürdigen Gegenstande. Da sich derselbe so herunter lies, daß er mir diese Umstände entdekte

und

und meine Gedanken zu wissen verlangte, so nahm ich mir die Freiheit, die Parthei dieser schönen Jungfer zu nehmen.

Erstlich gedachte ich, daß der Graf antworten müßte, welches er ohnehin zu thun versicherte, dann rühmte ich die Vorzüge der angenehmen Theresia, und machte den Schluß, daß eine kleine Liebes-Sache, mit so einer verständigen Person, dem Grafen nicht nachtheilig sein würde.

Nein, versezte er, ich kan sie nicht lieben. Es würde nothwendig eine Person dabei zu kurz kommen. Ich würde sie hintergehen, oder eine Verbindung treffen, die mir schädlich ist. Das Erste streitet wider die Pflichten der Menschenliebe, dieses wider meine besondere Verbindlichkeiten. Wenn ihr eine blose Hochachtung genug ist, so hat sie so schon eine vollkommene von mir. Ich will ihr dieses alsobald schrifftlich zu verstehen geben. Des Grafens Antwort war diese:

Schönes Frauenzimmer!

Sie schreiben so artig, als ihre Person ist. Wenn diese nicht genug Reize hätte den Unempfindlichsten zu rühren, so würden ihre Briefe solches thun. O warum bin ich nicht so glüklich des Glükes ihrer Gewogenheit würdig zu sein! Meine Umstände, elendes Schiksal eines Menschen! und eine gewisse Schwäche meines Herzens, ich schäme mich es zu gestehen, machen mich unfähig, das schäz-

barſte Glüke eines Vernünftigen anzunehmen. Fliehen ſie meine Augen. Ich würde mein Unglüke vergröſern, wenn ich ſie ſehen, ia zärtlich ſehen, und unerkänntlich ſein ſolte. Bedauren ſie mich Verehrungswürdige Thereſia, denn wie könnte ich mehr erniedriget ſein, als da ich dero Gunſt mit Undank belohnen muß? Grauſamer Widerſpruch meines Geſchikes und meiner Neigungen! Der Himmel gebe ihnen einen würdigern Gegenſtand. Sie verdienen alles, und ich werde allezeit mit vieler Hochachtung ſein

Dero

gehorſamer Diener

A. von Bernardino.

Hierauf mußte ich, nachdem der Graf die Antwort-Schreiben etliche male durchgeleſen hatte, ſolches der zärtlichen Thereſia überbringen. Ich war in der That beſtürzet, eine ſo trauriae Botſchafft zu übernehmen. Der Graf merkte dis, und ſagte, daß mich Thereſia mit denen erwehnten Zechinen, erkaufet habe, es war aber nur Scherz. Er befahl mir ſodann, gar nichts mehr von Thereſien anzunehmen, und machte mich gleich mit einem prächtigen Geſchenke disfalls ſchadlos.

Meine Mine, mit der ich dieſem Frauenzimmer des Grafens Schreiben überreichte, machte ſie alſobald unruhig. Ihr werdet mir, ſagte

ſagte ſie, keine allzuangenehme Nachricht bringen, indem ſie den Brief begierig erbrach. Bei Durchleſung deſſelben, konnte ich ihre unruhige Gemüthsbewegungen gar wohl bemerken. Hat denn der Herr Graf, ſagte ſie, wie ſie ausgeleſen hatte, eine ſo natürliche Abneigung gegen das Frauenzimmer, daß er ſo ſehr den Gleichgültigen ſpielen will? Ich antwortete, daß ich davon nicht gewiß urtheilen könnte, daß es aber ſchiene, als ob der Herr Graf mit Liebes-Händeln nicht ſehr bekannt wäre. Ja, verſezte ſie etwas hizig, ich erfahre, daß der Herr Graf . . . hier erholte ſie ſich etwas, und lies mir Gelegenheit, das übrige hinzuzuſezen. In Wahrheit, es iſt nicht rathſam, fuhr ſie fort, die Liebe eines Frauenzimmers zu verſchmähen, damit nahm ſie von mir Abſchied.

Ich erſchrak über dieſe Sprache, denn bei uns iſt das Frauenzimmer nicht leichte zu beſänftigen, wenn man ihre Liebe verſchmähet hat. Sie gebrauchen dabei ſolche Mittel zur Rache, und gehen darinnen ſo weit, daß die hölliſchen Furien gewiſſe beleidigte Schönheiten, in der Grauſamkeit ſelbſt bewundern müßten.

Der Graf aber erſchrak ſo wenig über der Thereſia Verdruß, daß er ſich freuete, daß ihn dieſes Frauenzimmer fernerhin würde unberuhigt laſſen. Allein ſie war ſo ſehr wider ihn aufgebracht, daß ſie durch eine ver-

mummte Person dem Grafen dieſes Schreiben zuſchikte:

Herr Graf!

Sie müſſen mich für ſehr einfältig anſehen, daß ſie mit ihren falſchen Schmeicheleien, mich hintergehen wollen. Ich verſichere ihnen aber, daß ich den Grund ſolcher Ausdrüke wohl begreiffe. Wenn ſie ſich daher etwas beſſer erklären wolten, ſo würde es mir angenehm ſein; ſolten ſie aber fortfahren ein Frauenzimmer meiner Art zu beleidigen, ſo beſürchten ſie alles von der Rache der beleidigten

Thereſia A.

Dieſe Schreibart war dem Grafen ſo ungewohnt, daß er darüber unruhig wurde. Er ſtellte ſich nun alle die Folgen einer erzürnten Liebe vor, und bereuete beinahe, daß er nicht wenigſtens ſich verſtellet hatte. Er glaubte, daß es in dem Gehirne der Thereſia nicht zum beſten ausſehe, und beſorgte einige ſchädliche Ausſchweiffungen ihrer Wuth, ohne gleich auf Gegen-Mittel zu denken.

Ich konnte gar bald merken, was ſie haben wolte, und nahm mir die Freiheit, meine Gedanken dem Grafen zu offenbaren, der ſie billigte. Inzwiſchen wolte er dem Herrn Altricato von dem Handel einige Nachricht geben, welches Vorhaben mir ſehr klug zu ſein ſchiene.

Wie es auf die Vollbringung kam, ſo war

war der Herr Altricats krank, und man durfte ihm nichts Verdrüßliches sagen. Dennoch wolte diese Sache keinen Aufschub leiden, weil man alles von dem Zorne der Theresia zu befürchten hatte. Dabei war dem Grafen deswegen gar nicht wohl zu Muthe, denn er mußte die Theresia in einer Ungewißheit lassen, die ihm hätte gefährlich sein können.

Diese Schöne war auch sehr aufgebracht, und sie sahe es für eine neue Beleidigung an, daß ihr der Graf nicht antwortete. Ihre Wuth gab ihr die rachgierigsten Anschläge an die Hand, und alle waren dem Grafen entgegen. Solte man glauben, daß sie auch mit erkauften Meuchel-Mördern dem Grafen habe das Leben rauben wollen?

Gleichwie der Himmel die Tugendhaften in dergleichen Fällen besonders bewahret, so wurde auch der Graf von dieser Gefahr glüklich errettet. Er wurde von einem Banditen, dem sein Laster leid war, gewarnet, und entgieng dadurch denen Nachstellungen dieser Boßhaften. Theresia wurde nach der Entdekung, iedoch wider des Grafen Willen, genöthiget, ihre Zeit in einem Closter hinzubringen.

Aber es mußte doch ein Unglüke dabei geschehen. Der Graf war in einem Cafe-Hause, als man ihn vor denen Nachstellungen gewisser Mörder warnte. Er fand daher vor rathsam, sich in Begleitung zweier Be-

dienten nach Hause zu begeben. Allein kaum war er in seinem Zimmer, als auf der Gasse der Lerm von einer angegriffenen Person gehöret wurde. Er konnte die Ursache davon beinahe einsehen, und war gleich fertig, dem Unglüklichen, dessen Umstände ihn rührten, beizustehen, als die Wache die Mörder gefangen zu nehmen ankam.

Es war ein wohlgewachsener Edelmann, der sich eben so, als der Graf, kleidete, derjenige Elende, welcher von denen verächtlichsten Lotter-Buben unschuldig ermordet wurde. Sein Bedienter brachte ihn, unter Vergiessung vieler Thränen, in das Haus des Herren Altricato, wo dieser Aufzug viele Bestürzung verursachte. Der Graf konnte den allerlebhaftesten Schmerz dabei nicht verbergen, und sagte sogleich dem Besizer des Hauses, was die Ursache dieses Mordes sein könnte, damit man Theresiens Ehre einigermassen, gegen die Nachstellungen der Gerechtigkeit sicher sezte. Er konnte dieses dergestalt beweisen, daß der Herr Altricato seine Anverwandtin für strafbar hielt, und sogleich befahl, sie zu ihm zu bringen.

Wie viel hatte nicht die so schöne Theresia von denen Vorwürfen des Herrn Altricato, und des betrübten Grafen auszustehen! Welche Gewissens-Angst, den Tod eines Unschuldigen zu bewirken! Sie konnte auch ihr Laster ihrem Anverwandten nicht abläugnen, nachdem er sehr nachdrüklich mit ihr gespro-

ſprochen hatte. Ihre Thränen, und das betrübte Schikſal eines Erſchlagenen, der vor ihren Augen lag, rührten dennoch den Grafen daß er für ſie bat; es ward aber der Schluß gemacht, die Thereſia ins Cloſter zu verſtoſſen.

Derjenige Bandite, welcher war eingezogen worden, bekannte zu allem Glüke nichts, und iſt, da man die Sache genauer unterſuchen wolte, geſtorben. Sein Tod hat die Ehre der Thereſia vor denen Augen der Welt gerettet.

Umſtände von dieſer Art können leichte einem Menſchen einem Ort unangenehm machen, und es darf nur eine andere Urſache dabei ſein, ſo wird man ihm gerne verlaſſen. Eben deswegen entſchloß ſich der Graf von Siena nach Hauſe zurüke zu kehren, welches ſeinen Unterthanen groſes Vergnügen verurſachte. Derſelbe reiſete mit Leidweſen des Herrn Altricato und vieler rechtſchaffenen Leute von Siena ab. Das übrige, ſagte er, will ich zur andern Zeit erzehlen, denn ich bin iezt nicht länger im Stande, meinen Bericht fortzuſezen.

* * *

In Air lebte ich immerfort, zu Ehre der Göttlichen Liebe, in dem zufriedenſten Zuſtand. Ich war geſund, hatte nicht allzuviele Geſchäffte, und die angenehmſte Geſellſchafften. Es fehlte mir auch nicht am Gelde Demnach war ich nicht geneigt eine Verän-

derung vorzunehmen, und hörte mit Misvergnügen, daß der Graf aufs eheste abreisen wolte. Er sagte mir dieses selbst acht Tage zuvor, und lies alle Anstalten dazu machen.

Die Frau le ... hatte Nachricht von unserer Abreise, denn sie war vielmals in des Grafen Gesellschafft gewesen. Ich hatte schon lange nicht mehr die Ehre gehabt, ihr aufzuwarten, da ich aber abreisen solte, bekam ich eine grose Begierde ihr nochmals die Hände zu küssen. Es waren aber gar viele Bedenklichkeiten, die mich von diesem Vorsaze abhielten. Was hätte der Herr ... zu meinem Besuche sagen können? War ich versichert, daß seine Gemahlin damit wäre zufrieden gewesen? Mußte ich nicht besorgen, daß die Sache sowohl der Dame, als auch mir, hätte nachtheilig sein können? Diese Gründe hielten mich ab mein Vorhaben auszuführen, sie konnten aber meine Begierde darnach nicht unterdrüken.

Meine Ehrerbietung, sammt der dankbaren Erinnerung vieler Gunst-Bezeigungen, verbanden mich gewisser massen hiezu. Eine so zärtliche Bekanntschafft, als ich mit der Frau le ... aufgerichtet hatte, die mit so Geheimniß-vollen Zärtlichkeiten unsere Herzen auf das genaueste vereinigte, war eine beständige Triebfeder, die meine Wünsche allemal erneuerte. Diese so dauerhafte Vereinigung, wenn sie eine wahre Hochachtung nach dem Mase der Natur einrichtet, sezet die Seelen

in

in eine Verbindung, deren Andenken immer neu sein will. Ich fühlte dieses nur allzulebhaft. Die Frau le . . . war ein Gegenstand, der mir auch nach unserer Trennung, eine wurksame Zärtlichkeit zurük lies. Ich glaubte immer in einer gewissen Verknüpfung mit ihr zu stehen, und es schien mir nichts grausamer zu sein, als wenn ich sie hätte verlassen müssen, ohne das Andenken derselben bei ihr fest zu sezen.

Weder die Geseze und willkührliche Verordnungen der Menschen, noch der Glanz der Verschiedenheit der Stände, sind allezeit fähig, die Regungen der Natur nach sich zu ziehen. Sie dienen zu nichts, als daß sie den allgemeinen Endzwek der Gesellschafft erhalten. Das Herz wählet doch nach seinen Empfindungen, wenn es fühlend ist, und obgleich die Einrichtung der Umstände unter denen Menschen, denen Empfindungen des Innern gemeiniglich Nachtheil zuziehet, so bleibet doch die Bestimmung der Natur ein so starkes Geseze, daß es das Herze allein annimmt.

Die Frau le Gardier lies mir durch ein Hand-Briefgen wissen, daß ich zu ihr kommen möchte. Sie benennte darinnen Zeit und Ort, deswegen ich sie so gleich besuchte. Anfänglich bezeigte ich meine Empfindlichkeit über die Ehre des mir gegebenen Befehles zu erscheinen, und suchte die verbindlichsten Worte hervor, meine Erkänntlichkeit, für die erwiesene Gunst-Bezeigungen, auszudrüken. Es

gefiel ihr diese Gedenkungs-Art. Sie sahe mich immer starr und mit einer Art von Grosmuth an, daß ich einige Thränen vergos. Nicht so, mein Freund! sagte sie zärtlich zu mir, ich habe sie aufrichtig geliebet, ob ich gleich dabei den Schein des Lasters nicht ganz vermieden habe? Ich erfreue mich, daß sie davor erkänntlich sind. Es ist mir leid, daß ich ihnen nicht zeigen konnte, daß es nicht an mir gelegen sei, mit ihnen in eine rechtmäsige Verbindung zu tretten. Meine Geburt, und dann die Verschiedenheit unserer Religion, hat mir dieses schwere Geseze aufgeleget. Inzwischen ist unsere Verbindung vor der Vernunft gerechtfertiget. Die Umstände meiner ersten Ehe, wenn man ihr anders diesen Namen mit Recht beilegen kan, haben Ursache zu unserer Verbindung gegeben, und mich veranlasset, ihnen diejenigen Rechte zuzulassen, die dem Herrn von Maisignac gehöret hätten, wenn er sie hätte brauchen können. Meine Vermählung mit dem Herrn . . . hat mich verbunden, sie derselben zu berauben. Inzwischen, sezte sie schamhaft hinzu, befinde ich mich in dem Zustande, daß ich glaube, mit ehesten eine beständige Frucht ihrer Zärtlichkeit vor mir zu sehen. Ja, liebenswürdiges Kind! sagte sie mich umarmend, diese schäzbare Frucht veranlasset mich, daß ich sie ewig lieben werde. Der Herr le . . . mein Gemahl, ist mein so guter Freund, daß ich ihn nicht beleidigen kan, ich muß daher vorsichtig sein, wenn

ich

ich meine Neigung gegen ſie entdeken werde. Sie verlaſen mich izt. Ach! ich werde niemals ſie wieder ſehen, ſie, die meine Liebe in die Rechte des liebreichſten Gemahls eingeſezet hat. Ich werde das ſüſe Pfand ihrer Liebe aus meinen Schos nehmen, und über das Schikſal ſeines unglüklichen Vatters Thränen vergieſen. Wo werden ſie ſein? Wo werde ich erfahren, wo ſie ſein? Wird ihr Glüke ihren Verdienſten gleich ſein, da ſie daſſelbe ſchon ſo verfolget hat? Wie würde mich dieſes kränken? Geben ſie mir fleißig Nachricht, wie und wo ſie ſich befinden, und glauben ſie, daß ich an ihrem Schikſale iederzeit Antheil nehme. O wie ſchwer iſt es mir nicht, ſie völlig zu verlaſſen.

Wir weinten eine gute Zeit miteinander. Die Frau ... lehnte ſich auf einem Ruhe-Bette, wehmüthig auf meine Schultern. Ich lies mein Herz dabei reden, und ach! wie zärtlich war es nicht? Endlich erholten ſich unſere betrübte Gemüther. Die Frau ... fuhr plözlich auf, und ſagte, daß ſie mich verlieſe. Lebet wohl, mein Herz! ſagte ſie, lebet wohl, nehmet dieſen Ring und dieſe kleine Summe, indem ſie mir einen Beutel gab, als ein Andenken von mir. Hierauf verlies ſie mich ſo geſchwinde, daß ich in den erſten Bewegungen des Schmerzens keine Antwort geben konnte.

Wenn ich auf meine Empfindungen Acht habe, ſo muß ich geſtehen, daß ich niemals der-

dergleichen gehabt habe. Ich sahe vollkommen ein, daß meine Gebieterin noch weit mehr Verdienste habe, als ich anfänglich an ihr entdekte. Sie war so zärtlich, als wenn ich ihr würklicher Gemahl gewesen wäre Und dieses versicherte mir ihr Mund! Sie trug ein Pfand meiner Liebe unter ihrem Herze, ein Pfand welches die allernatürlichste Vereinigung unter denen Menschen stiftet, welches die Empfindung des Stolzes und der Verachtung überwindet. Diese schäzbare Person mit einem lieben Kinde, davon ich nach dem gewöhnlichem Laufe der Natur, das Beste zu hoffen hatte, mußte ich in einem fremden Lande, unter einer fremden Religion, ohne sie vielleicht iemals wieder zu sehen, oder ihr Schiksal zu erfahren, zurüke lassen. Und konnte es mir also nicht schwer fallen, daß ich als ein zärtlicher Vatter und gerührter Gemahl, die Meinige allen Ansehen nach auf ewig verlassen solte!

Kaum war der Graf mit seinen Verrichtungen fertig, als er uns Befehl gab, auf das geschwindeste aufzubrechen. Weil ich mir dieses schon voraus einbilden konnte, so hatte ich meine Sachen leichte Reisefertig gemacht, und von meinen guten Freunden den empfindlichsten Abschied genommen.

Ich war, wie leicht zu erachten ist, in einer sehr unruhigen Gemüths-Verfassung, als ich abreisete. Meine angenehme Gebieterin, mein liebes Kind, daß mit ehesten das

Licht

Licht erbliken solte, nahmen mein Herze ein. Der Verlust einiger Freunde von Verdienst, rührte mich gleichfalls gar sehr. Es war mir daher nicht möglich, meine Gedanken so geheim zu halten, daß der Herr, in dessen Wagen ich zu fahren die Ehre, nicht etwas davon errieth.

Dieser gnädige Herr lies sichs gefallen, mit mir darüber zu scherzen. Wenn man die Menschen nur ein wenig kennet, so wird man seine Scherze wohl muthmasen können. Ich mußte einen geliebten Gegenstand verlassen haben. Es war dis mehr als zu gewiß, ich mußte auch einiger massen gestehen, wiewohl ich es nicht für rathsam hielt, den Stand meiner Geliebten zu bekennen.

Der Herr Graf stellte dabei eine kleine Untersuchung an, wie ich meine Zeit in Aix hingebracht hätte. Es gefiel ihm gar wohl, daß ich eine ziemliche Känntniß von denen Gelehrten zu Aix hatte. Er kannte selbst die verdientesten Personen davon. Aber wie kommt es wohl, daß die Franzosen keine so grose Rechtsgelehrte mehr haben, als wie ehemals? sagte der Graf zu mir. Gnädiger Herr, war meine Antwort, die Sprachen werden zu sehr verabsäumet, und es gibt nicht mehr Mecaenaten und Regenten, die sie zu unterstüzen scheinen. Vielleicht ist es auch Schade, daß junge Leute allzufrühzeitig zur Prari angewiesen werden. Der Graf schien meine Gedanken zu billigen.

Ver-

Dergleichen Unterredungen dauerten bis zu einem Dorfe, wo der Graf das Früh-Stüke genieſſen wolte. Wie er in demſelben in einem Wirthshauſe angelanget, ſo entſtand ein groſſer Zulauf unter dem Land-Volke, welches ihn bewog, die Urſache davon zu erfragen. Die Nachricht des Wirthes beſtund darinn, daß der Sohn eines Gärtners, der die Maad ſeiner Eltern habe um ihre Keuſchheit bringen wollen, von derſelben ſei getödet worden. Dieſer unglükliche Menſch war dem Mädchen ſchon lange nachgegangen, hätte aber niemals Gehör gefunden. Sie habe ihn wegen der Unlauterkeit ſeiner Abſichten verworfen, wäre aber an einem ungelegenem Orte von ihm dermaſſen angegriffen worden, daß ſie ihre Ehre nicht anderſt, als mit dem Verluſte ſeines Lebens, ſo ſie ihm mit einem Meſſer geraubet, hätte retten können. Dis war die Begebenheit eines Unglükſeligen, den ſeine Wolluſt an ſeiner Zeit verkürzet hatte.

Der Graf, der ſchon mehr Fälle erlebet hatte, da die Menſchen, durch Ueppigkeit umgekommen, wurde durch dieſen ſehr eingenommen. Er bedauerte den unglüklichen jungen Menſchen, und bekam eine gewiſſe Neigung gegen das ſtandhafte Mädchen, welche allezeit unter Tugendhaften, eine verborgene Freundſchafft aufrichtet. Daher gieng er ſelbſt hin, ſie zu ſehen, und machte ihr ein recht anſehnliches Geſchenke. Es war ein Mädchen von 18. Jahren, ſchön und von einem recht feinem

Wuch ſe.

Wuchse. Sie hatte etwas so groses und unschuldiges in ihren Minen, das iedermann gefiel, und einen so grosen Muth und Freiheit, als ihre gute Gemüths-Art mit sich brachte.

Es gefiel dem Grafen dieses Mädchen so wohl, daß er ihr versprach, wenn sie heirathen würde, etwas zu ihrer Aussteuer beizutragen. Er sagte ihr seinen Stand und Namen, und versicherte dieses in Gegenwart einiger Zeugen. Das Mädchen warf sich zu seinen Füssen, ihre Erkänntlichkeit zu bezeigen. Diese That mag eine Probe von der Grosmuth des Grafen sein.

Wie er von diesem Dorfe weggieng, so gab ihn diese Sache Stof zu allerhand Unterredungen. Er hatte ein Vergnügen, daß die Einwohner des Dorfes etwas gesitteter als sonst das Land-Volk im Provensalischen zu sein pfleget. Die Begebenheit mit dem verliebten Gärtners Sohne bewog ihn zu einigen Betrachtungen. Die Liebe, sprach er, hat schon mehr Unheil gestiftet, als die lasterhaftesten Neigungen der Menschen. Bei denen Lastern wird sonst der Verbrecher nicht allemal selbst unglüklich, aber die unreine Liebe stürzet gemeiniglich ihre Anhänger. Sie sezet sie in einen Zustand, daß sie gegen ihre Pflichten taub sind, und wenn sie ihr alles aufgeopfert haben, so werden sie noch mit Undank belohnet. Gewiß, man hat Ursache sich bei dieser Leidenschafft behutsam aufzuführen.

Ich mußte diesen Gedanken Beifall geben.

Die

Die Stärke dieſer Neigung, ſagte ich, rühret nach dem Ausſpruche der Sitten-Lehrer, von den überwiegenden Kräften der Natur her, wenn es auf die Vollkommenheit ankommt. Es würde allzuviel Leute geben, die keine Begierde haben würden ihres gleichen hervorzubringen, wenn die Göttliche Vorſehung dieſen Trieb nicht ſo ſtark in die Natur geleget hätte. Er berauſchet die ſtrengſten Leute, daß ſie ſich in die Arme derſelben werfen, und zu gewiſſen Zeiten vergeſſen, daß ſie Philoſophen vorſtellen wollen. Es iſt alſo leichte zu begreiffen, warum er zu vielen Ausſchweiffungen Anlaß gieret. Weil nicht alle Menſchen klug ſind, ſo ſehen ſie die Gründe einer ſo ſtarken Leidenſchafft nicht ein, ja es mögen einige gar glauben, daß ſie dadurch berechtiget werden Laſterhaft zu ſein, welches doch dem Sinne der Göttlichen Einrichtung ſchnurſtraks zuwider iſt. Würde es alſo nicht bös um die Menſchen ausſehen, wenn ſie nicht alle faſt zur Liebe geneigt wären! Es wäre nur zu wünſchen, daß diejenige, welche eine rechtmäßige Verbindung treffen können, auch allezeit in ihrer Wahl nach denen Geſezen der Vernunft handelten, und Anſtalt gemacht würde, daß nicht ſo viele gute Junggeſellen und Jungfern ihre Gaben müſſen umkommen ſehen.

Ei, mein lieber Herr! ſagte der Graf, ſie ſeind ein beſſerer Moraliſt, als ich geglaubet habe. Sie müſſen in dieſem Capitel ſchon viele

viele Einsicht haben, und ich glaube, daß viele junge Leute ihre Einrichtungen gerne annehmen würden. Wenn sie sich selbst darunter rechnen, sezte er gnädig hinzu, so will ich behülflich sein, daß sie in einen Stand kommen, auf welchen die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes beruhet.

Ich antwortete hierauf, wie es meine Ehrfurcht und Regung gegen den Grafen erforderte. Inzwischen mußte ich die übrige Reise, wegen meiner Anmerkung, ein bisgen herhalten. Dieses dauerte so lange, bis wir zur Abend-Zeit die Stadt Marseille zu Gesichte bekamen.

Der Graf trat in einem berühmten Gasthofe ab, der in einer grosen Strasse lag. Ich bekam mein Zimmer neben Baptisten, dadurch ich Gelegenheit bekam, desto öfter mit ihm zu sprechen, welches mir viel Vergnügen verursachte. Weil ich aber in den ersten Tagen unserer Ankunft, vielerlei Geschäffte hatte, so konnte ich weder desselbigen geniessen, noch Marseille selbst recht betrachten.

Meine Neugierde zu befriedigen, gieng ich in der Stadt etlichemale spazieren, um die Merkwürdigkeiten davon anzusehen. Ich sah den Hafen und die starken Schlösser Fort St. Jean und St. Nicolas, ingleichen die vielerlei prächtige Clöster und Kirchen, die ich zu beschreiben für unnöthig halte. Mich ergözte vornemlich der schöne Anblik der in den Hafen liegenden Kauffarthei-Schiffe und königli-

chen Galeren, die zum Theil aus Martinique Oſt- und Weſt-Indien und denen vornehmſten Reichen und Orten in Europa dahin kamen. Ingleichen konnte ich Betrachtungen über Türken, Sclaven und über die zu den Galeren verdammte unglükliche Leute anſtellen.

Leute, die in Seeländern bekandt ſind, werden dieſes für nichts beſonders anſehen, mir aber, der ich es nie geſehen hatte, kam es ſehr wunderbar vor, als ich ſo viele ſchwimmende Maſchinen ſah, die die Wolluſt und Ueppigkeit aus der Ferne zu uns bringen. In Wahrheit dachte ich, die Menſchen können wohl doch leben, wenn ſie ſich gleich nicht denen Gefährlichkeiten des Meeres ausſezen, und dürften nicht ihre Waaren ſo ſehr verführen. Es iſt wohl ein unfehlbares Mittel ein Land reich zu machen, wenn man vielen Handel treibet, allein ich zweifle ſehr, das die reichſten Länder die glüklichſten ſind.

Gleichwie der Reichthum und das Alter derer Marſeillen meine Bewunderung an ſich zog, alſo habe ich auch den elenden Zuſtand der vielen Unglüklichen, die man da auf die Galeren verurtheilet, nicht genug bedauern können.

Es haben dieſe Elende eine der härteſten Leibes-Strafen auszuſtehen. Sie müſſen, nachdem ihr Verbrechen für groß angeſehen wird, 3. 4. 5. 6. und noch mehrere Jahre, ja, auf Lebenslang, auf die Galeren wandern.

Ge-

Gemeiniglich sind es solche Uebelthäter, die sich durch andere Strafen nicht zur Reue haben verleiten lassen, oder mit Contrebanden-Waren handeln. Wenn sie erstlich an dem Orte ihrer Bestrafung angelanget sind, so wird ihnen das Haar vom Kopfe abgeschoren, sodann müssen sie eine rothe Müze auf der Blöse, und rothe Wämse tragen.

Es werden alle Jahre 2. mal dergleichen Uebelthäter nach Marseille gebracht. Eine Ueberbringung kommet aus dem Elsaß und den benachbarten Stadthaltereien; die andere wird aus der Normandie und andern französischen Ländern gebracht. Jeder Hause ist gemeiniglich ein par hundert Menschen stark. Sie werden par und par zusammen gefesselt, und mitten durch ihre Reihe gehet eine lange Kette, ohngefehr wie eine Deichsel zwischen dem Vieh, womit man sie auf die Galeren und auch sonst leitet. Bei ihrem Willkomm kriegen sie so viele Schläge, daß sie mancher nicht ausstehet. Ihr Bette ist ein schmales Brett, etwas über eine halbe Elle breit, worauf sie die Nachtzeit, ohne das geringste Stroh zu haben, zubringen müssen, indem sie zugleich einzeln an ihre Lagerstatt angeschlossen werden. Zur täglichen Nahrung bekommen sie jeder 2. Pfund rauhes Brod, und ein halb Maß gedörte Saubohnen, mit etwas Oehl geschmelzet, in hölzernen Schüsseln. Zur Sommerszeit müssen sie mit dem Glokken-Schlage 4. Uhr an die Arbeit,

ſowohl in als auſſer den Galeren, und wird zum Signal eine Canone gelöſet. Abends um Glok 8. Uhr wird gleichfalls mit einem Canon-Schuß das Zeichen zur Feierzeit gegeben, worauf ſie ſich in Begleitung ihrer Wächter, A-couſin genannt, an ihrem beſtimmten Orte wieder einfinden müſſen. Wenn einer ſeine Nothdurft verrichtet, ſo muß ſein Nachbar, der an ihn angeſchloſſen iſt, einen Zeugen dabei abgeben. So elend nun aber dieſe Leute ſind, ſo ſolte man doch kaum glauben können, daß ſie ſo boshaft wären, ſich ſelbſt durch ihre Niederträchtigkeit das Leben ſaurer zu machen. Sie haben Zänker, Lügner, Diebe und Verläumder unter ſich, die ſich ſelbſt ihr Elend vergröſern, und die derbſten Schläge zur Strafe zuziehen.

Während daß ich in Marſeille war, hatte man 4. Galeren in die See gelaſſen, um die räuberiſchen Corſaren von denen Küſten zu vertreiben, die ſie ſehr beunruhigten. Dabei ſah ich dieſe Unglükſelige am Ruder ſizen, und ihre Arbeit ſo geſchwinde verrichten, daß an einer Seite des Schiffes 50. Ruder in einem Winke gezogen wurden.

Dennoch äuſſert ſich unter dieſen unglükſeligen Ruder-Knechten noch einiger Unterſchied. Es ſind darunter verunglükte Kaufleute, Räthe, Doctoren, Satyren-Schreiber, und andere Leute von einem gewiſſen Range, die nicht ſo mit Ketten und Banden beſchweret werden, und nur kleine eiſerne

Ringe

Ringe an den Füssen trugen, und wo sie ausgehen, iederzeit ihren Wächter oder Arcousin bei sich haben. Ingleichen ist auch ihre Speise und Trank besser als der andern, denn es ist ihnen erlaubt, auf ihre Kosten sich Essen und Trinken anzuschaffen. Nur in der See müssen sie alle Arbeit mitmachen. Ich hätte fast veraessen zu sagen, daß auch viele Türken und Mohren, als Sclaven, dienen müssen, und es gibt Exempel, daß dergleichen Leute selbst von ihren Eltern, wegen ihrer Laster, dazu verdammet werden. Doch dürfen diese Leztere nicht zur See dienen.

Wenn die Ruder-Knechte eine Profession erlernet haben, so erlaubet man ihnen zuweilen, solche zu treiben. Diese halten am Gestade des Hafens Paraguen, wo sie, wenn sie fleißig sein, viel Geld verdienen, doch müssen sie, wenn die Zeit ihrer ordentlichen Arbeit kommt, andere an ihre Stelle schiken. So wohl diese, als auch der Arcousin muß etwas von ihrem Verdienste bekommen, welches nach Maßgabe deſſelben eingerichtet wird.

Ich habe zwei von meinen Landes-Leuten als Galeriens in diesen Paraguen, oder Hütteleins angetroffen. Der eine war als ein Ausgerissener von dem französischen Regiment Suedois auf Lebenslang verurtheilet worden, der andere aber, der wegen seiner Handlung mit Contrebanden-Waren, auf 6. Jahre straffällig war, hatte nur noch anderthalb Jahr zu stehen.

Es geſchichet zuweilen, daß ein oder der andere dieſer unglükſeligen Leute, ſich durch die Flucht der Dienſtbarkeit zu entreiſſen ſuchet, weil man ihn etwa wegen ſeines ſtillen und guten Verhaltens, die Freiheit ertheilet, ohngeſchloſſen, iedoch mit einer eiſernen Schelle am Fuß verwahret, in der Stadt und dem Hafen herumzugehen. Gehet er das erſtemal durch, und wird ergriffen, ſo darf er für Schläge nicht ſorgen, ſondern er wird überdis mit einem Strike um den Leib, und an Händen und Füſſen feſte gebunden, dann an den Maſtbaum des Schiffes in die Höhe gezogen, und muß alſo in der größten Hize 4. bis 5. Stunden in der Luft hangen bleiben, welches ein ſo empfindlicher Schmerze ſein ſoll, daß ſolche Leute öfters, weil das Geblute nicht frei laufen kan, ſterben müſſen.

Wenn einer durch dieſe Strafe nicht gebeſſert wird, ſondern ferner auf den Wegen der Flucht gefunden worden iſt, ſo werden ihm, nach Unterſuchung der Sache, Naſe und Ohren abgeſchnitten, und genauer auf dem Verbrecher Acht gegeben. Geht er zum drittenmale durch, ſo wird ihm das Leben abgeſprochen, und er muß, nach vielen Prügeln, auf die angeführte Art, in der Luft, ſeinen Geiſt aufgeben. Iſt aber einer ſo glüklich, daß er die Zeit der beſtimmten Strafe überlebet, und alſo rechtmäſiger Weiſe zu ſeiner Freiheit gelanget, ſo muß er ſchwören, daß er nicht näher, als 5. Meilen der Stadt Paris kom-

kommen, und dieſe (oder eine andere Stadt) nimmermehr betretten wolle. Bricht er den Eid, und wird eingezogen, ſo muß er ſein Leben mit dem Strange endigen.

Dieſes habe ich bei denen Elenden, die man auf die Galeren verurtheilet, angemerket. Es wird aber Zeit ſein, daß ich den Fortgang meiner Geſchichte ausführe.

Weil man ſich in Marſeille auf verſchiedene Art ergözen kan, ſo machte ich mir dieſen Umſtand zu Nuze. Die Matroſen und Soldaten auf denen königlichen Galeren ſind da gleichſam der Grenze-Stein der Wollüſte, welche ſo viele Gefahr begleitet, daß man für ſein Leben dabei eine beſondere Sorge haben muß. Wer in Marſeille geweſen iſt, und den Ort kennet, der wird mir Recht geben müſſen. Ich will etwas aus eigener Erfahrung hinzuſezen.

Meinen Ergözlichkeiten nachzugehen, war ich einſt in einem Wirthshauſe bei einem Glaſe Wein, und in Geſellſchafft einiger Spielleute, die erſt aus Teutſchland dahin gekommen waren. Nicht weit von dem Zimmer, worinnen ich war, befanden ſich einige Unter-Officier von dem Seeweſen, welche tanzten, und ganz artige Tänzerinnen hatten. Ich ſah dieſen Leuten kaum einige Zeit zu, als einer von ihnen mich zum Tanze verbinden wolte. Weil ich Bedenken trug ſolches einzugehen, ſo waren ſeine Worte vergebens, die er, mich zu bewegen, verſchwendete, denn ich widerſezte

mich beſtändig ſeinem ungeſtimmen Anſuchen. Inzwiſchen ſchien ihm dieſes einigen Verdruß zu machen, welchen er zwar anfänglich verbarg. Allein kaum hatte er einige Gläſer Wein zu viel getrunken, als er ſich an mich machte, unter dem Vorgeben, daß ich ſein Mädchen beleidiget hätte. Ich ſchüzte vergebens meine Unwiſſenheit im Tanzen vor, er fuhr fort hiziger gegen mich zu reden, vielleicht weil er meine Entſchuldigung für eine Erfindung der Feigheit hielt. So groſe Luſt ich nun endlich hatte, ſeine Verwegenheit mit einigen Ohrfeigen zu beſtrafen, ſo bezämte ich doch meine Hize, weil es gefährlich iſt, mit einem Soldaten anzubinden, und verwechſelte mein Zimmer mit einem andern. Daſelbſt hatte ich Ruhe, und blieb bis Glok 10. Uhr zu Nachts. Die Unter-Officiers, die ſich kurz vor meinem Fortgang entfernten, machten mir alleine einiges Nachdenken, wiewohl ich mich der Göttlichen Vorſorge überlies, und nach meiner Wohnung zueilte.

Indem ich nach Hauſe zu gehen im Begriffe war, konnte ich dennoch nicht alle Regungen der Furcht vermeiden. Dieſelbe verdoppelte ſich an dem Schluſſe des Hafens, wo ich unumgänglich vorbei gehen mußte. An dieſem Orte wurde ich von 2. Perſonen angefallen, die mir, ehe ich michs verſah, etliche Stiche mit Stilleten beibrachten, und ganz unvermuthet in das Waſſer ſtieſen. Dieſes gieng ſo geſchwinde zu, daß ich nicht hurtig

genug

genug war mich zu vertheidigen, sondern mit aller Gewalt arbeiten mußte, mich durchs Schwimmen zu retten. Da meine Kleider im Wasser allzuschwer wurden, und meine Kräffte kaum zureichten mich zu unterstüzen, so wäre mein Tod unvermeidlich gewesen, wenn mich nicht einige Matrosen auf einem Schiffe entdeket hätten, wohin mich das Glüke trieb. Diese sezten alsobald ein Bot aus, und ruderten damit auf mich zu. So bald sie bei mir waren, rissen sie mich aus dem Wasser, und stürzten mich um, dadurch ich das eingeschlukte See-Wasser wieder von mir gab. Ich fieng an darauf meine Sprache wieder gebrauchen zu können, und dankte meinen Errettern, indem ich sie zugleich bat, mir einen Wund-Arzt zu verschaffen. Sie brachten mir gar bald einen, der meine Wunden besichtigte, davon eine in dem holen Leib gieng, die andere aber hatte das Fleisch nur ein wenig verlezet. Deswegen gab mir der Arzt die beste Versicherung wegen meiner Wunden, und sagte, daß ich balde würde geheilet sein, wenn ich die Regeln der Gesundheit beobachten wolte. Die Nacht mußte ich auf dem Schiffe bleiben, welches mir in Ansehung meiner Stelle viele Unruhe verursachte. Ich sah aber nach dem Ausspruche des Wund-Arztes, daß ich zu nichts verbunden wäre, als auf dem Schiffe zu übernachten, weil er die Erlangung meiner Gesundheit damit verknüpfte. Meine gröste Wunde war schon

durch das See-Wasser etwas gereiniget worden, aber das Blut war mir zu bald gestillet, welches nachmals die Heilung verlängerte, und mir eine sehr schmerzhafte Nacht verursachte.

Des folgenden Morgens wurde ich frühe in die Wohnung des Grafens gebracht. Dieser Herr war gerühret mich in einem solchen Zustande zu sehen, wiewohl er mir es als einen Fehler vorrükte, daß ich an einem unbekannten Orte so lange in die Nacht gesessen, und mich auf der Strasse hätte betreten lassen. Der Wirth so zugegen war, gab ihm Beifall, und sagte, es würden fast alle Wochen entleibte Personen in dem Hafen gefunden. Diese betrübte Fälle, fuhr er fort, kommen mehrentheils unter denen Soldaten und Matrosen vor, besonders hat das Regiment, so in Fort St. Johann und St. Nicolai lieget, seit etlichen Monaten über 60. Mann auf die elendeste Art eingebüsset. Es kommet dieses daher, weil die Soldaten von der Besazung mit denen Matrosen und Schiff-Soldaten in denen Schenken in Streit gerathen, welches eine beständige Antipathie unter diesen Leuten machet, weswegen man auch denen gemeinen Soldaten von der Besazung verboten hat, aus denen Vestungen in die Stadt zu gehen.

Eine Anmerkung von dieser Art, deren Gründlichkeit meine eigene Erfahrung bestärkte, vermochte gar viel bei mir auszurichten.

Ich

Ich hütete mich zur Nachtzeit auf der Strasse zu sein, oder war doch iederzeit dabei in Gesellschafft. Dadurch habe ich mich vielleicht vielen bösen Zufällen entzogen.

Meine Bekandte waren ausser verschiedenen Franzosen einige teutsche schweizerische Kaufleute. Diese waren der Calviniſchen Glaubens-Lehre zugethan, und suchten mich auch dazu zu bewegen. Ich hatte weder an diesen rechtschaffenen Leuten, noch an ihrer Religion etwas zu tadeln, es gefiel mir aber doch nicht, ihren Vorschlag anzunehmen. Diese gute Männer versprachen mir auf diese Weise eine Bedienung in der Schweiz zu verschaffen, ich hatte aber keine Lust, den Grafen zu verlassen, und suchte auch nicht mit Aufopferung meiner Religion dazu zu gelangen. Ich habe niemals die Handelschafft mit einer so theuren Sache billigen können. Wir mögen die Meinungen davon ansehen, wie wir wollen, so sind sie doch die sicherſten. Meine liebreiche Schweizer drangen auch nicht mit der Art gewisser Eiferer in mich, die mehr ihren unbändigen Leidenschafften, als dem Geiſte der Apoſtel, Gehör geben. Sie konnten nicht anderſt, als ihre Religion für die beſte halten, daher wolten sie mir ein zweifaches Gutes, durch derselben Annehmung, und die Folgen daraus, auf meine zeitliche Glükſeligkeit, anthun. Sie waren dem ohngeachtet nicht böſe, daß sie mich nicht bewegen konnten, und ihre Freundschafft gegen mich erhielt dabei

bei keinen Stos. Sie erwiesen mir ohne Absichten Gefälligkeiten. Durch ihren Umgang erhielt ich auch zuweilen das schäzbare Vergnügen, teutsche reformirte Predigten zu hören. Denn sie hatten einen Prediger, der in dem Zimmer den GOttesdienst verrichtete. Er war aber niemand, als denen vertrauten Protestanten, unter dieser Gestalt bekannt. Denn in Frankreich ist es nicht erlaubt, auf einen andern Weg den Himmel zu suchen, als auf demjenigen, den der Pabst für gut erachtet. Deswegen gehet der reformirte Geistliche auch wie ein Kaufmann gekleidet, und muß sich hüten nicht erkannt zu werden. Derjenige, der diese Stelle damals in Marseille begleitete, war ein Mann, dessen Verstand und Wille nach dem Muster der Göttlichen Vorschrift gebildet waren.

Die äusserliche Gestalt eines so eingeschränkten GOttesdienstes als dieser war, hat so was unschuldiges und den Gebräuchen der ersten Christen gleichförmiges an sich, daß man dabei eine besondere Erbauung hat. Die Mitglieder einer solchen Versammlung bestreben sich auch mehr nach dem Maße der Religion zu leben. Sie können daher ehe als andere dem Zweke näher kommen. Klügere können mehr hinzu denken.

Dis mag davon genug sein. Weil in Marseille der Umgang in Gesellschafften sehr angenehm ist, so muß ich nur sagen, daß das schöne Geschlecht gar viel dazu beitrage. Das

Frau-

Frauenzimmer iſt ſchön von Angeſicht, wohl gewachſen, und in der Aufführung ſehr aufgewekt und ſinnlich. Es iſt nur Schade, daß das Baum-Oele, deſſen man ſich an ſtatt des Schmalzes oder Butters zu denen Speiſen bedienet, den rothen Wangen ſo gefährlich iſt, denn man wird nicht leichte dergleichen antreffen. Inzwiſchen, wenn ſich meine Augen nicht geirret haben, und wenn mein Geſchmak gut iſt, ſo habe ich nicht leichte artigers Frauenzimmer als in Marſeille gefunden.

Man wird glauben, daß ich einige Liebes-Händel müſſe gehabt haben, weil ich ſo entſcheidend reden wollen, allein man thut mir Unrecht. Ich bin dem loſen Knaben nie mehr abgeneigt, als da, geweſen. Der Umgang mit meinen chriſtlichen Schweizern, der Vorſaz nicht zu lieben, der durch einige unglükliche Liebes-Begebenheiten, die mir erzehlet worden ſind, noch ſtärker wurde, als er vielleicht an ſich war, und noch andere Gründe, verhinderten mich zärtlich zu ſein.

Wenn ich mir eine Veränderung machte, ſo gieng ich gemeiniglich auf das Fort St. Nicolai, welches auf einer Anhöhe lieget, von der man ſehr weit auf das Meer ſehen kan. Allda fand ich ein Vergnügen, das Ein- und Ablauffen der Schiffe anzuſehen, und mich im Spaziergehen zu beluſtigen. Ich wurde da einſt von einem Soldaten von dem Regimente franzöſiſch angeredet, der meinen Namen nannte, und mich zu kennen, ſagte. Es war

mir

mir lange nicht möglich dieser Sache Glauben beizumessen, wiewohl mir einige Züge an ihm von einer bekandten Person zu sein schienen. Erlauben sie mir doch, mein Herr! sagte ich zu ihm, daß ich sie bitte, mir auf einige Spuren zu helfen, da sich mein Gedächtniß helfen kan. Sie sind ein Teutscher, war seine Antwort, und ich habe sie in Jena kennen lernen, wo sie bei dem berühmten Herrn D. Meier zugleich mit mir ein Collegium gehöret haben, und an meiner Seite gesessen sind. Ja, sprach ich erfreut, indem ich ihn umarmte, es braucht nichts, als mir dero Namen zu sagen, damit ich gewiß wisse, daß ich einen meiner Freunde antreffe. Ich wurde hierinnen befriediget. Sein Name ist S. sein Vatterland Darmstadt. Er war ein guter Universitäts-Freund von mir, daher freuete es mich, daß ich ihn wieder gefunden hatte. Ich bezeigte meine Freude mehr mit tausenderlei verwirrten Fragen, als mit vielen Complimenten. Wie ich mich wegen seiner Umstände und Kriegsdienste befragte, so gab er mir diese Nachricht:

Wie ich noch in Jena war, wurden mir durch meine Stief-Mutter, bei jeder Wechselszeit, Schwierigkeiten gemacht. Sie war nicht zufrieden, daß mir mein Vatter so viel Geld zuschikte, ob ich gleich wohl weiß, daß ich keine überflüßige Summen bekam; sondern sie wolte mich so gar Noth leiden lassen. Wie ich zu Hause war, so quälte sie mich mit beständigen Vorwürfen und verdrüßlichen Reden,

den, in der Abſicht mich zu vertreiben. Anfänglich wolte mein Studenten-Geiſt ſich heftig darwider ſezen, ich hielte aber meine Hize, in Anſehung meines Vatters, zurück, der mir wahrhaftige Wohlthaten erwies. Ich lies ſie poltern, und lachte über ihre Unbilligkeit. Aber meine Gleichgültigkeit hiebei verdros ſie weit mehr, als wenn ich allemal geantwortet hätte. Sie grief mich deswegen immer ſchärfer an. Unter andern grief ſie mich unter der allgemeinen Geſtalt müſiger Candidaten an, und ſagte ſehr beiſſend, wie niederträchtig diejenigen Leute wären, die ſich keinen Unterhalt verſchaffen könnten, und im Müßiggange andern das Brod wegnähmen.

Bei dieſer Sprache wachte alle meine Empfindlichkeit auf. O, ſagte ich, wenn ich nur 50. fl. hätte, ſo wolte ich bald den Meinigen aus den Augen gehen, und mich ſelbſt fortbringen! Nein, mein Sohn! war ihre Antwort, es iſt dieſes meine Meinung nicht, inzwiſchen ſehe ich, daß ſie edelmüthig ſind. Aber ſie nöthigte meinen Vatter ſo lange, bis er mir 50. fl. zur Reiſe gab. Dieſer gute Mann wolte es zwar lange nicht eingehen, allein ihre Liebkoſungen, und die Uneinigkeit, die zwiſchen ſeiner Frau und mir war, bewogen ihn, ſeine Einwilligung zu geben. Hierauf reiſete ich, unter vielen Thränen meines wertheſten Vatters, und unter tauſend falſchen Liebes-Bezeugungen meiner Mutter, aus meinen Geburts-Ort ab, das ich mit Wehmuth verlies.

Mein

Mein Schmerz rührte allein von der Unbilligkeit meiner Mutter, und der allzugroſen Gefälligkeit meines Vatters her. Weil ich mein Gluke gewiß zu machen hoſte, ſo war ich wegen meines Unternehmens gar wenig beſorget. Wenn man jung iſt, und von einer beſtändigen Unruhe zu Hauſe entfernet wird, ſo wird man ſich wohl überhaupt eine Trennung von der Art nicht anfechten laſſen. Hiezu kam eine Beleſenheit in gewiſſen Romanen, darinnen ich von Perſonen geleſen, die auf eine eben ſo ungewöhnliche Art, als ich, ihr Glüke geſuchet und gefunden. So ſüſſe aber auch dieſe Vorſtellungen geweſen ſind, ſo ſchwer war es mir auch nur eine elende Informators-Stelle zu erhalten, die ich vergeblich bei Standes-Perſonen in Städten und auf dem Lande ſuchte. Vermuthlich hat es mir an nichts, als einem Empfehlungs-Schreiben gefehlet.

Es verdros mich die Unbilligkeit derjenigen, die mir nicht auf mein gutes Geſichte trauen, und zu einer Bedienung verhelfen wolten. Mein bisgen Geld wurde alle Tage weniger, ich ſah mich immer von meinem Glüks-Sterne entfernter. Ich fieng beinahe an zu bereuen, daß ich von Hauſe weggegangen war. Aber ich ließ mir doch nicht träumen, zurüke zu kehren. Meine Stief-Mutter würde mich zu Tode geſpottet haben. Was iſt nun wahrſcheinlicher, als daß ich, nach Art aller Verzweiffelten, dem Kalbs-Felle gefolget bin.

Es gibt eine Art Menſchen, die ſich alles

les süsse vorstellen, wo ich nicht irre, so werden sie Sanguinei (Dimblütige) genennet. Ich gehörte, zu meinem Glüke, auch und in diese Zunft. Derowegen durfte ich mich nicht lange zum Soldaten-Stande besinnen. Es fiel mir nicht ein, daß ich ein Mousquetier werden solte, daß mir vielleicht ein grober Bauer, der einen Corporal vorstellte, Prügel geben würde, daß ich des Tages mit etlich wenigen Kreuzern leben müßte, daß ich unter eine Gesellschafft liederlicher Brandwein-Trinker kommen würde, und daß ich nach vielen Mühseligkeiten balde sterben oder ein Krüppel werden könnte. Nein, wenn mir auch gleich solche Einwürfe zu Sinne kamen, so konnten sie doch, wegen der Güte meines Temperamentes, nicht Plaz finden. Ich gedachte nichts, als was angenehm ist. Das Kriegs-Leben schien mir eine Reihe der vergnügtesten Begebenheiten in sich zu fassen. Ich gedachte bei der ersten Gelegenheit eine ansehnliche Beute zu machen. Dieses würde so oft kommen, daß ich mir endlich ein Land-Gut anschaffen könnte. Hierauf würde ich als Oberster oder General abdanken, und mich in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlin auf meinem Land-Gute befinden, und die Leute mit Erzehlung meiner Thaten belustigen. In so weit aussehenden Gedanken suchte ich Kriegesdienste.

Indem ich dieses Vorhaben auszuführen gedachte, kam ich nach Rastadt, wo ich in dem besten Gasthofe einkehrte. Hier lies ich

mir recht wohl sein, insonderheit da ich den Augen der schönen Tochter meines Wirthes gefiel. Dieses artige Mädchen liebte mich in kurzer Zeit so zärtlich, daß es mir unmöglich war, kaltsinnig zu sein. Ihre Neigung gegen mich war noch stärker. Wenn sie mich nur einen Augenblik alleine sah, so war sie zärtlich an meiner Seite, und überfiel mich mit einem feurigen Kuße oder sanften Druke, damit die Zärtlichen so viel sagen können. Meine Jugend, denn ich war erst 22. Jahre alt, und die Schönheit, die das Feuer der Liebe noch reizender machte, überwanden. Ich fiel ohnmächtig in die Arme meiner Geliebten. Sie hingegen fiel in die meinige. War es demnach Wunder, daß wir in einer gewissen Entzükung zärtlich waren?

Die Liebe macht das Gemüthe zu vielen schönen Eigenschafften geschikt, die man sonst nicht allemal hat. Sie machet aus den Geizigsten einen Freigebigen, und aus einem Armen einen Verschwender. Ich hätte mein Geldgen gar wohl brauchen können, und doch mehr für den Mangel, als Ueberfluß, besorgt sein müssen. Allein ich wolte auch freigebig sein, und machte meiner Geliebten verschiedene Geschenke, die nach dem Verhältnisse meines Vermögens, sehr erheblich waren. Sie nahm sie an, nicht aus Geiz, sondern aus Liebe zu mir. Ich war vergnügt darüber, und genoß in ihren Umarmungen so viele Wollust, daß ich an meine Abreise gar nicht gedachte.

Diese

Diese Freude aber war so kurz, daß sie gewaltig abnahm, als mir meine Geliebte ankündigte, daß sie die Früchte unserer Zärtlichkeit zu ihrem Nachtheile, unter dem Herzen trüge.

Diese Nachricht machte mich sehr bestürzt. Meine Geliebte bat mich mit Thränen, daß ich ihr meine Hand reichen, und dadurch unsere Ehre retten solte. Die Redlichkeit und Liebe erforderten, daß ich dieses zugab. Dem ohngeachtet schien es mir sehr unbequem, eine Frau zu haben. Die Eltern meines Mädchens bemerkten gar bald an ihrer veränderten Leibes-Gestalt, was sie verbrochen hatte. Sie hielten deswegen eine scharfe Untersuchung. Das gute Mädchen mußte bekennen. Ihr Geständniß machte mich zu einer Haupt-Person in der ganzen Sache. Nun hätte man sehen sollen, wie viel schmuzige Beiwörter mir beigeleget wurden. Ich war ein GOttesvergeßner, ein Dieb, ein Ehrenschänder. Galgen und Rad waren zu geringe Strafen für mein Verbrechen. Aber was wolten sie mit mir anfangen. Sie schwuren, ehe einem Bettler, als mir, ihre Tochter zu geben. Wenn sie aber bei dem Wort-Verstande geblieben wären, so hätte ich doch ihr Kind zum Weibe bekommen. Denn ich hatte alle Eigenschafften eines Bettlers. Sie wolten mich augenblicklich zum Hause hinaus jagen, ich erhielt aber auf eine ganze Nacht Stillstand. Diese

wandte ich dazu an, mich zu meiner Geliebten zu schleichen, und ihr unter allem was heilig ist, die Ehe zu versprechen. Wie zärtlich ware sie nicht! Sie versprach mir, keinen andern, als mich, zu heirathen. Wenn es aber die Redlichkeit erlaubet hätte, so wurde ich ihr leichte dieses Versprechen erlassen haben. Das liebe Kind nöthigte mich etliche Stüke von Silber anzunehmen, die ohngefehr 5. Gulden werth waren, denn sie hatte kein Geld, und ich auch keins. Hierauf bediente ich mich der Hize des Wirths, und war froh, daß ich frei nach Strasburg gehen konnte.

Ich kam bald vor die Thore dieser berühmten Stadt. Wie ich eingelassen war, so lies ich meine erste Sorge sein, die Silber-Stüke, die ich von meiner Geliebten hatte, zu Gelde zu machen. So schwer ich darein giena, so mußte es doch sein. Es war aber ein Unglük, daß meine Wechseler meine Noth merkten, und mir kaum die Helfte des Werths davor gaben. Diese Liebloſigkeit that mir sehr weh. Ein Laster von dieser Art ist mehr als ein Diebstahl, GOtt muß solche Leut verdammen! Dieses alles aber machte meinen Kummer nicht geringer. Ich mußte nach wenigen Tagen, die Hülfe barmherziger Christen ansprechen. Wie viel mußte ich nicht dabei ausstehen! Kurz, ich konnte mein Elend nicht länger aushalten, und suchte unter denen Franzosen Kriegsdienste. Man gab mir solche unter dem Regiment Bourgogne, welches

in

in Besazung lag, um so viel lieber, weil ich die französische Sprache vollkommen redete. Nach einer Zeit von anderthalb Jahren, verwechselten wir die Besazung, und eben dadurch bin ich hieher gekommen.

Hier endigte der Soldat seine Erzehlung. Er war nur ein Gemeiner, dem ohngeachtet aber merkte man, daß er von einem guten Herkommen und feiner Erziehung sei. Sein Wuchs war unverbesserlich. Er war artig im Umgange, sprach Latein, und war in der Rechtsgelehrsamkeit wohl gegründet. Daher war es mir angenehm einen Freund an ihm zu haben. Ich war ofte in seiner Gesellschaft, und lud ihn wöchentlich etlichemale zu mir. Gewiß, ich habe recht vergnügt mit ihm gelebt, und nur sein unglükliches Schikſal bedauret. Er verdiente was vollkommenes; es haben wenig Schos-Kinder des Glükes so gute Eigenschafften.

Meine Umſtände waren durch die Göttliche Gnade noch immer gut. Ich war ruhig und gesund. Mein Geld, das ich durch die Freigebigkeit der Frau le Gardier erworben hatte, legte ich, durch Vermittelung meiner redlichen Schweizer, sicher und wohl an. Dadurch hatte ich ein Capital von 3000. Gulden, das mir jährlich 100. Rthrl. trug. Hätte ich wohl diese in meinem Vatterlande erwerben können?

Eines Tages bekam ich einen unvermutheten Besuch von dem Herrn S.. Ich

war darüber vergnügt, wiewohl es mich beſtremdete, daß ich ihn in einer andern Kleidung ſah. Er merkte meine Verwunderung, und ſagte, daß ich nichts zu befürchten hätte, weil man ihn der Kriegsdienſte entlaſſen habe. Die Gelegenheit und Urſache beſtund darinn: Die vede Durchlauchtige Prinzen von Heſſen . . kamen nach Marſeille, und beſaßen das Fort St. Johann, wo ſich mein Freund zu ihren Füſſen warf, und ſich mit Erzehlung ſeiner Umſtände, ihre Beſchüzung ausbat. Ihro Durchlauchtigkeiten bewilligten ihm ſolche, und machten damit den Anfang, daß ſie ihn von dem Soldaten-Stande befreieten. Sie lieſen ihn ferner ein Kleid machen, und nahmen ihn unter ihre Begleitung, mit dem Verſprechen, ihm in Teutſchland eine Bedienung zu geben.

Eine Nachricht von dieſer Art war meinem Wunſche gemäs. Deswegen bezeugte ich meine Freude darüber. Ich bedauerte nur, daß ich mich dabei von dem Herrn S.. trennen mußte. Dieſer redliche Menſch lies ſich durch nichts, als durch das Andenken unſerer Trennung beunruhigen. Er liebte mich aufrichtig, ja, er meinte ſo gar, daß ich gegen ihn wohlthätig geweſen ſei. Ich habe ihm nichts erwieſen, daß nicht ieder redliche Menſch, ſeinem Neben-Menſchen erweiſet, wie vielmehr ſeinem Freunde. Unſer Abſchied aber war noch auf einige Tage verzögert worden, dann die Prinzen wolten erſt die folgende Woche nach

Toulon aufbrechen. Während dieser Zeit waren wir öfters in Gesellschafft. Wir redeten von unserer Freundschafft und Umständen. Mein Freund erfreuete sich, daß er nun bald seine zärtliche Liebste würde heirathen können. Sie war gegen ihn beständig geblieben, und schrieb ihm, von ihrer Reise und von dem lieben Kind das sie gebohren hatte, die artigste Briefe. Ich hielt ihn daher für noch viel liebenswürdiger, weil er eine Person liebte, die ihre allzugroße Gefälligkeit vor ihn unglücklich gemacht hatte. Wolte GOtt, daß viele Menschen desgleichen thäten!

Kurz nach der Abreise des Herrn S. die sehr wehmuthig gewesen ist, bat ich Baptisten auf den Cafe zu mir. Er machte mir das Vergnügen zu erscheinen. Ich bat ihn sodann die Geschichte des Grafen von Bernardino fortzusezen, und ich erhielt es von seiner Gefälligkeit.

## Zweite Fortsezung der Geschichte des Grafen von Bernardino.

Ich habe ihnen, fieng mein guter Freund an, neulich erzehlet, daß der Graf von Siena nach Fiorialte zurüke gekommen, und die Regierung über seine Unterthanen übernommen habe. Weil dieser Herr ausserordentlich von ihnen geliebet wird, so drangen sie auf seine Vermählung, und er wurde beständig darum ersuchet. Allein, obgleich eine solche Verbindung

dem Herrn Grafen sowohl, als denen Unterthanen hätte nüzlich sein können, so war er doch dazu nicht zu bewegen: vielmehr hatte er eine grose Neigung auswärtige Länder zu besuchen, und entschloß sich die vornehmsten teutschen Höfe zu sehen. Er that mir dabei die Ehre an, mich um meinen Rath zu befragen. Ich unterstande mich, einige Einwendungen zu machen, aber er nahm sie nicht an, ob er gleich sagte, daß er sich meine redliche Gesinnung gefallen lasse.

Demnach mußte eiligst Anstalt zur Reise nach Teutschland gemachet werden. Es wurde alles so eingerichtet, daß er mit einer seiner Geburt anständigen Pracht erscheinen konnte. Inzwischen sahen die Unterthanen alles dieses mit Mißvergnügen an, denn sie liebten den Grafen wahrhaftig. Nichts war fähig des Grafen Reise zu hintertreiben, die kurz darauf erfolgte.

Es war eine recht schöne Zeit, als der Graf reisete, und es schien alles wohl zu gehen. Er erreichte das Florentinische glüklich, und gieng auf die Hauptstadt dieses Landes zu. Wie er nur noch anderthalb Tage-Reisen nach Florenz hatte, so wurde er auf freier Strasse von 9. Räubern angefallen, die dem Postknecht zu halten befahlen, und als er dem ohngeachtet fort fuhr, auf ihn los schosen, ob sie gleich niemand als den Grafen, wiewohl sehr leichte, verwundeten. Hierauf rükten wir in Schlacht-Ordnung gegen dieses elende Gesindel an.

Wir

Wir hatten Degen und Röhre, die wir mit so gutem Erfolge löseten, daß sogleich zwei zu Boden fielen, und etliche verwundet wurden. Als nun hierauf der Postknecht seine Pferde zum Laufe anstrengte, so entgiengen wir denen Handen dieser Böswichter, welche uns noch etliche Pistol-Schüße nachjagten, die aber keine Würkung thaten.

Ausser diesem hatten wir kein Widriges erlitten. Der Graf blieb einige Tage in Florenz, um sich heilen zu lassen. Als aber seine Heilung geschehen war, so gieng unsere Reise glüklich nach Teutschland an, wo er sich nach dem vornehmsten Hof wandte.

Die Pracht, die in Wien regierte, und die grose Anzahl der Standes-Personen, die da wohnen, machte unserm Herren Grafen den Aufenthalt daselbst zu dem angenehmsten. Die Gesellschaften waren deswegen sehr ausgesucht und ergözend, vornemlich durch die Gegenwart des schönsten Frauenzimmers. Der Graf war zwar der Liebe und dem Spiele nicht sehr ergeben, aber in Ansehung der ersten war seine Neigung in Wien ganz geändert worden. Er war am allermeisten in denen Gesellschaften, wo schöne Damen waren, wo er auch mit grosem Ansehen aufgenommen wurde.

Der Graf hat eine gute Person, er ist gefällig und einnehmend, überdis kan er einen gewissen Stat machen, der die Gewogenheit der Menschen nicht selten an sich ziehen kan. Mithin konnte er es leichte dahin bringen, daß

er von hohen Personen beiderlei Geschlechtes geehret wurde.

Es war ein gewisses Fräulein in Wien, die von einem guten Hause, guter Lebensart und ausnehmender Schönheit war. Diese vortrefliche Person hatte das Herz des Grafens gerühret, daß er nie vergnügter als in ihrer Gesellschafft war. Daher gab er sich alle Mühe, das ihrige zu erobern, ohne zu sehen, daß er glüklich war. Denn das Fräulein entdekte des Grafen Absichten, und schien sich das Vergnügen vorzubehalten, ihren Feind im Fliehen zu überwinden. Der Graf wurde immer zärtlicher.

Ich konnte aus seinen Bewegungen und vielerlei Merkmalen die Beschaffenheit seines Herzens wohl abnehmen. Er war würklich verliebt, und liebte in einem so hohem Grade, daß er glaubte, sein ganzes Glüke bestunde in dem Besitze des Fräuleins. Er untersuchte das Verhältniß ihres Herzens gegen das seinige, und er fand in ihrer Aufführung gegen sich eine Verwirrung von Liebe und Kaltsinnigkeit. Selbst da sie ihn zu fliehen schien, kam sie ihn reizend vor, und er dachte auf Mittel ihre Gedanken zu erforschen.

Sie wissen, daß der Herr Graf die Gewohnheit hat, mir seine geheimste Umstände zu entdeken. Er hat sich jederzeit so sehr gegen mich erniedriget, daß ich nach und nach mich unterstand, nach seinem Zustande zu fragen, und um Eröfnung zu bitten. Ich konnte seine

ne Gemüths-Verfassung nicht ohne Leid sehen, und nahm mir die Freiheit, mich um die Ursache zu erkundigen. Der Herr Graf sagte mir von dem Schmerzen seiner Liebe, welches mir fast lächerlich vorkam, weil er gegen Theresen so gleichgültig gewesen war. Ich bekennete deswegen meine Verwunderung, indem ich kaum begreiffen konnte, daß ein so kaltsinniger Herr, mit so vieler Begeisterung von der Liebe redte.

Zu meinem Glüke lies sich ein gewisser Edelmann anmelden. Der Graf sagte ihm den Besuch zu, und entschlos sich zu Hause zu bleiben. Während dieser Zeit entfernte ich mich von ihm.

Derjenige Edelmann, der dem Grafen den Besuch gab, hatte eine gute Person, und war von einem einnehmenden Wesen. Der Graf machte sich ein Vergnügen, wenn er in seine Gesellschafft war. Wie er bei ihm angekommen war, so fiel nach vielen gleichgültigen Gesprächen, ihre Rede auch auf die Liebe. Sie scherzten lange darüber, und prüften sich wegen ihrer Eroberungen. Weil sie gute Freunde waren, so redeten sie auch sehr aufrichtig. Der Graf war alleine so schalkhaft, seine Liebe zur Fräulein von A.. zu verbergen, und sich eine Freiheit zuzuschreiben, die er würklich nicht besas. Allein der Edelmann lies sich mehr mit der Sprache heraus. Er gestund, daß er ein Frauenzimmer von seltener Schönheit liebte. Seine Liebe war so gros, daß er die

die Schmerzen kaum ertragen könnte, weil das Fräulein, so er liebte, nichts entscheidendes zu seinem Glüke beitragen wolte.

Weil bei dieser Unterredung dem Grafen allerlei Zweiffel beifielen, so war er darauf bedacht, den Namen der Geliebten seines Freundes zu entdeken. Er bezeigte den Antheil, den er an dem Schmerze seines Freundes nähme; aber, in Wahrheit sezte er schmeichelnd hinzu, sie sind so liebenswürdig, mein Herr! daß ich an ihrem Glüke nicht zweifle? Wolte Gott! sagte der verliebte Edelmann, daß ihr recht hättet, und die Fräulein von A.... hier hielte er bestürzt innen, und entdekte den Rasen, daß sie beide ein einiger Gegenstand rührte.

Es ist leicht zu glauben, daß der Graf über diese Erklärung verwirret worden sei. Zu seinem Vortheile lies es des Edelmanns Bestürzung nicht zu, seine zu entdeken. Wie er sich wieder erholet hatte, so gestand er seine Liebe zur Fräulein von A.. und fügte seine Entschuldigung hinzu, daß er solches nicht frei eingestanden hätte. Aber, sagte er, mein schöner Herr! wie kommt es, daß sie sich bei Aussprechung des Namens A.. so sehr verfärbet haben, es muß gewiß ein verliebtes Geheimniß dahinter steken. Reden sie, und sagen sie mir zu Gefallen die Wahrheit!

Vermuthlich war diese Frage nicht nach dem Sinne des Grafens. Versichert, sagte er, sie irren sich; meine Bestürzung rühret nicht von einer verborgenen Liebe gegen das

Fräu-

Fräulein her, sie ist vielmehr eine Würkung des Neides, das mir ihre Unruhe erreget. Das Fräulein ist schön, ich geb es zu; aber die Wahrheit zu sagen, sie scheinet stolz zu sein, und die Manns-Personen zu verachten. So sehr verbarg derselbe seine wahre Meinung, da er doch das Fräulein über alles liebte.

Der Edelmann widerlegte die Meinung des Grafens, und sagte so viel Vortheilhaftes von ihr, daß er fast sprachlos wurde. Dieses war eine kleine Strafe für die Verstellung des Grafens, der begierig war die Beschaffenheit der Huld des Fräuleins gegen seinen Freund einzusehen. Er hörte mit Vergnügen, daß es dem Edelmanne noch nicht gelungen sei, eine Eroberung zu machen, denn er war nicht muthig genug, seine Liebe zu erklären.

Man darf den Grafen nicht tadeln, wenn er als ein Liebhaber über diese Erzehlung seines Nebenbuhlers erfreuet war. Er suchte auch seinem Freunde eine Freude zu machen, und lies bei dem Weine, womit er ihm stark zusezte, einige Studenten rufen, die durch ihre Musik und Gesänge, diese kleine Gesellschafft bis nach Mitternacht belustigten, und sich sodann, nach einer beträchtlichen Belohnung, berauschet entfernten.

Kaum hatte sich der Graf von seinem Freunde getrennet, so sagte er zu mir etwas berauschet, daß ihn der Edelmann ein Bekänntniß abgeleget hätte, welches eben nicht allzu-

allzuschmeichelhaft für seine Liebe wäre. Inzwischen, fuhr er fort, ist es wohl am beste.1, daß ich die erste Liebes-Erklärung mache. Es ist ia ein Sprichwort, daß der erste der beste ist. Ich will einen, zwei, ia mehrere Versuche thun, bemühet euch nur, daß ihr das Kammer-Mädchen gewinnet. Es soll nicht an Geschenken fehlen. Dergleichen Leute sind beim Lieben unentbehrlich.

Mein Eifer für die Glükseligkeit und Ruhe des Grafen bewog mich, daß ich ihm einige Einwürffe gemachet habe. Ich stellte ihm vor, daß seine Liebe durch eine so grose Uebereilung von bösen Folgen sein könte. Ich bestritte ihn mit dem Beispiele der unglüklichen Theresia, die die Esclaverei, darein sie ihre Begierden sezten, unglüklich machten. Derowegen meinte ich, daß es besser wäre, wenn der Graf noch eine Zeitlang wartete, bis er seine Neigung und die Beschaffenheit seines Gegenstandes und anderer Umstände klärer eingesehen hatte. Aber diese Vorstellungen iagten ihn in den Harnisch. Er sahe mich ganz erzürnet an, und sagte: Schweiget Baptista, und gedenket, daß ihr nicht mein Hofmeister, sondern mein Kammerdiener seid. Wenn ihr mit mir redet, so müsset ihr Ehrerbietung haben. Ich entfernte mich ganz beschämt. Weil der Graf vom Weine etwas erhizet war, so gereuete es mich sehr, daß ich nicht vorsichtiger und so zur ungelegenen Zeit gesprochen habe.

Noch

Noch beim Wegaehen bat ich meines Fehlers wegen um Verzeihung. Wie ich dem Grafen dabei verſicherte, daß ich iederzeit bereit wäre ſeinem Befehle zu gehorſamen, ſo ſagte er wieder ganz gnädig, daß er mir veraebe, und wünſchte, daß ich meine Zuſage erfüllen möchte. Hierauf befahl er mir eine Canne Wein mit mir zu nehmen, ihr könnet ſie, ſagte er gnädig, noch vor dem Schlafen gehen auf der Fräulein von A.. und meine Geſundheit austrinken.

Frühe beim Ankleiden war er auserordentlich wohl aufgewekt, und ſcherzte über tauſenderlei Dinge mit mir. Hierauf mußte ich ihm, beim The-Trinken, Schreib-Zeug und Papier langen, da er dann dieſen Brief an das Fräulein von A.. ſchrieb:

Schönſtes Fräulein!

Sie mögen es nur ihrer Schönheit zuſchreiben, daß ich ſie mit meinen Zeilen beſchwere. Sie werden dieſes für eine groſe Kühnheit halten, aber erlauben ſie, daß ich mich vertheidige. Merkt er denn nicht, werden ſie ſagen, daß ich ihn fliehe, daß es mir verdrüßlich iſt, mit ihm zu reden? Freilich, gnädiges Fräulein, habe ich dieſes nur allzugut bemerket; und er unterſtehet ſich noch an mich zu ſchreiben? der Vermeſſne!

Sie ſind in Wahrheit unbillig. Eben da ſie nicht mehr mit mir reden wollen, eben da ſie mich fliehen, verbindet mich meine Hochach-

achtung, mich schriftlich zu entdeken. Bei ihrer großen Einsicht fehlet ihr das Vermögen ihren eigenen Werth einzusehen. Bei ihnen vergrößert dieses ihre vollkommene Eigenschaften: Bei mir aber erweket es eine uneingeschränkte Begierde sie zu bewundern. Ich hätte zwar dieses vor mich thun können. Ich hätte mich in der Stille meines Zimmers, mit Vorstellung dero seltenen Schönheit und ungemeinen Eigenschaften des Geistes, belustigen können? Es ist wahr, aber ob ich es gleich ohne Aufhören thue, so muß ich doch gestehen, daß ich etwas eigennüzig dabei bin. Ich weiß wohl, daß es ein schlechtes Verdienst ist, daß ich sie verehre, ich thue nichts, als was ein Vernünftiger nothwendig thun muß, mein Beifall giebet ihnen keinen Vorzug. Aber stellen sie sich die Marter vor, die ich habe, weil sie mich fliehen, gedenken sie an den Eifer mit den ich sie verehre, und glauben sie, daß ich nichts mehr wünsche, als daß er ihnen gefalle. Es lieget in ihnen, daß ich sie hoch schäze, es ist aber auch ihnen überlassen, mir die Früchte meiner Ehrerbietung zu bestimmen. Ich will alles von ihrer Großmuth erwarten, und so bescheiden sein, daß ich mir nichts selbst zuschreibe. Doch, in Wahrheit, wollen sie meinen Eifer nicht für etwas mehr, als eine bloße Hochachtung halten? Hat nicht die Liebe ihren Antheil dabei? Diese machet mich zu dero Verehrer, und bittet zu vernehmen, ob sie nicht aufhören wollen sie zu

flie-

fliehen, und auf Erkänntlichkeit denken? Ich bin

Gnädiges Fräulein!

Dero

unterthänigster Diener

Graf von Bernardino.

Der Graf befahl, daß ich dieses Schreiben der Kammer-Jungfer des Fräuleins von A.. geben solte, und gab mir ein Geschenke vor sie mit, damit sie desto eifriger gemachet würde ihm zu dienen. Ich fand aber wider Vermuthen Gelegenheit das Fräulein selbst zu sprechen, und übergab ihr daher das Briefgen, indem ich dis für besser hielt, als mich an das Kammer-Mädchen zu wenden.

Nachdem ich das Schreiben überliefert hatte, wolte ich mich entfernen. Das Fräulein aber befahl mir zu verziehen. Indes entsiegelte sie dasselbe, und schien sehr begierig zu sein, den Innhalt davon zu wissen. Sie las es mit so verschiedenen Bewegungen durch, daß ich ihre Gedanken einigermassen zu errathen glaubte. Sie schienen mir sehr vortheilhaft für den Grafen zu sein. Ich glaubte dieses noch mehr, da sie mich beurlaubend, mit gefärbten Wangen und zagendem Munde sagte, daß ich dem Grafen ihre Ergebenheit bezeigen, und ihn einer Antwort versichern solte.

Ehe ich aber nach Hause gieng, unterliess

ich doch nicht das Kammer-Mädchen zu besuchen, und ihr mit Ueberreichung des Geschenkes die Angelegenheiten des Herrn Grafens bestens zu empfehlen. Sie war so gütig es nach einiger Weigerung anzunehmen, und sie versprach auch demselben, so viel ihr möglich wäre, zu dienen.

Nach dieser glüklichen Verrichtung eilte ich begierig zu dem Grafen, seine Neugierde zu stillen. Er überhäufte mich mit so vielen Fragen, daß ich darüber verwirret wurde. Alle gaben seine Liebe zu erkennen. Meine Erzehlung machte ihm so viele Freude, daß er ganz ausser sich war, und mir Gelegenheit gab über den Zustand seines Herzens zu denken. Er begegnete mir derohalben ausserordentlich gnädig, und nöthigte mich ein Geschenke, wegen meines glüklichen Dienstes, anzunehmen.

Ich weiß aber nicht, was das Fräulein abgehalten hat, ihre Antwort etliche Tage zu verzögern. Der Graf wurde darüber recht unruhig, und ich konnte ihm nicht anders als mit Mühe gewisse Zweiffel benehmen, die ihm seine Zärtlichkeit gemachet hatte.

Beinahe hätte er geglaubet, daß alle Hofnung, eine Beantwortung zu erhalten, verlohren sei. Er gestund mir dieses selbst bei der Mittags-Tafel, ohne daß ich was hätte entgegen sezen können, daß ich nicht schon gesaget hatte. Seine Unruhe machte mich um so mehr verwirret, weil er hätte glauben können, daß er von mir sei hintergangen worden.

Kaum

Kaum aber hatte er abgespeiset, als mir die Kammer-Jungfer des Fräulein von A.. begegnete, und nach dem Herrn Grafen fragte, dem sie einen Brief zu geben hätte. Ich will, sagte sie boshaft zu mir, nach ihrem Beispiele, gleich zur Haupt-Person gehen, ohne vorher mit ihnen mich disfalls zu unterreden. Weil ich daran nichts unkluges sah, so führte ich sie vergnügt nach des Grafens Zimmer. Ohne Zweiffel ist ihre Ankunfft demselben sehr angenehm gewesen, denn er begegnete ihr ungemein gütig, und schenkte ihr einen kostbaren Ring vor ihre Mühe. Nach ihrer Entfernung konnte ich den Brief lesen. Er war also abgefasset:

Hochgebohrner Graf!

Wenn es nicht etwas schweres wäre, dero Schreibart zu verstehen, so würde ich mir eine Pflicht daraus gemacht haben, ehe zu antworten. Aber, aufrichtig zu reden, alle ihre Worte sind mir als Geheimnisse vorgekommen, die sie alleine auflösen können. Sie verschwenden so viele Schmeicheleien gegen mich, daß ich beinahe glauben wolte, daß sie gescherzet hätten, wenn ich es nicht dero Grosmuth zuschrieb, allzuvortheilhaft von mir zu denken. Doch, ich kan mich auch irren, wiewohl ich ihnen Dank sage, daß sie mir so viele Lobsprüche geben. Es ist allemale eine Ehre, wenn eine Person von ihrem Stande gegen mich so vortheilhaft schreibet. Ich bin

ihren deswegen verbunden; ich mache mir auch ein Vergnügen daraus, daß ich ihnen dieses sagen kan. Können sie nun sagen, daß ich sie fliehe, oder, daß ich unerkänntlich sei? Nein, Herr Graf! wenn sie dis glauben, so müssen sie wenig Zutrauen zu ihren Verdiensten haben. Mein Herze läßet ihnen Recht widerfahren. Bin ich nun unbillig? Dieses versichert sie

Hochgebohrner Graf!

Dero

gehorsamste

W. von N...

Weil der Graf das Fräulein ganz ausnehmend liebte, so sezten ihn diese Zeilen in das empfindlichste Vergnügen. Seine Zärtlichkeit verrieth sich auf vielerlei Art, und auch durch die Begierde, dieses schätzbare Schreiben zu beantworten, denn er befürchtete immer, daß sein Mitbuhler mittlerweile etwas zu seinem Nachtheile unternehmen möchte. Es war diese Vorsicht nicht unnöthig, weil der Edelmann, von dem ich schon Erwähnung gethan habe, eben im Werke war, seine Liebe dem Fräulein schriftlich zu erklären. Die Kammer-Jungfer war so sehr auf den Nuzen des Grafens bedacht, daß sie ihm hievon geschwinde Nachricht gab, welches diesen Herren bewog ihr aufs neue seine Freigebigkeit zu zeigen. Sie nahm deswegen iederzeit seine

Par-

Parthei bei dem Fräulein, und ſuchte daſſelbe durch angenehme Erzehlungen von ihm zu ruhren. Das gröſte Gluke war, daß das Fräulein ſchon ehe eine gewiſſe Art Freundſchafft gegen den Grafen gefaſſet hatte, die der geringſte vortheilhafte Umſtand in eine zärtliche Empfindung verwandelte. Aus dieſem Grunde war ie dem Grafen ungleich günſtiger, als dem Baron, und war es nicht wahrſcheinlich, daß dieſer in ſeinem Anſuchen glüklich ſein würde.

Wie der Graf die überwiegende Stärke ſeiner Liebe ervah, ſo lies er ſich andere Zufälle nicht anfechten, ob es ihm gleich Leid war, daß er mit dem Baron einerlei Geſinnung hatte. Er ſchrieb alſobald an das Fraulein unter dieſen Ausdrukungen:

Gnädiges Fräulein!

Nein, das hätte ich nicht geglaubet, daß ich ſo glüklich wäre, und eine ſo vortheilhafte Beantwortung von ihnen erhielte. Wie edelmuthig ſind ſie nicht, und wie viele Vortheile geben mir nicht ihre Zeilen, die ich beſtandig kuſſe? Ich darf nun Hoffen, welches Glük! und nothwendig darf ich ſagen, was ich hoffen will.

Ich hoffe dich bald zu beſizen,
An deiner Seite froh zu ſizen,
In deinem Arm vergnugt zu ſein;
Ich hoffe mich mit dir zu paren
Und als Gemahl dann zu erfahren,

Daß wir auch in den spätsten Jahren.
An unsrer Liebe uns erfreun.
Ich hoffe, daß mir deine Zeile,
Das süsse Ja-Wort iezt ertheile;
Und fluche schon der langen Weile,
Da wir uns nicht der Liebe weihn.
Ich hoffe, daß in deinem Siege
Mein ganzes Wohl enthalten liege,
Und daß, im Fall ich mich betrüge,
Uns Zeit und Tod zuwider sein.

In Wahrheit, ich hoffe schon viel. Aber ich sage doch iezt nichts mehr, als was ich längst schon gedacht und gewunschen habe. Mein einziges Glüke ist der Besiz ihrer Person. Machen sie doch einen Menschen glüklich, der es nicht anders als durch sie werden kan. Verwerfen sie das Herz nicht, das ich ihnen anbiete. Es ist blos vor sie bestimmt; ihre Liebe allein ist fähig es zu den Vollkommensten zu machen. Knüpfen sie die Bande der Liebe auf das festeste zusammen. Ich werde sie mit Vergnügen tragen, und meine Glükseligkeit wird sie überführen, wie sehr sie verehre

Schönstes Fräulein!

Dero

ganz eigener und unterthäniger
Diener

der Graf von Bernardino.

Dieses Briefgen wurde von mir der Kammer-Jungfer übergeben, mit Bitte, bei dem

Frau-

Fräulein für den Herrn Grafen einen Besuch auszuwürken, und solchen sich im Namen desselben auszubitten. Sie versprach mir dieses, und das Fräulein gab dem Grafen in diesem Briefgen die Erlaubniß dazu:

Gnädiger Herr!

Ich bin so sehr von dero Zuneigung gerühret worden, daß ich denen Empfindungen meines Herzens, über die Klugheit und Strenge eines Frauenzimmers, den Sieg überlasse. Sie sehen mich in Umständen, Liebenswürdiger Graf! daß ich ihre Zärtlichkeit gegen mich hochschäze, und daß ich sie mit der meinigen zu belohnen suche. Ich thue hiebei nichts, als daß ich meinen Neigungen folge. Aus diesem Geständnisse werden sie schliesen, ob es mir angenehm sei, die Ehre ihres Besuches zu genieesen. Kommen sie balde, und sagen sie mir selbst die schöne Worte vor, die sie an mich geschrieben haben. Ich bitte sie, mir vorher zu melden, wenn sie mich besuchen, und aus meinem Munde vernehmen wollen, daß ich sei

Gnädiger Herr!

Dero

ganz ergebenste

W. von A...

Als der Graf dis Briefgen gelesen hatte, so sagte er ganz vergnügt, daß er nun glaube das Glüke seiner Liebe unterworfen zu sehen.

Der Himmel, rief er aus, gebe, daß ich in dieſer Hofnung nicht betrogen werde! Ich will nun das übrige mündlich mit dem Fräulein ausmachen, und ihr mit wenigen Worten meinen Beſuch melden. Hierauf ſezte er dieſe Zeilen an das Fräulein auf:

Gnädiges Fräulein!

Es iſt nunmehr Zeit, daß ich mich zu ihren Füſſen werfe, und meine Erkänntlichkeit für ihre Gnade abſtatte. Ich muß hierinnen einen Theil derjenigen Pflichten abtragen, die mich zukünftig verbinden werden. Haben ſie die Gnade mir dieſes Morgen frühe einzuräumen, ſo werde ich die Ehre haben ihnen die Regungen meines Herzens zu entdeken. Ich bitte ſie darum, und bin

Gnädiges Fräulein!

Dero

unterthäniger und getreuer

Graf von Bernardino.

Wie ich dem Fräulein dieſe Zeilen überreichet hatte, ſo bezeigte ſie mir mit vielen Vergnügen, daß ihr des Grafens Beſuch ſehr angenehm wäre, und daß ſie ihn zu beſtimmter Zeit erwarten wolte.

Vermuthlich iſt dieſe Nachricht dem Grafen erfreulich geweſen. Er ſtund mit beſonderer Zufriedenheit aus ſeinem Bette auf, und lies ſich aufs prächtigſte ankleiden. Sodann

dann eilte er ganz vergnügt zur Wohnung seiner Gebieterin, die ihn in ihrem Zimmer in dem reizendsten Anzuge bewillkommte.

Der Graf war sehr lange bei dem Fräulein. Als er wieder von ihr weggegangen war, konnte ich aus seiner gnädigen Ansprache gegen mich, als auch aus andern fröhlichen Handlungen schliessen, daß er sein grösstes Glüke, ich meine das Herze seiner Gebieterin, in Handen habe.

Indessen war der oft erwehnte Baron sehr darauf beflissen, wie er das Herze des Fräuleins gewinnen möchte. Er gab sich alle Mühe seine ganze Aufführung nach ihren Geschmake einzurichten. Er suchte sich allenthalben für ihren Ritter auszugeben, und zeigte bei ieder Gelegenheit daß ihn nichts schäzbarer ware, als der Besiz des Fräuleins. Deswegen schrieb er zu verschiedenen malen an sie, hatte aber das Misvergnügen, nichts als eine kaltsinnige und abschlägige Antwort zu erhalten. Diese Umstände sezten ihn in die gröste Verzweiffelung. Er gedachte, daß ein glüklicher Nebenbuhler das Herz seiner Gebieterin schon zuvor müsse erobert haben. Dieses zu erfahren stellte er sorgfältige Kundschaffter aus, sie konnten ihm aber nichts sagen, als daß der Graf ofte bei dem Fräulein wäre, daraus er denn diesen muthmaßlich für seinen Nebenbuhler hielt.

Wenn er seine Muthmassung mit den Reden des Grafen aber zusammen hielt, so war

er zweifelhaft, und glaubte ſich zu irren. Denn ſie werden ſich noch erinnern, daß der Graf zur andern Zeit gegen dem Baron ihr gleichgültig von dem Fräulein geſprochen. Ueberdis war des Grafens Sache die Verſtellung nie geweſen. Dennoch aber lies ſich der Baron zulezt abermals mit dem Grafen in ein Geſpräch über dieſen Punct ein. Allein wie erſtaunte er nicht, als er hörte, daß derſelbe das Fräulein hochſchäzte und vorzüglich lobte.

Der gute Baron wurde über dieſe veränderte Sprache des Grafens nicht wenig beſtürzt. Er hielt ihn für einen Treuloſen und Spötter. Sie waren in dieſer Sache etwas aufrichtig, und gaben ihre Gedanken durch allerlei ſpizige Ausdruke zu verſtehen. Der Graf war dabei ſo ausſchweiffend und beiſſend, daß der Baron in einen groſen Zorn gerieth, und den Grafen auf den kommenden Tag zu einen Zweikampf ausforderte.

Dieſe Zwiſtigkeit blieb ſo wenig verborgen, daß der Hof gar bald Nachricht davon bekam. Indeſſen machte er nicht die geringſte Bewegung, und lies dem Grafen die Gelegenheit, zu beſtimmter Zeit auf dem Kampf-Plaz zu erſcheinen, wo er lange den Baron vergeblich erwartete. Der Baron lies ſich wegen einer vorgegebenen Krankheit entſchuldigen, und bat um einen kurzen Aufſchub. Der Graf lies es geſchehen, und war wohl zufrieden als ihm der Baron hierauf ſagen lies, daß er ſich auf den ſogenannten Schlangen-Plazzen,

um

um bestimmte Zeit einfinden möchte. Er lies ihn wissen, daß er mit Pistolen und seinen Beistand ohnfehlbar erscheinen würde.

Der Grat war der erste an besagtem Orte, und durfte nicht lange warten, als der Baron mit seinem Beistand herbei geritten kam. Es zeigte sich kein allzugroser Haß der Partheien. Man stekte gleich das Ziel ab, darnach die Pistolen geladen wurden, und sie sezten sich eben in Bereitschafft einander das Leben zu rauben, als ein Haufe Dragoner, welcher sich in dem Wäldgen verborgen gehalten hatte, sporenstreichs herbei rannte, und der Anführer davon auf hohen Befehl denen Anwesenden das Gefängniß ankündigte.

Sie mußten sich dieses nun gefallen lassen, und nebst denen Beiständen das Gewehre in die Hande des Officiers übergeben. Unter deren Begleitung wurden sie zur Abendzeit, den Zulauf des Pöbels zu verhindern, in die ihnen bestimmte Zimmer gebracht, in welchen sie des folgenden Tages Morgens bis um 8lok 10. Uhr bewachet, und nachmals vor die Herrschafft gebracht worden sind.

Daß Ihro Kaiserliche Maiestät diese Sache höchst ungnädig angesehen, erhellet aus allen Umständen. Dieselbe haben sowohl dem Graten, als dem Baron Befehl gegeben, binnen zweimal 24. Stunden sich gänzlich vom Hofe zu entfernen. Dem Fräulein von A... wurde gleicher Befehl gegeben, sie fand aber Mittel, es durch ihre Freunde damit

zu

zu hintertreiben, weil ſie keine Wiſſenſchafft von dem Zweikampfe gehabt hatte. Der Graf aber lebte ſeinem Befehle ſo getreulich nach, daß er Wien verlies, ohne von ſeinem geliebten Fräulein Abſchied zu nehmen, welches ihn nicht wenig ſchmerzte. Eben dieſes mußte auch der Baron thun, wiewohl er kurz darauf, mit Befremdung des Grafen, die Erlaubniß erhielt, wieder bei Hofe zu erſcheinen, und alſo eine vollkommene Vergebung genos.

Mein guter Freund konnte dieſe Geſchichte nicht weiter fortſezen, weil er mich verlaſſen und einige Anſtalten zur Abreiſe des Grafen machen mußte. Es gieng dieſes Herrn Vorhaben nach Toulon, und wir hatten alle genug zu thun, bis wir Reiſefertig wurden. Es war eben damals ein Schiff aus Toulon angelanget, worauf man des Grafens und unſere Sachen brachte, und ſodann auf einen guten Wind zum Abſegeln wartete. Es blieb dieſer nicht lange aus, und wir ſezten uns mit guter Geſundheit zu Schiffe, worauf daſſelbe mit gutem Winde auslief. Deswegen gedachten wir in 7. bis 8. Stunden unſern Lauf zu endigen, wir wurden aber ſo weit, durch einen widrigen Wind in die See verſchlagen, daß unſere Hofnung ſehr fehl ſchlug. Wir konnten erſt nach einer Zeit von 24. Stunden vor Toulon die Anker werfen, während welcher wir auf dem unruhigen Waſſer herum ſchwamen.

Dieſes war die erſte Reiſe, die ich zur

See

See that. Daher muß man es mir für keinen grosen Fehler halten, wenn ich unsere Farth für einen grosen Sturm gehalten, und dabei viele Angst und Schreken erlitten habe. Ich ward würklich so unpäßlich, daß ich etliche Wochen damit zu thun hatte. Er war dis leider! nur ein Vorspiel von demjenigen was ich fernerhin auf der See habe ausstehen müssen. Man wird unten davon Nachricht finden.

Der Herr Graf miethete sich in einem der berühmtesten Gasthöfe in Toulon ein, und ich bekam ebenfalls eine sehr gute Wohnung. Meine Freundschafft mit Baptista, des Grafens Kammerdiener, war unzertrennlich, und ich fand darinne täglich neue Reizungen. Er erwies mir recht viele Gefälligkeit, und besah in meiner Gesellschafft den prächtigen Hafen, wo sich eine beträchtliche Anzahl Krieges-Schiffe befand, die meine Aufmerksamkeit sehr an sich zogen.

Toulon ist gros und wohl angebauet. Die Menge der Einwohner gibt Gelegenheit, Leute von verschiedener Art darinn kennen zu lernen. Wer das Frauenzimmer, ein gutes Glas Wein, und lustige Gesellschafft liebet, wird daselbst diesen Neigungen recht gemäs leben können. Baptista und ich suchten dergleichen Dinge zwar nicht, wir fanden sie aber wider unsern Willen und zu unserm Nachtheil. Wir verlohren eine Zeitlang unsern Verstand; unsere Kleider und Baarschaft aber konnten wir niemals wieder zu Gesichte kriegen. Ja, wir hät-

hätten beinahe das größte Gut, unser Leben, verlohren.

Baptisten fand einstmals im Spaziergehen mit mir, einen guten Freund, den er in Teutschland hatte kennen lernen. Bei dem ersten Anblik dieses Menschen erschrak Baptista, dennoch aber wurde er bald anders Sinnes, und lies sich nicht lange bitten, mit ihm in Gesellschafft zu gehen, ob es gleich Glok 5. Uhr Abends war. Weil ich zugegen war, so konnte ich mich dabei nicht wohl ausschliesen, und eilte mit nach einem Wirths-Hause, wo wir nach einigen Umschweiffen ankamen. Der Fremde, der sich Friederich nennte, lies sich von dem Wirthe ein besonderes Zimmer vor uns geben, und wir mußten es, unsers Einwandes ohngeachtet, annehmen. Inzwischen tranken wir Wein, indem sich unser Fremder etwas entfernte, und nachdem er bald wieder gekommen war, sagte, daß unsere Gesellschafft balde mit was Angenehmes würde verstärket weroen. Er hielt sein Wort richtig, den kurz nach ihm kamen drei Weibes-Personen, mit einer Hautbois, Violin und Basetgen, welche sagten, daß sie von Herrn Friederich Befehl erhalten, uns mit ihrer Musik zu vergnügen.

Wir machten grose Augen über diese Nymphen, gedachten aber gar nichts ungleiches darüber. Unterdessen aber sezte unser höflicher Fremder mit dem Weine stark in uns, indem er uns immer artige Histörchen

von

von seinem Abzuge aus Teutschland nach Frankreich erzehlte. Hierauf kamen noch 2. Manns-Personen, die als gute Freunde unsers Herren Friederichs, die Gesellschafft vermehrten, und ihm sehr willkommen waren. Es schienen uns aber diese Kerls so verdächtig, daß wir abgehen, und uns von dieser Gesellschafft nach Hause begeben wolten. Doch dieselbe wußten uns so höflich zu begegnen: daß wir es ihnen versprachen, noch eine kurze Zeit zu bleiben, und so gar auf ihr Zureden zu Ehren unserer artigen Spielerinnen einige Gläser ausleerten. Damit wurden wir so begeistert, daß wir an nichts mehr dachten, als lustig zu sein, und mit unsern Mädchen sehr natürlich scherzeten.

Mitten unter diesen Ergözlichkeiten merkte ich an Baptista einen so starken Rausch, daß er seiner nicht mehr mächtig war. Kaum aber hatte ich dis mit nachläsigen Bliken bemerket, als ich selbst in einem achtlosen Zustande war. Ich weiß nicht, was mir weiter begegnet, als daß ich mich am folgenden Morgen frühe an einen fremden Orte und unter unbekannten Leuten befand. Aber, wie erschrak ich nicht, als ich kaum nach Eröfnung meiner Augen Baptisten in einem betrübten Zustande auf dem Bette antraf! Er war voller Wehmuth und Thränen, und hatte nichts als ein Hembde auf dem Leibe. Seine Kleider und Börse ist ihm entwendet worden. O, unglüklicher Freund! schrie ich, warum sind wir

wir noch zu Bette und unter einem fremden Dache? Was wird es sein, versezte er, als daß wir unter die ruchloseſten Spizbuben gefallen; gewiß, wir müſſen GOtt danken, daß wir noch leben, ob wir gleich all das Unſerige verlohren haben! Wir ſind leider unter die grauſamſten Uebelthäter gefallen, und dieſer Aufwärter, ſo hier zugegen iſt, wird ihnen beſſere Nachricht davon geben.

Seine Erzehlung beſtund hierinn: Man hat uns bis aufs Hembde ausgezogen in einem Winkel der Stadt, ohne Sinne und Verſtand, liegend angetroffen, und auf Befehl des Stadt-Richters hieher in das Hoſpital gebracht. Hierauf lieſen wir den Grafen unſere Begebenheit wiſſen, der zwar etwas ungnädig darüber ward, aber uns geſchwinde zu ſich holen und nöthige Kleidung bringen lies.

Wir verlieſen mit des Richters Erlaubniß das Hoſpital, weil der Graf denen Gerichten verſprochen hatte, uns bei der gerichtlichen Unterſuchung zu ſtellen. Als man nachmals dieſe mit uns vornahm, ſo konnten wir nichts ſagen, als daß wir in erwähnter Geſellſchafft geweſen, und daſelbſt das Unglüke gehabt hätten. Das Wirths-Haus konnten wir nicht nennen. Derowegen war die ganze Unterſuchung zu nichts nüze, als daß wir eine genaue Vorſicht lernten, und bei dem Verluſte unſerer Sachen eine Verachtung gegen zeitliche Dinge bliken zu laſſen, entſchloſſen waren.

Die-

Dieſes war unſer einiger Troſt. So niederträchtig ſind gewiſſe Menſchen, daß ſie ſich der Güte ihrer Brüder zu ihrem Schaden gebrauchen! Eben dieſe Elende ſind doch alle nach dem Bilde des allergütigſten Heilandes geſchaffen, ſich in Geſellſchafften, die Trübſalen des Lebens zu verſüſſen. Dieſer teutſche Spizbube hat uns wenigſtens auf das Grauſamſte hintergangen. Wir haben ihn nachmals nicht wieder ausfindig machen können.

Als unſer Herr Graf die Merkwürdigkeiten in Toulon geſehen hatte, ſo entſchlos er ſich, von da aus ſeine Reiſe weiter fort zu ſezen. Hiezu mochte ihn auch das Unglüke bewegen, welches ihn im Spiele und in der Liebe verfolgte. Wir erhielten deswegen Befehl, uns zur Abreiſe fertig zu machen, und wurden bald in den Stand geſezet, abzureiſen. Der Herr Graf war geſonnen zur See nach Genua abzuſegeln, und von da ſich nach Florialta zu ſeinen Unterthanen zu begeben. Die vielen ungleichen Veränderungen, die er in ſeinen Reiſen ausgeſtanden hatte, und die Begierde, ſeine Unterthanen glüklich zu machen, waren zwei Bewegungs-Gründe, die ihn hiezu bewogen, und eben deswegen war er entſchloſſen, ſich zu vermählen, und ſeine übrige Tage in Ruhe zu beſchlieſſen.

Wir waren bei denen Zurüſtungen zur Abreiſe ganz niedergeſchlagen. Baptiſta, mein ſo guter Freund, ſchien inſonderheit ganz

zerſtreuet zu ſein. Wie ich nach der Urſache forſchte, ſo gab er mir ganz bedenklich zur Antwort, daß ihn die vielen Veränderungen im menſchlichen Leben Anlaß zu allerhand Gedanken gäben. Wir ſind gemeiniglich, war ſeine Rede, am meiſten denen Widerwärtigkeiten des Lebens ausgeſezet, wenn uns eine verführeriſche Hofnung auch gleich das Ziel unſerer Wünſche in der Nähe zeiget. Wie leichte könnten wir getrennet werden, und daher will ich ihnen den Fortgang der Geſchichte des Grafens noch erzehlen. Wie ſo kleinmüthig, mein werther Freund! verſezte ich hierauf, ich hoffe noch lange ihres angenehmen Umganges zu genieſen. Ich wünſche nichts mehr, als dieſes, verſezte er, allein wer kan Bürge für den Tod ſein, da wir unſer Leben nicht ſtets in unſerer Gewalt haben? Sie wiſſen aus der Erfahrung, wie unbeſtändig das Schikſal ſei, was kan uns nicht die Zukunft noch eröfnen? Ich widerlegte dieſe Einfälle ſo gut ich konnte, und ſuchte ſolche Baptiſten auszureden. Meine Gründe hatten nicht ſo viele Würkung, daß ſie ſein Gemüthe aufheitern konnten. Er verlies mich hierauf, indem mir ſeine Reden vieles Bedenken verurſachten.

Kurz hernach, da wir alle Anſtalten zur Abſeglung getroffen hatten, beſuchte mich Baptiſta. Er hatte ſich hiezu eine ſo bequeme Zeit gewählet, daß wir ruhig beiſammen ſein und von verſchiedenen Dingen reden konn-

ten.

ten. Unter andern kamen wir auf die Begebenheiten des Grafens zu sprechen. Baptista erinnerte sich anbei seines Versprechens, und sezte seinen Bericht so fort:

## Dritte Fortsezung der Geschichte des Grafen von Bernardino.

Meine vorige Erzehlung, sprach er, gieng nicht weiter als auf den Abzug des Herren Grafen von dem vornehmsten Hofe in Teutschland. Sein gröſtes Misvergnügen dabei war, daß er sein geliebtes Fräulein von A... ohne Abschied hatte verlassen müssen. Dieser Umstand schmerzte ihn so sehr, daß er seine Reise nach Frankreich aufschob, und sich einige Zeit in einem gewissen sehr angenehmen Städtgen, aufhielt. Gleichwie ich mir nichts angelegener sein lies, als seine Unruhe zu vertreiben, als hatte ich das Vergnügen, hierinnen mit Zuziehung einer lustigen Person, die der Graf wohl leiden mochte, etwas zu gewinnen. Seine Gemüths-Verfassung war in der That sehr bedenklich, ich glaube auch, daß nichts als einige Arznei-Mittel und die Vorstellung der Treue des Fräuleins, und der Möglichkeit, solche noch zu besizen, hiezu zuträglich gewesen. Ingleichen hat der öftere Besuch des erwähnten aufgeräumten Menschens, und andere ausgesuchte Gesellschafft, diesem Herrn seine vorige Munterkeit wieder verschaffet. Er schämte sich darauf so gar,

daß er sich einer so verführerischen Leidenschaft so sehr überlassen hatte.

Diese Veränderung war seiner Liebe gegen das Fräulein nicht schädlich. Vielmehr war er entschlossen, mich mit einem Briefe an sie abzuschicken, darinnen er sie zur Beständigkeit und Flucht ermahnte. Nachdem dieses eingerichtet war, mußte ich verkleidet zu derselben abreisen, und bekam die nöthigen Befehle, im Fall sie die vorgeschlagene Flucht ergreifen würde. Weil ich mich nicht bemühete, das Schreiben zu lesen, so ist mir dessen Innhalt noch zur Zeit verborgen geblieben. Ich war alleine erfreuet, daß ich dem Grafen und dem liebenswürdigen Fräulein, mit einiger Gefahr einen Dienst erweisen konnte. Meine Reise gieng nach Wunsche von statten, und ich kam bei der Abend-Dämmerung in Wien an. Zu meinem Verdruße befand sich das Fräulein nicht mehr da, sondern hatte sich vom Hofe entfernet. Man gab verschiedene Ursachen davon an. Einige gaben vor, daß sie wegen des Grafens in Ungnade gefallen; andere urtheilten gelinder, und sagten, daß sie aus eigenem Antriebe ihre Entlassung gesuchet und erhalten habe. Ich fand nicht nöthig die Wahrheit dieser Nachrichten zu untersuchen, sondern bemühete mich vielmehr, den Ort ihres Aufenthaltes zu entdeken. Kaum hatte ich erfahren, daß sie nicht fern von der Stadt sich aufhielt, als ich dahin reisen wolte. Allein sie hatte sich schon zu den

Ihri-

Ihrigen begeben, deswegen ich zurüke reiſete und dem Herren Grafen dieſe Nachricht überbrachte.

Ohnerachtet derſelbe 60. teutſche Meilen von ihr entfernet war, ſo ſäumte er doch nicht, ſich eiligſt mit ſeinem kleinen Gefolge zu ihr zu begeben. Er traf glüklich bei ihr ein, und war ganz auſſer ſich, eine Perſon zu umarmen, die über ſeine Ankunft gerühret war, und ſeine ganze Zärtlichkeit beſas.

Die Eltern des Fräuleins waren ſchon zuvor von ihr, von ihrer Verbindung mit dem Grafen, unterrichtet worden. Sie nahmen ihn daher als eine Perſon auf, die ihnen angehörte. Weil der Graf ſeinen Stand und Güter hinlänglich darthun konnte, ſo beſtätigten ſie mit deſto gröſerm Vergnügen die Liebe, die er zu ihrer vortrefflichen Tochter trug. Sie waren ſo wenig ſaumſelig, ſein Glüke zu beſchleinigen, daß alſobald alle Anſtalten zu dem Beilager gemachet wurde. Es iſt nicht auszuſprechen, wie ſehr dieſe Güte beide liebende Perſonen erfreuete.

Indeſſen brachten ſie ihre Zeit auf das Angenehmſte zu. Alle Tage hatten ſie neue Ergözlichkeiten ausgeſonnen, dem Grafen gefällig zu ſein. Bald erſchienen die benachbarte Standes-Perſonen; bald wurde dieſen der Gegen-Beſuch abgeſtattet. Heute war eine Spazier-Farth, Morgen ein Ball, und dann folgte eine Jagd, oder ein Schieſſen. Die Bediente von beiderlei Herrſchaften hatten

dabei die beste Täge. Unter diesen Umständen lies sich eine unbekandte Standes-Person, durch einen Jäger die Ehre ausbitten, dem Herren von A.. zu besuchen. Dieser Edelmann war viel zu höflich, als daß er dem Fremden den Eintritt in sein Schloß versaget hätte, er lies ihn vielmehr bitten, ihm die Ehre seines Besuches zu gönnen. Hierauf fand sich der Unbekandte ein, und er wurde gar vorzüglich bewillkommet. Er war ein Franzose, wie er sagte, und eines gewissen vornehmen Mannes in Paris Sohn. Er gab vor, daß ihn die Begierde fremde Länder zu sehen, nach Teutschland und unter andern hieher gezogen hätte. Man glaubte dieses um so eher, weil er ungemein wohl zu leben wußte. Er besas die Gabe zu gefallen, in einem so hohen Grade, daß man ihn sehr hoch schäzte, und ohne die geringste Vorsicht einige Zimmer einräumte, und alle Kostbarkeiten zeigte. Der Herr von A. gieng auch noch weiter, und nöthigte ihn, das Beilager seiner Fräulein Tochter abzuwarten, und die Lustbarkeiten vermehren zu helfen. Es half aber alles Ersuchen nichts, denn er ist gleich darauf abgereiset.

Die folgende Nacht darauf kam ein Hause von mehr als 30. Personen, welche, ohne gesehen zu werden, über die Mauern des Schlosses stiegen, und in dasselbige gelangten. Sie kamen, ohne iemands Wissen, in gröster Stille, durch die wohlverwahrteten Thüren auf die

Schlaf-

Schlafkammer mit gespanntem Gewehre zu, wo zu allem Unglük iedermann in dem tiefsten Schlafe lag. Sie banden und knebelten den Herrn und die Frau von A.., ingleichen den Grafen mich und alle Bediente, mit unerträglicher Wuth. Insonderheit giengen sie mit dem Fräulein sehr barbarisch um, weil sie sich stark widersezen und Lerm machen wolte. Sie schlugen sie so arg, daß es erbärmlich anzusehen war. Die Gesinde-Stube ward von ihnen besezt, und die Leute darinnen ebenfalls veste gemachet, daher sie denn alles sicher ausrauben konnten.

GOtt lies es dennoch nicht zu, daß diese Ruchlose ihren Frevel ohngestört ausübten. Der Kutscher, der sein Bette bei dem Pferden im Stalle hatte war seiner Gewohnheit nach, zu seinem Mädchen in dem Dorfe auf das Fenstern gegangen. Er hatte sich zu diesem Ende wider der Herrschafft Wissen einen Schlüssel machen lassen, damit er sich einen Weg im Schlosse bahnte. Dieser Mensch kam aus einem besondern Triebe ehe als gewöhnlich nach Hause. Indem er nun das Thor in der Stille eröfnet hatte, wurde er von zwei Wache stehenden Spizbuben, die er angerufen hatte, durch Lösung eines Pistoles, welches aber fehlte, verjaget. Er eilte also mit ausserordentlicher Geschwindigkeit, Leute herbei zu schaffen, die auf den Schuß bald zum Vorschein kamen. Sie kamen so eilig zusamm, daß sich die Räuber nicht alle entfernen konn-

ten, sondern zwölfe davon gefangen wurden. Und eben unter diesen Elenden war der verkappte Franzose, der sich für eine Standes-Person ausgegeben hatte, in der That aber ein gebohrner Teutscher und von gemeiner Herkunft war.

Die grose Eilfertigkeit, mit der sich dieses Gesindel aus dem Schlosse entfernte, war Ursache, daß sie viele Sachen und auch das Fräulein von A.. welches sie rauben wolten, zurüke lassen mußten. Man fand dieselbe in einem so beweinenswürdigem Zustande, zerschlagen und mit Angst und Kummer fast zu Tode gequälet, daß sie einer Leiche sehr ähnlich sah. Es waren ihr zwar ihre Bande noch ehe als allen andern Personen abgenommen, allein sie war doch in einem gefährlichen Stande, denn sie ist sehr schmerzlich mit Füssen in die Seite getretten worden, welches ihr blaue brennende Mähler verursachte. Der Graf, der auch sehr gemißhandelt worden war, wolte ihr deswegen vielen Trost zusprechen, allein er war so sehr gedemüthiget, daß er selbst Trost-Gründe nöthig gehabt hätte. Mit denen Eltern des Fräuleins und denen Bedienten ist man am besten umgegangen. Nur diese vollkommene Person mußte auf eine so schändliche Art, ihren Tod finden. Sie kündigte denselben ihren Eltern und den betrübten Grafen an, der ganz schmachtend auf sie zufiel und sie umarmend stärken wolte. Er bat sie wehmüthig um Vergebung, wenn er solte Anlaß

zu

zu ihrem Tode gegeben haben. Sie empfahl sich auf das Zärtlichste in sein Gebet, und starb mit vielen Kämpfen in der Blüthe ihrer Jahre, nachdem sie nicht länger als 19. Jahre gelebet hatte. Christenthum, Jugend, Liebe, haben ihren Abschied auf verschiedene Art bestritten, lenes aber hat gesieget, und sie in den Besiz eines himmlischen Bräutigams gesezet.

Ich kan ihnen kaum ohne Thränen den kummervollen Zustand des Grafens beschreiben. Er fiel ganz verzweiflend auf dem Leichnam des Fräuleins, und mußte mit einiger Gewalt davon losgerissen werden. Sein Zustand rührte den Herrn und die Frau von A.. und machte nur, daß ihr Schmerz vergrössert wurde. Nachdem man hierauf das Fräulein Standesmäsig beerdiget hatte, so reisete kurz hernach der Graf, unter Vergüssung vieler Zähren, von dem betrübten Herrn von A.. ab.

Die Räuber sind alle hingerichtet worden, die man ergriffen hat. Der falsche Franzose wurde, als Rädelsführer, lebendig gerädert, und seine Gesellen haben alle ihren verdienten Lohn bekommen.

Der Graf besuchte nach diesem noch unterschiedene Höfe in Teutschland, war aber wegen des Verlustes seines Fräuleins in beständiger Wehmuth. Deswegen hielte er sich nirgend lange auf, und lebte so eingezogen als es sein Stand nur immer zulies. Er be-

sah die Vestung Philippsburg, und stund im Begriffe von da aus über den Rhein nach Speier, Landau, Straßburg und dann ferner nach dem französischen Hofe zu gehen. Allein dieses Vorhaben wäre beinahe mit Verlust seines Lebens unterbrochen worden.

Wie er mit dem Postknechte in die Fähre, oder Nähe, welche auf dem Rhein war, gefahren, und eben die Pferde still stehen mußten, that nicht weit davon ein Bauer einen Schuß nach Sperlingen. Dadurch wurden die Pferde dergestalt erschröket, daß das vörderste bereits in den Strom hineingesprungen war, wobei der beherzte Schiffer noch die Geschwindigkeit brauchte, daß er die Steenge hurtig entzwei schnitte, und die übrige todende Pferde aufhielt. Ich stund zu allem Glüke mit einem Bedienten auf der Fähre, und der Herr Graf sas alleine in der Kutsche, deswegen er auch der Gefahr allein ausgesezet war.

Hierauf begab sich derselbe nach Paris, nachdem er vorher im Elsaß und andern französischen Ländern das Merkwürdigste in Augenschein genommen hatte. Diese weltberühmte Stadt gab ihm so viele Veränderungen und Ergözlichkeiten, daß er sich ein halbes Jahr mit vielem Vergnügen da aufhielt. Wahrend dieser Zeit gewann er ganz erstaunliche Summen, welche er aber nachmals, nach dem gemeinen Schiksale der Spieler, mit vielem Verluste verlohr. Sein Schade war so gros, daß er alle Barschafft mußte

sizen

ſizen laſſen, und wegen eines auf Wechſel aufgenommenen Geldes, weil ſeine Gelder nicht bei der Verfall Zeit angelangt waren, eines verdrüßlichen Proceſſes gewärtig war. Als eine ſtarke Summe Geldes ankam, befriedigte er ſeinen Gläubiger mit Wucher, und verlies Paris, welches ihm, wie denen meiſten Fremden, unaemein koſtbar geweſen iſt. Nach dieſem finde ich nichts ſonderbares in des Grafens Geſchichte, bis auf den Punct, da ich das Vergnügen hatte, ſie zu entdeken. Das übrige iſt ihnen alles bekannt, und ich bin ihnen, für ihre Aufmerkſamkeit bei meiner Erzehlung, vielen Dank ſchuldig.

Es war alles zur Abreiſe nach Toulon fertig, auſſer den Schiffs-Patron, den noch einige Verrichtungen zurüke hielten. Als er dieſe zu Stande gebracht hatte, begaben wir uns zu Schiffe, in der Abſicht, nach Genua zu gehen. Ich hatte wider meine Gewohnheit beim Abzuge einen Theil von den Geldern des Herrn Grafen zu mir geſteket, ich fand aber in der Folge, daß dis ein Werk der geheimen Göttlichen Regierung geweſen ſei. Denn wenn ich um die Urſache wäre befraget worden, ſo würde ich nicht im Stande geweſen ſein, eine anzugeben.

Unſere Farth gieng im Anfange ſehr glüklich. Wir hatten einen guten Weſt-Wind, der ſo ſtark in unſere Segel blies, daß wir mit unſerer ſchwimmenden Maſchine, ſehr weit kamen. Der Herr Graf befand ſich

ſehr

ſehr wohl, und wurde von dem Vergnügen, ſeine Unterthanen froh über ſeine Ankunft und ſeinen Vätterlichen Siz zu ſehen, recht gerühret. Er vertrieb ſich mit mir und Baptiſten die Zeit mit allerhand Unterredungen, und verſicherte, daß er ſichs wolte angelegen ſein laſſen, unſer Glüke zu gründen. Eine ſo gnädige Sprache, that ihre gehörige Würkungen. Wir bezeigten unſere Erkänntlichkeit, und ſahen mit Freude das Glüke zuvor, welches der Graf ſich und ſeinen Unterthanen geben wolte. Aber wie unvollkommen iſt der Menſchen Einſicht, wie betrüglich ihre Hoffnung?

Wir gedachten bei dem vortheilhaften Winde im kurzen die italieniſche Küſten zu erreichen, als ſich auf einmal ein ſtarker Süd-Oſt-Wind erhub, und inſonderheit von Oſten mit groſer Heftigkeit wehete. Der Schiffer verkündigte uns hierauf, mit erſchrokener Stimme, einen gefährlichen Sturm. Wolte GOtt, daß er geirret hätte! Bliz, Donner und alle Elemente ſchienen ſich zu unſerm Untergange zu vereinigen. Der Tag verlohr ſich in fürchterlichen Schatten, allenthalben rauſchte der mit ſteten Blizen begleitete Donner. Die Wellen ſchlugen über uns faſt zuſammen. Bald ſchienen ſie uns in eine unermeßliche Höhe zu werfen, bald aber öfneten ſich alle Klüfte des Abgrundes, da unſer Gedächtniß mit unſerm Leben ſolte geendiget werden. Unſere grundloſe Wohnung war ei-

nem

nem unvermeidlichen Umſturze ausgeſezet. Der groſe Maſt war allbereits geborſten, die Segel waren völlig unbrauchbar gemachet. Alle Schiffsleute, die ſo ofte den Tod in der Nähe geſehen hatten, legten ihre Herzhaftigkeit ab, und wandten den kurzen Ueberreſt ihrer Augenblike dazu an, ihre Seele dem allgewaltigen Schöpfer zu empfehlen. Wir folgten dieſem betrübten Beiſpiele. Der Herr Graf, Baptiſta, ich und die Bediente deſſelben lagen auf den Knien, ihr unvermeidliches Schikſal betend zu erwarten. Hier war kein Glüke mehr, kein Stayd mehr, den die Sicherheit der Menſchen erſchuf. Wir umarmten uns als Freunde, als chriſtliche Brüder, und baten für unſere Seelen. Neben uns war ein unruhiges Heulen, Winſeln, Schreien der armen Leute, die ihr ſchrökliches Ende ſahen. Alle dieſe Umſtände erfüllten uns mit Wehmuth, die ieder Augenblik vergröſſerte, insbeſondere, da wir voneinander Abſchied nahmen. „Unglüklicher Freund! ſagte der Graf zu mir, „ſo haſt du doch deinem Schikſale nicht entfliehen können. Ich glaubte dir das Leben „gerettet zu haben, nun mußt du doch in meiner Geſellſchafft den Tod finden. Verzeihe „es mir, es iſt dein Schikſal, das du nicht „meiden kanſt, und ſterbe an meiner Seite, „nicht als mein Diener, ſondern als mein „Freund.„ Indem ich meine Zähren abtroknete, Antwort zu geben, ſo ſties das leke Schiff an eine verborgene Klippe, und zerſcheitterte

mit

mit einem schröklichen Gepraſſel. Ich weiß nicht, wo ich hingekommen bin, ſo viel aber weiß ich, daß ich mich im Waſſer an einem Stüze Holz erkannte, das ich mit ſchmachtendem Verlangen zu haſchen ſuchte. Es war ein Trumm von dem groſen Maſt, welches ich mit allen möglichen Kräften eroberte, und darauf in dem Meere, wie ein Ball, herumſchwamm, ohne daß ich nicht noch immer an meiner Erhaltung zweifelte. Es gefiel GOtt, daß ich nebſt 5. Perſonen von dem Schiffs-Volke nach Maiorca getrieben wurde. Und es war dieſe geſchwinde Rettung ſo nöthig, daß ich im Gegentheile nicht mehr 2. Stunden, wegen des Abganges der Kräften, hätte dauren können. Meine Kräfte waren alle zur Neige, denn ich hatte ſie in denen unglüklichen 2. mal 24. Stunden faſt ganz aufgeopfert, und keine Speiſe genoſſen. Uebrigens habe ich von dem übrigen Schiffs-Volke, von dem Herrn Graſen und von Baptiſten und andern Bedienten, nichts geſehen oder gehöret, daher ich auf die Muthmaſſung fiel, daß ſie in dem Sturme unter denen Wellen begraben worden ſind.

Bei der erſten Erblikung des veſten Landes, dankte ich dem allergütigſten Erhalter, und wünſchte nur, daß es möchte von Chriſten bewohnet werden. Ich vergas auch mich bei Betrettung des Landes, welches mich entzükte, mein Gebet abermals zum Preiſe und Danke der Gnade und Barmherzigkeit GOttes, abzuſchiken. Wie brünſtig und rechtſchaffen kan

man

man nicht bei diesen Umständen beten? Nachmals war meine erste Verrichtung, meine Kleider auszuziehen und troken zu machen, ich wurde aber in diesem Vorhaben durch die Ankunft einiger Leute gestöret. Es waren Einwohner des Flekens Puglienza, welche Anfangs an dem Ufer herum wandelten, so bald sie mich aber zu Gesichte bekamen, auf mich zugiengen. Meine nasse Kleidung und zerstreuete Mine gab ihnen schon einigen Begriff von meinem Zustande. Sie waren daher so leutselig, mir ihre Wohnung zum Aufenthalte anzubieten, welches ich gerne annahm, und sie ersuchte, mir etwas zu Essen zu verschaffen. Es waren dieselbe aber nicht im Stande, meine Eß-Begierde sogleich zu befriedigen, sondern sie verschoben es so lange, bis wir würden in ihrer Wohnung angekommen sein. Der Fleke lag nicht ferne hinter einem Gehölze, wie sie sagten, dahin ich ihnen ganz Kraftlos und elend nachfolgte.

Die barmherzige Vorsorge des allweisen GOttes machet gemeiniglich unser Leiden durch die Kürze desselben, oder durch Linderung erträglich. Dieser schrieb ichs zu, daß ich nach meinem Schiffbruche, unter die Hände dieser gutthätigen Christen gefallen bin. Durch ihre uneigennüzige Güte kam ich nach Puglienza, wo ich sowohl von ihnen, als andern mitleidigen Menschen, etliche Wochen auf das sorgfältigste verpfleget wurde. Auf diese Weise wurden meine Kräfte so glüklich wieder her-

hergeſtellet, daß ich Gründe genug bekam, dem Himmel und meinen chriſtlichen Freunden, erkänntlich zu ſein. Wie ich geſund war, fieng ich damit an meine Pflicht gegen ihre Wohlthaten auszuüben, daß ich ihnen Dank ſagte und Bedenken trug, ihre Güte länger zu genieſſen. Ich nahm deswegen von ihnen den zärtlichſten Abſchied, um mich nach Maiorca zu begeben, wo ich hofte nach Engeland zu kommen. Beinahe hätte ich des Geldes von dem groemüthigen Herrn Grafen von Bernardino vergeſſen. Es betrug ſolches mit dem meinigen 620. Gulden, die mir Muth genug machten, eine Zeitlang beſtehen zu können. Dennoch aber, weil es keine allzuwichtige Summe war, hielt ich für rathſam daſſelbe geheim zu halten. In dieſer Abſicht nahm ich auch den Zehrpfennig, den mir meine liebreiche Puglienzer, zur Abreiſe ſchenkten, an, wiewohl ich mir einige Einwürfe deswegen machte. Ich verlies dieſe Menſchen-Freunde mit dankbarer Wehmuth, und kam, durch GOttes Hülfe und einige Wegweiſer, glüklich nach Maiorca.

Hier traf ich zween von denen an, die ſich aus dem Schifbruche mit mir gerettet hatten. Sie waren Franzoſen, und bewillkommten mich nach ihrer Art mit vielen Ehrens- und Freundſchaffts-Bezeugungen. Nachdem ich ihnen mein Schikſal erzehlet hatte, ſo meldeten ſie mir, daß ihre übrige zween Gefährden, davon der eine ein Spanier, der andere

dere aber ein Irrländer war, in Maiorca sich aufhielten. Diese, sagten sie, wären sehr unglüklich, indem sie so sehr erniedriget worden, daß sie ihre Nahrung bei mitleidigen Personen suchen müßten. Sie hätten zwar einen kleinen Vorrath am Gelde, allein sie müßten dasselbe auf den äussersten Nothfall sparen, und es schiene ihnen nur um die Schande des Bettlens zu thun zu seiq. Diese Nachricht rührte mich dergestalt, daß ich ihnen eine halbe Guine schenkte, die sie mit vieler Höflichkeit annahmen.

Wenn ich meine Absicht dabei untersuchte, so fand ich, daß weniger Eitelkeit, als gute Gesinnung dabei war. Ich freuete mich, daß ich meinem Nächsten dienen konnte, ohne zu gedenken, daß mir meine Liebe schaden würde. Es ist wahr, ich hatte keine Spuren auf diese Gedanken zu kommen, aber ich kannte die Gemüths-Art der Leute nicht, die aus meiner Hülfe mich für reich hatten ansehen, und mir eine Falle legen können. Zu meinem guten Glüke waren sie redlich gegen mich, und haben viele Höflichkeit bliken lassen.

Ich wartete bei 6. Wochen vergeblich auf eine Gelegenheit nach Engeland überzuschiffen. Deswegen entschlos ich mich mit einer spanischen Felougue, die nach Palamos in Catalonien segelfertig lag, dahin abzureisen, und von da aus meine Reise nach der Grafschafft Roußillon und nach Frankreich zu richten. Ich glaubte dadurch am leichtesten

nach Teutschland zu kommen. Meine Abreise gieng wohl von statten, und ich dachte nahe an Catalonien zu sein, als ich abermals den Verdruß hatte, widrigen Wind auszustehen. Doch im Anfange der Reise hatte ich so guten Wind, als wie ich von Toulon abreisete. Wir hatten aber bei diesem bösen Wetter keine Lebens-Gefahr zu besorgen, wiewohl wir nicht verhindern konnten, daß wir nicht an die Küsten von Africa verschlagen wurden.

Bei Erblikung des africanischen Ufers entstund ein allgemeines Wehklagen unter dem Volke. Die so gefährliche Nähe der Barbarei, unser elender Zustand, und die wenige 30. Mann, die wir ausmachten, verkündigten uns eine erbärmliche Sclaverei. Wir hatten nicht einmal für die Helfte dieser Leute Gewehr genug, damit wir hätten als tapfere Leute kämpfend sterben können. Indem kam eine algierische Chiabeque auf uns zugesegelt, und dadurch wurde die wenige Hoffnung für unsere Freiheit gänzlich zunichte gemacht. Wir liesen uns von diesen Barbaren nicht zweimal auffordern, sondern wir fanden für gut, uns auf das Erstemal zu ergeben. Das, was wir befürchtet hatten, eine unerträgliche Dienstbarkeit, die wurde uns bei unserer Ankunfft auf dem Raubschiffe zu Theil. Der Anführer davon lies uns gleich nach dem Eintritte unsere Kleider und Waren abnehmen. Wir schrien darüber, und thaten Vorstellungen, ohne das Herze dieses Wüterichs

zu

zu erweichen. Er befahl uns, Fessel anzulegen, und stekte uns in die verächtlichste Lumpen, die wir statt der Kleider gebrauchen mußten. So sehr wir uns disfalls widersezten, so half es uns doch zu nichts, als zu einigen derben Stok-Schlägen. Dieser Zustand machte uns ganz kleinmüthig.

Leider war ich nur allzusinnreich, mein zukünftiges Elend aus dem gegenwärtigen einzusehen. Mein Herze empfand darüber so heftige Empfindungen, daß ich ganz kleinmüthig wurde. Wie sehr wünschte ich nicht mit meinem grosmüthigen Grafen gestorben zu sein! Nun, dachte ich, wird sich dein elendes Schiksal erst recht entwikeln. Es waren nichts, als kleine Schmeicheleien, die dir das Glüke erwiesen hat, damit du desto mehr erniedriget würdest. Alle die Unglüks-Fälle, Gefahr des Lebens, Armuth, Verachtung, Sorge der Nahrung, die bisher dein Leben begleitet haben, sind geringe gegen die Lasten der Sclaverei, die dich in dem africaner Lande Elendsvoll töden wird. Siehest du nicht, daß dir nur deswegen das Leben erhalten worden, daß du dein unglükseliges Schiksal vollendest, welches ungleich härter als der Tod selber ist? Ich vergas also mein Geschike auf der guten Seite anzusehen; ich vergas also auch mein Elend zu versüsen. Es fiel mir nicht bei, was ich bei dem Grafen genossen, was mir die redlichen Lioner gethan, und wie viele gute Freunde und vornemlich die gütige

Frau le Gardier, mir so sonderbare Wohlthaten erwiesen. Statt daß ich daraus hätte auf die Güte meines Geschikes schliesen können, sah ich es für eine kleine Treulosigkeit an, und glaubte, daß es mich erhoben, um mich zu stürzen, und erhalten, um mir das Leben unerträglich zu machen. Diese Gedenkungs-Art, so ungerecht sie auch war, konnte nichts als mein cholerisches Temperament, und die allzugrose Härte meines Zustandes entschuldigen. GOtt, wie schwer ist es nicht die Fehler der Natur zu erkennen und zu bessern! Wie grose Sünden begehen wir nicht, wenn wir an der Göttlichen Vorsorge zweifeln! Man wird sagen, daß auch die geistreichsten Männer sich selten darauf zu verlassen schienen, sondern vielmehr die Laster ihrer Mitbrüder, wenn sie den Schein des Nuzens haben, mit Uebertrettung des Zutrauens, so man GOtt schuldig ist, nachmachten. Dis sind Beispiele, sage ich, die nichts anders zu verstehen geben, als daß es unter denen Christen viele Heuchler giebet, die denen Tugendhaften Mistrauen und Ekel erweken. Elende Wollüstler sind es, die noch mehr Verachtung als andere verdienen, weil sie nach dem Geize und nach der Liebloſigkeit handeln. Aber, ich gestehe es, ich hatte dieses verdammte Laster in meinem thränenvollen Zustande mehr als andere an mir. Doch habe ich mich so viel als billig ist entschuldiget. Wenn ich nur ein gemeines Glüke gehabt hätte, wenn

ich

ich mein Leben in dem Schweiſſe meines Angeſichtes, wie die Schrift redet, nur hätte erhalten können, ſo würde ich gewiß nicht gemurret haben. Da ich aber nach ſo vielen Trübſalen in der neuen Veränderung der Freiheit mit der Dienſtbarkeit, in dem erbarmungs-würdigſten Zuſtande, da es mir an hinlänglichen Lebens-Mitteln fehlte, da ich ſah, daß mein zeitliches Glüke entweder völlig umgeſtürzet, oder wenigſtens ſehr zweifelhaft wäre, da ich, ſage ich, eine völlige Vernichtung meiner Perſon und Glükes ſah, konnte ich viel anders denken? Wenn man froſtig in einem alten Lumpen, der kaum die Blöſe des Leibes entdeket, hinter einen gefährlichen Aufſeher, der eine beſtändige Arbeit, dazu man keine Kräfte und Neigung hat, mit grauſamen Prügeln unterſtüzet, ſtehet, wenn uns auch dieſe Sache noch unbekannt iſt, ſo entſezet ſich die Natur, und wenn ſie ſich entdeket, ſo iſt nichts als Verzweiffelung zu ſpüren. Man ſeze hinzu, daß derjenige, den ein ſolcher Schade triſt, noch nicht die Schwäche des Temperamentes beſieget habe, und eine gewiſſe gleiche gegenwärtige Stärke des Geiſtes, die den Tugendhaften bildet, nicht beſize, ſo wird man mich entſchuldigen. Rechtfertigen will ich mich nicht, ich kan es auch nicht. Ich war froh, daß ich bald meinen Fehler bekannte und bereuete.

Als wir in Algier angelanget waren, wurden wir als eine gute Beute erkannt, und

auf den Sclaven-Markt, zum Verkauffe, gebracht. Man beobachtete dabei dieſe Ordnung: Die Stärkſten und Größten von uns giengen vorne, die Kleinſten und Schwächſten ſchloſſen den Zug. Ich war von dieſen leztern einer. Meine Unglüks-Fälle und Mühſeligkeiten ſowohl als der Kummer und die ſchlechte Speiſe, hatten mich ſehr mager und elend gemacht. Eben deswegen war ich nicht nach dem Geſchmake der Käuffer, die die beſten Knechte wegkauften. Obgleich dieſes am erſten Markt-Tage geſchah, ſo war doch Abdalla, unſer Patron, übel damit zufrieden, daß wir nicht ebenfalls Liebhaber gefunden. Dieſer Unmenſch ward ſo böſe darüber, daß er uns an der Zahl 13. die keine Käuffer gefunden hatten, derb abprügeln lies. Am folgenden Tage that dieſer Barbar einen neuen Verſuch, uns anzubringen, er war aber nicht ſo glüklich daß er mehr als fünfe, unter deren Anzahl ich auch war, verkauffte. Ich wurde einem Kaufmanne zu Theil, der weit barmherziger, als der grauſame Abdalla war. Dieſer gieng vorzüglich beſſer, als iener mit mir um. Er befragte mich nach meinem Vatterlande, Herkommen und Kunſt, ingleichen, ob ich mich mit Gelde löſen könnte? Die zwei erſten Puncte beantwortete ich zu ſeinem Vergnügen, die leztern aber mußte ich zu ſeiner Verwirrung verneinen. Mein ganzes Vermögen, ſagte ich, hat mir Abdalla entzogen, und ich habe niemals eine Profeßion erler-

erlernet. Doch dieſes hies einem Tauben geprediget, er fuhr mich tobend an, die Wahrheit zu geſtehen, und befahl, daß man mir zu dieſem Ende etwas Wein, oder eine gute Tracht Schläge geben ſolte.

Hier ſank mein Muth. Ich warf mich zu ſeinen Füſſen. „Nein, ſagte ich, wakerer „Muſelmann! ich wolte eher des Todes ſein, „als dich hintergehen. Ich bitte dich, laß „dich die Hize deines Zornes nicht bewegen, „einen Unſchuldigen Uebel zu thun! Es ſei „dann, antwortete er, ſtehe auf, und begib dich „in den Hof, Holz zu ſpalten.„ Weil ich dis zu ſeinem Vergnügen that, ſo mußte ich dieſe Arbeit eine Zeit von einem Viertel Jahre verrichten. In denen Abend-Stunden führte ich ſeine zwei Kinder, einen Jungen von 11. und ein Mädchen von 9. Jahren, in einem kleinen Wagen auf der Gaſſe und in ſeinem Hofe herum. Da mir dieſe Kinder ſehr zugethan waren, ſo ward mir auch Gianum, ſo hies mein Herr, immer geneigter.

Es hatte derſelbe einen Sclaven mit Namen Paolo, einen Italiener, der das Garten- und Blumen-Werk beſorgte. Dieſer Menſch hatte mit mir einerlei Wohnung, welche beſſer war, als die gewöhnliche Sclaven-Herbergen ſind. Deswegen ſuchte ich mit ihm vertraglich und wohl zu leben, welches mir auch glükte. Er war gleichermaſſen mein guter Freund, und dennoch ſchien es mir rathſam zu ſein, etwas vorſichtig mit ihm umzu-

gehen. Es ist dieses zwar eine Regel, die bei einem Freunde eine kleine Ausnahme leidet, allein, ich hielte ihn für keinen grosen Helden in der freundschafftlichen Tugend, und hatte diese Regel so weit ausgedehnet, daß ich überhaupt allen Völkern noch mehr Böses, als denen Teutschen zutraue, wiewohl diese durch die betrübte Nachahmung derselben, ohnstreitig Lasterhafter geworden sind, als sie ihrer guten Landes-Art nach sind. Vornemlich glaubte ich, gegen einen Italiener Vorsicht nöthig zu haben, denn so grose und gute Gemüther meine Geschichte, von ihnen vorstellet, so böse und niederträchtige hatte ich kennen lernen. Ja, ich vereinige um so mehr meinen Ausspruch mit erfahrnern Schriftstellern, welche die Meinung anführen und beibringen, daß unter denen Welschen die Anzahl der Bösen, nach dem Verhältnisse der Länder, ungleich gröser, als irgendwo, sei.

Wie begierig ist nicht der Mensch sein bisgen Einsicht zu zeigen? Ich will aber gleich in meiner Erzehlung fortfahren, weil ich sonst etwas allzusehr zu beobachten schiene, daß ich für einen Fehler an mir selbst halte.

Gianum war mir von Herzen gut, und unterredete sich mit mir von allerhand Dingen. Wie ich ihm von der Laute sagte, und daß ich solche spielen könnte, so war er ganz ausser sich für Freude. „Ja, Ja, sprach er, „daß habe ich gleich gedacht, daß du geschikt „bist. Du hattest mir es eher sagen sollen, „du-

„ damit wäreſt du von dem Holz-machen frei
„ geblieben, und hätteſt nichts thun dürfen,
„ als mit meinen Kindern umgehen. Aber
„ warum, ſezte er hinzu, ſageſt du, daß du keine
„ Kunſt verſteheſt? „ Ich entſchuldigte mich damit, daß ich ſie nur zur Luſt, nicht aber mein Brod zu verdienen, gelernet hätte. Auf dieſe Art wurde ſein Einwurf gehoben.

Hierauf hatte mein Herr kaum eine Laute angeſchaffet, als er meine Geſchiklichkeit prüfte, und mich erſuchte ſeine Kinder darauf zu unterweiſen. Ich hatte das Glüke, daß dieſelbe ſehr lehrbegierig und geſchikt von Natur waren, mithin war es nicht allzuſchwer ihnen das Inſtrument zu lernen, und die Gunſt des Gianum noch feſter an mich zu ziehen.

Wir waren einſt im Garten meines Herrn, wo eine Geſellſchafft von Türken dem Spiele meiner Lehrlinge zuhörten. Ob es gleich ſehr mittelmäßig war, ſo waren doch dieſe Leute mit einander einig, daß ſie der Capelle des groſen Moguls den Rang würden ſtreitig machen. Dieſe Lobſprüche rührten Gianum ſo ſtark, daß er alſobald mit mir von der Geſellſchafft weggieng, und mir dieſen Vortrag that: „ Chriſte, ſprach er, ich entſchlieſſe
„ ſe mich, den Augenblik dir deine Freiheit zu
„ geben und dein Glüke vollkommen zu machen,
„ aber du mußt den groſen Propheten vereh-
„ ren, und deinen Glauben verlaſſen! Sage,
„ wozu wirſt du dich beſtimmen? Ich ſagte herzhaft darauf: „ Ich bin dir verbunden,

„ rechtschaffener Muselmann, daß du mich frei
„ machest. Dein allzuedles Geschenke einer
„ vollkommenen Glükseligkeit, daß du mir mit
„ dem Bedingnisse, die Lehre des berühmten
„ Mahomeds anzunehmen machest, will ich
„ dir gerne erlassen. Ich kan den Prophe-
„ ten ehren, ohne meine Religion zu lassen, und
„ ich kan dein groses Gemüthe aus dem Ge-
„ schenke der Freiheit dankbar erkennen, ohne
„ daß ich deine Grosmuth, auf eine noch grö-
„ sere Art, bewundern will. Du bist sehr
„ scharfsenkend, versezte Gianum, seine Ver-
„ wirrung zu bemänteln, doch solltest du dein
„ Glüke weiser lieben, wiewohl ich es geschehen
„ lasse, daß du hierinnen frei bist. „ Nach-
dem er dis gesaget hatte, so neigte ich mich,
nach türkischen Gebrauche zur Erde, worauf
er zu seiner Gesellschafft gieng, und mich hin-
terließ, meine Gedanken über seinen Antrag
zu haben.

So schäzbar die Freiheit und so unedel
und schröklich der bloße Name eines Sclaven
ist, so hatte ich mir doch nach und nach an-
gewöhnet, die Freiheit zu vergessen, und das
Elende meines Standes nicht durchzudenken.
Ich will nicht sagen, daß man hiezu eine gute
Natur und Uebung nöthig habe, sondern ich
sage nur, daß es möglich und ungemein vor-
theilhaft sei, wenn man das Böse seines Zu-
standes vergisset, wenn die Erinnerung deßel-
ben keine andere Würkung thun kan, als daß
sie uns betrübet. Gianum alleine war ver-

mögend

mögend dadurch mein Verlangen zur Freiheit wieder zu erregen, weil er mir durch seine Rede einen kleinen Vorschmak davon hatte empfinden lassen. Damit wurde ich unruhig, weil die Begierden nichts als Unruhe erweken, die, so lange ich kein Verlangen hatte, meine Ruhe nicht verändern konnten. Daher saget Seneca, daß man nur alsdenn reich sei, wenn man keine Begierde hat, reicher zu werden. Der Punct von der mahomedanischen Religion war von geringer Wichtigkeit, weil er mich nicht ruhrte, und weil ich wußte, daß Gianum viel zu gutherzig war, als daß er mich deshalb hätte verfolgen sollen. Ich entschlos mich demnach mich in den Stand der Unempfindlichkeit wieder zu sezen, und alles von der entscheidenden Vorsorge des Himmels zu erwarten, der ich mich in meinem Gebete empfahl.

Kurz nach dieser Begebenheit wurde das Töchtergen meines guten Herren mit einem hizigen Fieber befallen. Dieser Zufall eines so lieben Kindes, als dieses, welches den Namen Tscheika führte, sezte mich in Kummer. Gianum war untröstlich, dennoch mußte er mit Bestürzung sehen, daß sein Sohn, Hasan, in eben diese Krankheit fiel. Ich liebte diese Kranke, und blieb oft 3. bis 4. Nächte, ohne Schlaf, bei ihrem Bette. Dadurch schwächte ich meine Kräfte dergestalt, daß mir dieses sowohl, als das Entsezen, eben diese Krankheit zuzog. Nun gedachte ich, da alle Schulen

durch-

durch gekrochen, wird dein Ziel anrüken; weswegen ich mich mit aller Standhaftigkeit waffnete, meine Seele in andächtiger Gelassenheit meinem Schöpfer zu übergeben. Gianum beweinte mich schon als einen, dessen Ende gewiß nahe ist, aber hatte er gedenken sollen, daß es GOtt gefallen würde, ihm seine Kinder zu nehmen, und meine Zeit zu verlängern? Diese liebenswürdige Kleine starben eben, da meine Krankheit anfieng abzunehmen. Kräfte und Gesundheit waren bei mir bald wieder hergestellet. Darauf verlies ich mein Lager.

Gianum nahm den Tod seiner Kinder so sehr zu Herzen, daß er ganz unsinnig ward. Er verlohr sie in einem Alter, da er schon Ursache hatte vieles von ihnen zu hoffen. Er war schon alt, und konnte von seinen 3. Weibern kein Kind mehr hoffen. Mithin kan man leichte von seinem Schmerze urtheilen. Weil ich die Verstorbene mit aufrichtiger Zärtlichkeit liebte, so war ich untröstlich über ihren Tod. Mein Herz wolte diese Empfindlichkeit haben, und wenn ich an den Schaden gedachte, den ich dadurch haben könnte, so wurde mein Schmerze auch aus einem andern Grunde vergröfert. Konnte ich nicht glauben, daß Gianum mein Schiksal härter machen, und mich weniger lieben würde? Ich überlies mich dergestalt meiner Betrübtniß, daß derselbe gar sehr gerührt wurde, und sich entschlos, mir aus Mitleid die Freiheit zu schenken.

Unter

Unter diesen Umständen half ich in dem Garten den Blumen-Flor besorgen, doch daß ich mich meiner Gemächlichkeit dabei bediente. In dieser Arbeit wurde ich oft von Gianum gestöret, der mich immer um die Ursache meines Weinens befragte. „Warum soll ich „nicht weinen, war meine Rede, da mich „GOtt durch das Sterben Hasans und „Tscheika meiner größten Freude beraubet, „und mich gleichsam in eine Einöde verwiesen „hat. So rühret dich noch immer der Tod meiner liebsten Kinder, sprach Gianum, mit Thränen? „Freilich, war meine Antwort, „ich wolte wünschen, daß sie wieder lebendig „würden, ich wolte auch mit dem Verluste „meiner Freiheit in ihrer Gesellschafft zufrie„den sein!

Gianum begab sich nach diesem in einen Gang, wo er einigemale herum spazierte, und dann abermals zu mir kam und mit mir redete. Weil er mich immer betrübt antraf, so fragte er mich wiederum, ob ich denn seine Kinder so sehr geliebet hätte, daß mir ihr Tod so nahe gieng? Ich versicherte ihn dieses so nachdrüklich, daß er sich deswegen erfreuete, und mir gleich darauf meine Freiheit ankündigte. Er gab zur Ursache an, daß er mich wegen meines Schmerzes für seine Kinder, für sehr redlich gehalten, und deswegen eine Belohnung beschlossen habe. Anfänglich kam es mir gar nicht glaublich vor, daß ich frei sein, und meine gute Freunde vielleicht wie-

wieder ſehen ſolte. Allein Gianum ward böſe über meinen Zweiffel, und nahm vielmehr meine Dankſagung für ſeine Gnade ſehr wohl auf. Man wird mir leicht glauben, daß ich ſehr rührend geſprochen habe, weil mein Gemüthe voll Empfindungen der Freude und des Dankes geweſen iſt.

Hierauf folgte ich meinem Erlöſer in ſeine Wohnung, wo er mir meine Eiſen, dieſe traurige Kennzeichen der Sclaverei, abnehmen lies. Er verband ſeine Grosmuth mit einer andern, da er mir 6. Löwen-Thaler ſchenkte, wofür ich mir ein Kleid anſchafte. Sodann lies ich mich bei dem engliſchen und franzöſiſchen Conſul ſehen, und bat dieſe Herren, mich in ihren Schuz zu nehmen. Sie bewilligten mir dieſes mit vieler Güte, und erlaubten mir, auſſer einigen Geſchenken, bei ihnen wechſelsweiſe zu wohnen und zu ſpeiſen. Inzwiſchen unterlies ich doch nicht meinen lieben Gianum wöchentlich einigemale zu beſuchen, und dabei zuweilen in ſeinem Garten zu arbeiten. Dadurch wurde er nicht wenig gerühret, und lies mich ſeine Güte durch viele Gefälligkeiten empfinden. Er wolte mich bei ſich behalten, und wann ich die türkiſche Glaubens-Lehre ergreiffen wolte, zu einen der reichſten Leute in Algier machen. Weil er kein Kind hatte, ſo wäre ich geworden, und hätte ſeine Reichthümer erhalten, wenn ich den Mahomed hätte anhängen wollen.

Niemals that mir Gianum dieſe Vorſchlä-

ſchläge, als wenn er von meiner Abreiſe redete, denn er hätte mich gar zu gerne in Algier behalten. Ich lehnte aber alle ſeine Vorſtellungen, mit der Liebe gegen mein Vatterland und meine Religion, ab. Mithin gab es ofte Gelegenheit, daß wir von Glaubens-Sachen redeten. Wir erhielten dabei weiter nichts als das gewöhnliche, daß ieder deſto härter auf ſeiner Meinung blieb. Leute von Einſicht und welche der Wahrheit getreu ſind, mögen die Gründe davon unterſuchen.

Ich mußte noch über ein halbes Jahr lang in Algier zubringen, weil ich keine Gelegenheit bekam, nach Europa zu reiſen. Indeſſen wurde in dem Hafen ein franzöſiſches Schiff aufgebracht, welches von Smirna nach Meßina in Italien zu ſegeln im Begriffe war. Es war dieſes Kauffarthei-Schiff von denen algieriſchen Corſaren, wider den Innhalt des Friedens, den der allerchriſtlichſte König mit der Republik gemachet hatte, weggenommen worden. Deswegen brachte der franzöſiſche Conſul ſeine Beſchwerden vor dem Dei an, und drang auf deſſen Herausgabe. So wenig die Algierer ſonſt in dergleichen Sachen Gewiſſenhaft ſind, ſo befand doch der Divan für gut, daß das Schiff erlediget, und der Räuber beſtrafet würde. Der Conſul ſagte mir dieſes, und verurſachte, daß ich durch ſein Anſehen mit wenigem Gelde auf dieſem Schiffe aufgenommen wurde, als es zurük ſegeln wolte. Er war überdis ſo groß-

müthig, für mich zu bezahlen, und mich seinen Landes-Leuten auf das Beste zu empfehlen. Konnte ich nun ohne die empfindlichsten Regungen der Erkänntlichkeit von ihm abreisen? Ich bekann e ihm diese bei meinem Abschiede sowohl als dem englischen Consul und Glanum, der mir noch einige Thränen schenkte.

GOtt verlieh mir eine vollkommene Gesundheit als ich Algier verlies, und ich konnte mithin diesen Ort, der so viele unglükselige Menschen in sich fasset, mit Freuden verlassen. Unsere Fahrt war eine der glüklichsten. Wir hatten in einer so langen Dauer guten Wind, daß wir ohne die geringste Gefahr, oder Abgang an Lebens-Mitteln, zu Meßina anländeten. Meine Barschafft erstrekte sich auf 80. bis 90. Gulden nach unserer Münze, dem ohngeachtet scheuete ich mich nicht, die Gestalt gewisser armer Reisenden anzunehmen, und bei bemitteiten Kaufleuten eine Beisteuer zu suchen. Ich war hierinnen glüklich, und brachte in 4. Wochen durch deren Gute bei 3[illegible]. Zechinen zusamm, ohne mein angeführtes Geld zu rechnen. Sowohl meine Armuth, als meine wunderbahre Begebenheiten, zogen mir so viel Freunde zu, die mich öfters bewirtheten, und mein unruhiges Schik al erzehlen hörten. Also bekam ich auch mehr Muth, und suchte mich besser und anständiger zu kleiden. Mein Wirth aber, der ein redlicher Mann war, und viel versuchet hatte, brachte mich durch seine Vorstellung von diesem Vorhaben ab. Er hielte

hielte davor, daß es am besten vor mich wäre, wenn ich mein Geld zu Rathe hielte, „denn, „ sagte er, sie sind in fremden Orten, wo man „ sie für einen Betrüger hält, wenn sie gut ge„ kleidet und doch bedürftig sind; hingegen wird „ man ehe genelgt, ihnen Gutes zu thun, wenn „ sie schlecht und rein gekleidet sind, und da„ bei können sie ihr Geldgen erhalten. Be„ lieben sie, sezte er hinzu, ihre Umstände und „ eigene Erfahrung zu erwägen, so werden sie „ meine Erinnerung nicht mißbilligen können.

Ich widersprach nur zum Scheine, und wurde durch die erwähnten Gründe bewogen, meine Kleidung nicht zu verbessern, und mein Geld zu erhalten.

In Meßina mochte ich nicht länger bleiben, weil ich besorgte meinen guten Freunden auf die lezte verdrüßlich zu werden, und begab mich derohalben nach einen zärtlichen Abschied nach Genua. Weil ich aber in Erfahrung hatte, daß Florialte nicht weit von dieser Stadt entfernet liege, so nahm ich mir vor, darauf zuzugehen, um entweder von dem Grafen Nachricht einzuziehen, oder sein Schikfal bekannt zu machen. Unter Weges aber fiel ich abermals unter die Banditen, die mir mein Reise-Geld alsobald abnöthigten. Weil ich zu Fusse war, und meine elende Kleidung eben nicht einen Reichen anzeigte, so liesen sie mich ohne eine grose Untersuchung anzustellen, meine Wege gehen, und gaben mir auf mein inständiges Bitten einige Quadrins wiederum

zurüke. Dadurch erhielt ich mein übriges Geld, welches ich im Golde von Stüke zu Stüke sorgfältig in meine Bein-Kleider eingenähet hatte. Sobald mich diese Böswichter verlassen, sezte ich meine Reise fort.

Ohngefehr eine halbe Tag-Reise von Florialte sties ich auf andere Räuber, die mich ebenermassen meines Geldes erleichtern wolten. Ich sah sie herzhaft auf mich los gehen, so fürchterlich sie auch aussahen. Sie thaten gleich einen Versuch auf meine Barschafft, erstaunten aber nicht wenig, als sie nur wenige Pfenninge und ein hartes Stükchen Welsch-Korn-Brod bei mir fanden. Ich entdekte ihnen die Ursache meiner Armuth, worüber sie nicht wenig lachten, und mich fortgehen liesen. In Wahrheit, die Lasterhaften haben ihre größte Freude an Schelm-Stüken! Ich dankte GOtt, daß ich ohne Verlezung meines Leibes und Lebens dieser zweiten Gefahr entgangen, und gieng desto eilfertiger auf Florialte zu.

So bald ich diesen anmuthigen Ort von ferne sah, so wurde mein Gemüthe mit verschiedenen traurigen Vorstellungen von dem Schikſale meines grosmüthigen Grafens eingenommen. In diesen Gedanken kam ich nach Florialte, wo ich neben dem Schlosse, in einer Schenke einkehrte. Bei meinem Hineingehen sah ich aufmerksam nach dem Schlosse, und als mir dasselbe ganz oede und unbewohnt vorkam, so fiengen meine Thränen an

zu

zu rinnen. Ich ſtillte dieſelbe, damit ich die Neugierde der Leute nicht an mich zöge, und erkundigte mich bei meinem Wirthe nach dem Beſizer des Ortes, welcher mir die betrübteſte Nachricht ſagte. Er ſagte mir nemlich, daß der Herr Graf von Bernardino, als Beſizer von Fiorialte, ſeit einigen Jahren auf Reiſen in fremden Landen geweſen, daß er leztens in Frankreich ſich aufgehalten, daß man aber weder von ihm, noch von ſeinem Gefolge einige Nachricht hätte. Man vermuthe daher, daß ſie müßten ein auserordentliches Schikſal gehabt haben. „Der Graf, ſezte er hinzu, „iſt ein allerliebſter Herr, wir beweinen alle „ſeinen Tod, und wolten nur wünſchen, daß „wir etwas von ſeinen Begebenheiten er„fuhren.

Dieſe Nachricht ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich meine Thränen nicht zurük halten konnte, welche zu verbergen ich mich aus der Stube in den Hof begab. Dem ohngeachtet wurden ſie von dem Wirthe bemerket, der mich dieſerhalben zur Rede ſezte. Ich nahm meine Ausflucht damit, daß ich ſagte, daß mich das Unglüke des Herrn Grafen und ſeiner getreuen Unterthanen rührte.

Darauf begab ich mich zu dem Amtmann des Ortes, und erzehlte ihm alles, was mir von denen Umſtänden des Herren Grafen, von ſeiner Abſeglung von Toulon, und von deſſen Schiffbruche bekannt war. Dieſer Mann mas mir um ſo ehe Glauben bei, als

ich ihm zeigte, daß ich Secretair deſſelben geweſen, und einige Begebenheiten deſſelben zu Siena und andern Orten, ingleichen meine eigene Zufälle und das Unglüke bei Chamberi erzehlte. Damit ich dieſes noch mehr bekräftigte, ſchrieb ich einige Zeilen, daß er durch Gegeneinanderhaltung derſelben mit denen Briefen die ich im Namen des Grafen an ihn geſchrieben hatte, von meinem Vorgeben überzeuget würde. Dieſe traurige Nachricht verurſachte ſo wohl bei dem Gutsmanne, als auch bei denen Unterthanen eine allgemeine Betrübniß. Sie erwieſen mir insgeſammt ſo viele Güte, daß ich Urſach habe, ihnen verbindlich zu ſein. Ich wurde zehen Tage in Florialte herrlich bewirthet, worauf ich meinen Weg weiter fortſezte.

Die Begierde, berühmte Orte zu ſehen, welche mich auf meinen Reiſen, eingenommen hatte, bewog mich nach Venedig zuzugehen. Dieſes Vorhaben wurde noch mehr durch die Geſellſchafft eines italieniſchen Kauffmannes, unterſtüzet, mit dem ich bis nach Breſcia reiſete. Ich traf dieſen Mann einige Meilen Weges von Florialte, zu Iglamira, einem anſehnlichen Dorfe, an, wo ich wegen groſer Schmerzen im Kopfe etliche Tage ausruhete. Es war derſelbe einer der gütigſten Menſchen, welcher mir ſehr wohl begegnete, und niemals zuließ, daß ich eine Ausgabe that, ſondern allezeit vor mich bezahlte. Unter ſeiner liebreichen Begleitung kam ich glüklich nach Venedig,

dig, wo ich mich nach einem zärtlichen Abſchiede von ihm trennte.

Die Venetianer waren damals ſehr übel über die Corſaren zu ſprechen, welche ſie auf dem adriatiſchen Meere feindſelig beunruhigten. Sie warben, dieſe Räuber zu demüthigen, ſehr ſtark, und verſprachen denen, ſo ſich unterhalten lieſen, einen guten Sold. Es trug ſich zu, daß ich, wie ich mich wegen des kühlen Wetters auf dem Lande ergözen wolte, in einen Werbplaz gerieth. Die Soldaten machten ſich daſelbſt mit ihren Neugeworbenen bei einer Muſik luſtig. Ich hatte meine Freude daran, ihnen zuzuſehen, und trank dabei ſo ſtark, daß meine Vernunfft anfieng ſchiffbrüchig zu werden. Indeſſen unterredete ſich der Werb-Officier lange mit mir, und kam endlich auch auf den Punct vom Soldaten-Stande. Ich verſtund ſeine Abſicht, und antwortete ſo vorſichtig als es mein Zuſtand damals erlaubte. Nach einigen gewöhnlichen Umſchweiffen fragte er mich, ob ich nicht Soldat werden möchte? Ich befand für gut, nein, zu ſagen, weil ich auf einen vortheilhaften Antrag begierig war. Er that mir ſolchen, indem er mir alſobald eine Corporals-Stelle zuſagte, und mich einer unausbleiblichen Beförderung in dem Dienſte der Republic verſicherte. Mein kleines Räuſchgen und meine natürliche Neigung zur Veränderung, machten, daß ich dieſen Antrag freudig ergrif, und gleich darauf unter denen Neugeworbe-

nen zu schwärmen anfieng. Ich war einen Tag und den gröſten Theil der Nacht darinnen begriffen. Den folgenden Tag, da mich mein Rausch verlassen hatte, wolte ich mir einige Einwürffe wider meine Wahl machen. Deswegen gedachte ich solche mit dem Vorwande meiner Betrunkenheit mit Gelde, oder durch die Flucht umzustoſen, nach einigen Ueberlegen aber hielte ich für besser dem einmal ergriffenen Schikſale nachzugehen.

Nicht lange hernach wurde eine Anzahl von 1500. Neugeworbener, welches gewiß eine auserlesene Mannschafft war, nach Venedig auf den Sammel-Plaz, gebracht. Ich bemühete mich dabei einer guten Ordnung und Kriegs-Zucht, wovon ich bald eine glükliche Würkung empfand. Dann ich wurde gleich darauf als würklicher Corporal mit dem gewöhnlichen Solde, vorgestellet.

Wir hielten so lange in Venedig stille, daß man auf die Gedanken kam, daß unſere ganze Unternehmung würde krebsgängig werden. Allein es gieng hier wie bei allen Urtheilen die ein grundloſes Gerüchte ausſtreuet, das ist, wir betrogen uns. Es wurde auf einmal 5. segelfertigen Schiffen Befehl gegeben, daß ſie in die See stechen solten. Ich kam auf ein Krieges-Schiff von 60. Canonen. Auf der See befanden wir für gut uns zu zertheilen, damit die Barboren ſicher gemacht würden uns anzugreifen. Wir wurden vornemlich hiezu bewogen, weil wir vernommen hatten,

ten, daß 3. tunitanische Schiffe zu kreuzen ausgelaufen wären. Ob wir gleich nicht mehr beisammen hatten als zwei Kriegs-Schiffe, da sich die übrigen allzuweit entfernten und von uns getrennet wurden, so entschlossen wir uns doch die Raub-Schiffe aufzusuchen. Wir brauchten nicht viel Mühe sie zu entdeken. Alsobald wurde Befehl zum Angriff gegeben. Ob wir nun gleich mit vollen Segeln auf sie los giengen, so würden sie uns doch durch die Flucht entgangen sein, wann ihnen nicht das dritte von unsern Schiffen, wider unser Vermuthen, die Flucht abgeschnitten hätte. Es kamen auch kurz darauf unsere zwei übrige Schiffe zum Vorschein. Derohalben gieng eines der hizigsten Gefechte an, weil die Tunitaner löwenmüthig fochten. Dem ohngeachtet wurden wir ihrer, nach einem Verlust von 70. Mann, darunter brave Officiers waren, mächtig. Ich bekam eine starke Schuß-Wunde am linken Bein, und einen Hieb über den Arm, welche mir aber die Beförderung zur Feld-Webels-Stelle verursachten. Nach einigen kleinen Vortheilen, die wir nach und nach über die Corsaren erhielten, wurde zwischen beyden Republiken, unter gewissen Bedingnissen, ein Friede eingegangen. Mithin gieng unser Zug zu Ende.

Nach dem Vertrage den ich mit dem venetianischen Werb-Officier gemacht, und vorher anzuführen vergessen habe, hatte ich nur noch ein Jahr Kriegsdienste zu thun, oder wi-

drigenfals als Officier zu ſtehen. Zwei Jahre hatte ich ſchon abgedienet, und im dritten wurde ich unter einer Bataillon vom Regiment Dolce nach Murero einem ſehr artigen Städtgen abgeſchikt. An dieſem Orte wohnte ein Doctor der Rechte und berühmter Advocat, mit Namen Carlo Franceſco Bonarelli, der ungemein reich war, und in dem Rufe eines rechtſchaffenen Mannes ſtund. Eine Sache, die man nicht ſo wohl beiſammen antrift! Weil ich bei meinem Zuſtand ſehr viel Muſe hatte, ſo entſchlos ich mich die Freundſchafft dieſes Mannes zu ſuchen. Meine Abſicht war, demſelben mit Schreiben an die Hand zu gehen, und von ſeiner Einſicht ſo viel zu nuzen, daß das zerfallene Gebäude meiner Rechts-Gelehrſamkeit wieder aufgerichtet würde. Ich gieng deswegen zu ihm, mein Anſuchen bekannt zu machen. Herr Bonarelli fluzte über einen unbekannten Soldaten, der ihn ohngebetten beſuchte; noch mehr wurde er verwirrt, als ich die Urſache meines Beſuches angab. Vermuthlich ſah er mich für einen Beutelſchneider an, der ihn, unter der Larve eines Juriſten, hintergehen wollte. Ich konnte mir dieſen Fall vorſtellen, und nahm mir die Freiheit ſolche muthmaßliche Einwürfe abzulehnen. Er bat mich, mich niederzulaſſen. Ich thats. Dennoch ſchien er mir immer verwirrt zu ſein, inſonderheit da ich ihm meine Umſtände und Begebenheiten erzehlte. Er gab ſich die Mühe, meine Einſicht in die Rechte zu prüfen. Ich konnte

ihm lateinisch antworten, und es fehlte nicht viel mehr, daß er mich für einen seltsamen Juristen hielt. Zulezt versprach er mir allen Beistand, meine löcherichte Wissenschafft herzustellen.

Nachdem er meine Umstände so weit einsah, daß er mich für redlich hielt, so schikte er mir Schriften zu, die ich theils lesen, theils abschreiben solte. Dazu war mir nöthig, daß ich waker sizen mußte; ich fand aber leider! daß es mir fast unerträglich war, lange zu sizen. Meine besondere Umstände haben mich davon abgewöhnet. Denn ich erinnerte mich wohl, daß mir in Jena nichts angenehmer gewesen, als wenn ich in einer warmen Stube bei einer Schale The oder Cose und Pfeife Tobak studirte und sas. Nun war mir das Sizen höchst verdrüßlich. Ich konnte mich lange so wenig darzu anschiken, daß ich aus diesem Grunde den Herrn Bonarelli fast gar nicht besuchte.

Er war so gütig gegen mich, und lies mir dieses auf die höflichste Art vorwerfen. Diese Güte gefiel mir so wohl, daß ich mich selbst bestrafte, und um meine Nachläßigkeit zu beschönigen, die Hinderniß meiner Dienste vorschüzte. Der Herr Bonarelli lies sichs gefallen, und verdoppelte seine Zuneigung gegen mich. Dadurch that ich mir Gewalt an zu sizen, damit ich seine Huld erhalten und verdienen möchte. Die Gewohnheit kam mir nach vielem Fleisse so zu Hülfe, daß ich gerne arbeitete, und dadurch viele Lobsprüche von meinem Freunde erhielt.

Wie ich ihn einst besuchte, so hatte ich das Vergnügen seine eine Tochter zu sehen, die eine ungemeine Schönheit besas. Weil ich aber begierig ward eine so vortrefliche Person näher kennen zu lernen, so gab ich mir alle Mühe, sie zu sprechen. Das Glüke unterstüzte meine Wünsche so sehr, daß sie mir abermal zu Gesichte kam. Weil sie mir nicht ausweichen konnte, so fand ich diesen Umstand für so vortheilhaft, daß ich sie anredete, und ihr einige Höflichkeiten sagte. Ich wurde nicht wenig von ihr gerühret, und würde lange mit ihr geredet haben, wann sie nicht das Gespräche abgebrochen, und mich verlassen hätte.

Ich habe wenig Personen gesehen, die so reizend gewesen wären. Bei einem jugendlichen schlanken Wuchse besas sie eine recht holdselige Bildung. Eine fein gewölbte Stirne, zärtliche helle Augen, ein kleiner Mund, und eine wohlgeformte Nase, waren die vorzüglichsten Stüke ihrer Schönheit. Ueberdis hatte sie denjenigen Reiz der Mine, welcher uns bei dem ersten Anblike bindet, und einen Grund der süsesten Vereinigung der Gemüther enthält. Mein Herze empfand seine Stärke, und wurde durch die zärtlichsten Triebe gerühret. Wenn ich gedachte, so gedachte ich nur an diese schöne Person. Ich empfand das stille Vergnügen einer tugendhaften Liebe, welches, weil es tugendhaft ist, selbst die Stärke der Leidenschaft unter einen ruhigen Gehorsam bringet. Mithin gedachte ich auch

auf

auf Gegen-Liebe, und lies mein grösztes Augenmerk den Besiz der Tochter meines schäzbaren Freundes sein. Damit ich die Denkungs-Art und den Zustand des Herzens dieses lieben Kindes erführe, bemühte ich mich, ihre Magd hierinnen auszuforschen. Da es mir nicht an Gelegenheit fehlte, solche zu sprechen, so befragte ich sie ganz gleichgültig, wer das Herze der liebenswürdigen Ascanie, so nennte man dieses Kind, besäse? „Niemand, „sagte sie kaltsinnig, vielleicht, sezte sie schalkhaft hinzu, werden sie der Erste sein, der „einen Versuch darauf thut, und glüklich ist. Ich wurde so getroffen, daß mir die Röthe ins Gesicht trat, welches dieses schlaue Mädchen zu einem bosdaften Gelächter bewog. Es verdros mich, daß ich mich selbst verrathen hatte, deswegen suchte ich eine gewisse gleichgültige Verstellung anzunehmen, die mich aber sehr schlecht kleidete. Die Liebe hatte meine ganze Politik beschämet, und mich dem Scherze eines aufgeräumten Mädchens blos gegeben. Sie erniedrigte mich so sehr, daß ich ihr meine schlechte Gabe zur Verstellung eingestehen mußte. „Liebet verschwiegen, sprach sie zu „mir, Ascanie wird nicht unerkänntlich sein. Diese Versicherung war mir so angenehm, daß ich ihr goldene Berg versprach, ja ich hatte ihr in dem Augenblike alles gethan, wenn sie nur was von mir verlanget hätte. Sie hinterlies mich in dem lebhaftesten Vergnügen.

Da ich alleine war, stellte ich mir die Reizungen der schönen Ascanie, und die Nachricht ihres Mädchens so stark vor, daß ich daran nicht satt wurde. Doch schien es mir bedenklich zu sein, daß ich mich dem Mädchen entdeket hatte, weil ich von ihrer Treue nicht überzeuget war. So gegründet auch dieser Einwurf hätte sein können, so wenig traf er hier ein. Wie ich einst lange mit dem Herrn Bonarelli wegen der schwühlen Sommers-Hize in einem Gewölbe arbeitete, und von da zurüke nach meiner Wohnung gieng, trieb mich eine sehr natürliche Handlung, daß ich mich in einen offenen Hof begab. Hierinnen fand ich, vermittelst des Rizes einer grosen Geländer-Wand, einen überaus schönen und wohlriechenden Garten. Die vielen Pomeranzen- und Citronen-Bäume, die darinnen standen, erregten in mir eine Begierde, da hinein zu gehen. Mein Vorhaben war keiner Schwierigkeit unterworfen, weil die Thüre nur halb zugemachet war. Deswegen eröfnete ich dieselbe ganz leise, erstaunte aber, als ich ein Frauenzimmer sah, welche einige Früchte an den Bäumen abzubrechen bemühet war. Kaum entdekte mich dasselbe, als es, vermuthlich aus Schamhafftigkeit, wegen seiner flüchtigen Kleidung, vor mir floh, und sich in ein kleines Buschwerk verbarg. Ich glaubte Ascanien zu sehen, und ich hatte Recht. Ohne Zweiffel wolte sie sich nur ein wenig erholen, und ihre Kleidung in Ordnung bringen, denn

ich

ich bemerkte, daß ſie deswegen beſchäftigt war.

Nachdem ich gewiß wußte, daß dieſe Schöne meine ſo ſehr geliebte Aſcanie war, ſo nahete ich mich ganz ehrerbietig zu ihr, indem ich mit Vergnügen ſah, daß ſie nicht mehr floh. „Fliehen ſie mich nicht, ſchönſtes Frauenzimmer! redete ich ſie an, ich weiß, ob ich ſchon „Soldate bin, einer Perſon von ihrer Art „Ehrerbietung zu erweiſen. Es iſt keine Verwegenheit die mich hieher bringt, es bewog „mich zwar die Neugierde, hereinzugehen. „Allein erlauben ſie, daß ich es vor was gröſers anſehe, nachdem es mir das Vergnügen „gibt, ſie meiner Hochachtung zu verſichern. Die Schöne blieb mir ganz beſchämt die Antwort ſchuldig. Inzwiſchen erzehlte ich ihr meine Bemühungen, ſie zu ſehen und alleine zu ſprechen, und gab es für ein ſonderbar gütiges Schikſal aus, daß ich ſie von ohngefehr gefunden hätte. Sie fieng ſodann an, mir ſehr vernünftig zu antworten, ich lies ihr aber ſo wenig Zeit, daß ich gleich ein rührendes Bekänntniß von meiner Liebe ablegte. Wenn das Herze empfindet, ſo kan man leichte den andern überreden. Aſcanie war daher nicht ſo grauſam, meiner Liebes-Erklärung allen Eindruk zu verſagen. Sie geſtand mir, daß ſie nicht unempfindlich wäre, aber meine ungedultige Zärtlichkeit wolte wiſſen, daß ſie mich liebte. Deswegen wurde ich von ihr beſtrafet und mußte verſprechen, beſcheidner zu werden, wiewohl

ich

ich so redlich war und sie versicherte, daß ich es nicht würde erfüllen können. Inzwischen ersuchte sie mich, daß ich mich durch eine andere Thüre, die auf die Strasse gieng, nach Hause begeben möchte, denn sie besorgte, daß unsere Unterredung sonst hätte entdeket werden können. Ich gehorchte sehr ungerne, und empfahl mich ihrer Gewogenheit, nachdem ich ihr mit einigem Widerstande, die Hand geküsset hatte.

Wenn wir unsere Einbildungs-Kraft sehr angreifen, so werden wir lange Mühe haben die vielen Bilder von uns zu entfernen. Dieses wird allemale mit vielen Schwierigkeiten begleitet, wenn unsere Vorstellungen eine heftige Leidenschafft zum Grunde haben. Wie manche schlaflose Nacht macht nicht eine Schöne, die uns sonst genug martert, oder ein Verdruß, der uns schon vorher gequälet hat! Mithin nimmt die Einbildung durch die Stärke der Leidenschaft, die sie erreget, zu. Ich erfuhr dis aus der Erfahrung, weil mich die Vorstellung der schönen Ascanie und der Unterredung mit ihr so sehr beschäftigte, daß ich alle Hoffnung zu schlafen verlohren gab. Inzwischen überfiel mich der betrügerische Morpheus, und stellte meinen Sinnen im Schlafe, alle süse Bilder, die meine Einbildungs-Kraft wieder rege gemacht hatte, vor. Meine Vorstellungen im Traume waren so lebhaft, daß ich zu verschiedenen malen den Namen der angenehmen Ascanie ausrief, welches meinem Schlaf-Gesel-

len

len befremdete und neugierig machte, mich auszuforschen. Daher spielte er folgenden Tages auf meinen Traum an, indem er sagte, daß ich eine Liebste hätte, die sich Ascanie nennte. Mein Glüke wars, daß ich dieses ganz gleichgültig anhörte, und daß er mir die Ursache seiner Muthmassung eröfnete. Dieses sezte mich in den Stand solche abzulehnen, welches mir um so leichter glükte, weil er nicht Lust hatte, mich stärker zu prüfen. Ich erfreuete mich darüber, weil ich gern meine Liebe geheim haben wolte.

So sehr ich mich bestrebte, Ascanien ofte zu sprechen, so wenig wolte mir solches glüken. Ich sah sie zwar zuweilen in dem Hause ihres Herrn Vatters, aber ich konnte dabei weiter nichts thun, als verpflichtete Höflichkeits-Bezeugungen machen, die sie mit vieler vorzüglichen Güte erwiederte. Ein gewisser vortheilhafter Umstand gab Gelegenheit daß mich Clare, ihre getreue Magd, anredete. „Ich „ wünsche ihnen Glük, sagte sie, daß sie mei„ ne Jungfer so sehr vor sie eingenommen ha„ ben! Wie ist sie ihnen so günstig! Sie ist „ wahrhaftig ihnen recht zugethan, und lässet „ sich gerne von ihrer Person unterhalten. Ich versezte, daß ich so viel Ehrerbietung für ihre Jungfer hätte, daß ich mich nicht unterstünde ihr meine Liebe anzubieten und ..... Eben da ich fortfahren, und Clare sich zur Beantwortung fertig machen wolte, wurde sie von dem Herrn Bonarelli abgerufen; dadurch be-

kam

kam ich Freiheit, meine Gedanken zusamm zu fassen. Diese freie Ansprache der dienstfertigen Magd schien mir ein angestellter Handel zu sein, den Ascanie deswegen erdacht, damit meine Verschwiegenheit auf die Probe gestellet würde. Obgleich diese Muthmassung nicht ohne Einschrenkung war, so entschlos ich mich doch sie anzunehmen, und gegen das Mädchen behutsam zu sein. Als sie mich hierauf bei einer andern Gelegenheit wieder auf diesen Punct brachte, so wußte ich sie so abzufertigen, daß sie mir nicht böse ward, und doch aufhörte mich aufzuziehen.

Bei Liebes-Verständnissen muß man sich keine Person zuwider machen, welche in einiger Verbindung mit dem geliebten Gegenstande stehet. Ein Bedienter, ein Kammer-Mädchen, sind in diesem Puncte Personen, für welche man aufmerksam sein muß. Durch eine kleine Ehrens-Bezeugung, durch ein Geschenke, kan man sie balde gewinnen, ja, sie sehen es für eine Beleidigung an, wenn man es nicht thut. Da sie gemeiniglich bei der geliebten Person viel vermögen, so ist ihr Haß und ihre Zuneigung von gleicher Erheblichkeit.

Eine kleine Widerwärtigkeit in der Liebe thut nichts, als daß solche angenehmer wird. Der Herr Bonarelli begab sich mit seiner Familie zu einem seiner Freunde auf das Land, um die Annehmlichkeiten desselben auf einige Zeit zu genießen. Wenn ich dieses hätte verhindern können, so ware ich des Vergnügens

nicht

nicht beraubet worden, meine Geliebte öfter zu sehen. Derowegen war mir diese Reise nicht ganz gleichgültig, wiewohl ich, zu meiner Beruhigung, erfuhr, daß sie nur den Endzwek hatte, der Einladung eines Freundes ein Genüge zu leisten. Denn da Verliebte überhaupt argwöhnisch sind, so war es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich ein verliebtes Geheimniß dabei befürchtete.

Unterdessen kam Herr Bonarelli mit seiner werthesten Familie wieder zurüke. Es ist nicht schwer zu glauben, daß ich mich gleich erkundigel, ob meine Geliebte wieder mit gekommen. Das erstemal, als ich meinem Freunde, wegen seiner Zurükkunft, glükwünschete, hatte ich das Vergnügen, Ascanien ganz alleine zu sprechen. War nicht so mein Misvergnügen, durch einen guten Wechsel des Glükes aufgehoben? Versüsete dieses nicht meine Liebe? Ich wußte dieses Ascanien recht zärtlich und so überzeugend zu sagen, daß sie mich liebreich anlächelte. Meine Klagen rührten sie, indem ich ihr den Verdruß vorstellte, ohne entscheidende Hoffnung zu lieben. Sie gab mir ihren Beifall durch ein sanftes Händedrüken zu erkennen, und verlies mich, indem sie mir erlaubte Abends zwischen 10. und 11. Uhr (nach teutschen Zeiger) in ihrem Garten zu erscheinen. Sie sagte mir kürzlich, wie ich es anstellen solte, und ich ermangelte nicht, mich an bemeldetem Orte zu rechter Zeit sehen zu lassen.

Unter den Italienern iſt es allemal rathſam, daß man ſich, wenn man Abends ausgehet, mit Gewehre verſiehet. Dieſe Vorſicht zu beobachten, ſtekte ich zwei ſcharf geladene Piſtolen zu mir, und ſchlich mich ganz ſachte zu der Garten des Herrn Bonarelli. Es war eine ſehr heitre Nacht, und der Mondenſchein machte, daß ich eine Weile mit Vergnügen in dem Garten herum gieng, und Aſcanien erwartete. Die ſchöne Zeit, die Hoffnung meine Schöne zu umarmen, machten mir tauſend reizende Vorſtellungen. Sie lies mich aber ſo lange nach ihrer Gegenwart ſeufzen, daß meine Freude bald wankte. Ich dachte eben bei einer Grotte an die Urſache ihres Auſſenbleibens, als ſie leiſe die Büſche durchrauſchte und auf mich zugieng. Wie ein Menſch, durch die Gegenwart eines Gutes, das er für verlohren geſchäzet, gerühret wird, ſo eine freudige Empfindung fühlte mein Herze, da Aſcanie verſtohlens auf mich zugieng. Ich konnte mich nicht zwingen, meine auserordentliche Rührung zu verbergen, ſondern ich war kühn genug, ſie zu umarmen. Aſcanie küßte mich, nach einem zärtlichen Widerſtande, und entſchuldigte ihre Verzögerung ſo artig, daß ich daraus ihre Zuneigung gegen mich einſah. Unſere ganze Unterredung hatte die Verſicherung einer beſtändigen Liebe zum Grunde. Ich hatte dabei das Glüke, daß ich das Herze dieſes anmuthigen Kindes eroberte. Welche Freude von einer geliebten Schönen zu hören, daß

daß man geliebet werde! Was iſt ſüſer, als wenn man ſagen kan, daß man die Gröſe eines ſolchen Glükes empfände? Aber iſt nicht die Empfindung davon ſelbſt das Angenehmſte? Ob ich gleich weiter nichts als dieſes ſagen konnte, und mithin immer das Geſagte wiederholte, ſo fand ich dabei doch nicht das Froſtige einer leren Wiederholung. Aſcaniens Beſiz erhob mich über alles Gleichgültige und Kalte. Sie verſicherte mich ihrer Liebe vielmalen, ohne daß ich es genug hören konnte. Jede Verſicherung verdiente einen Kuß, den ſie zärtlich wiedergab, und mit Wucher zurüke erhielt. Nur, ſagte ſie, ſolte ich meine Neigung gegen ihren Vatter verbergen. Denn ob mir gleich derſelbe wohl geneigt wäre; ſo hätte er ihr doch ausdrüklich verbotten, mit mir umzugehen. Sie beſorge daher, wenn er unſer Verſtändniß erführe, ſo würde er leicht Mittel finden ſolches aufzuheben. Ich verſprach dieſes genau zu beobachten, und verlies ſie nach einem liebreichen Abſchieds-Kuße. Die Trennung kam mir nicht mehr ſo hart an, weil ſie mir ſagte, daß wir nun öfter könnten beiſammen ſein. Das Zeichen war die geöfnete Garten-Thüre; wenn dieſe verſchloſſen war, ſo hies es ſo viel, daß ich nicht Gehör finden könnte. Zeit und Stunde wurden nicht geändert.

Je uneigennüziger Aſcaniens Liebe gegen mich war, deſto koſtbarer war ſie mir auch. Sie, als eine junge, ſchöne, reiche und geehrte

Person, ergab sich an einen Feldwebel, der nichts als ein gutes Herze besas. Sie konnte also mit Recht das gröste Glüke erwarten, denn man ist nicht im Stande Beispiele anzuführen, daß Personen von ihrer Art, nicht gesuchet worden sind. Sie wußte dieses, und da sie die Denkungs-Art ihres Vaters kannte, so besorgte sie sehr, denen Anfällen einer ungleichen Verbindung ausgesezet zu sein. Verbindungen, wo der Eigennuz seinen Antheil nimmt, schienen ihr gefährlich und unanständig zu sein. Eine Gleichheit der Personen und der Gemüther, welche allein fähig ist das Band der Liebe süse und unzertrennlich zu machen, schienen ihr allein ein zureichender Grund zu einer glüklichen Verbindung zu sein. Wie viele waschhafte Philosophen und scheinheilige Betrüger beschämt sie hierinn nicht! Durch diese allein kan man von einer Verbindung sagen, daß sie im Himmel gemacht worden. Denn es ist lästerlich und unweise, wenn man von so viel hundert unvernünftig geschlossenen Ehen, die Verordnung des allerweisesten GOttes misbrauchet. War ich nicht beneidenswirdig, daß ein so vollkommenes Frauenzimmer Liebe zu mir trug, und in ihrer Wahl glüklich zu sein glaubte?

Da mir die Liebe so günstig war, so unterlies ich niemals, die Garten-Thüre, der ich gedacht habe, zu besuchen. Ich war so glüklich, sie öfters offen, als verschlossen, anzutreffen. Jedesmal fand ich mehr Rühren-

des

des und Grosmüthiges an Ascanien. Weil unsere Liebe die Tugend zum Grunde hatte, so theilte sie uns alle ihre unschuldige Reize so vollkommen mit, daß wir uns nichts vorzuwerfen hatten, und mithin keine Reue empfanden. Denn es ist nichts gewisser, als daß keine Zärtlichkeit bei dem Laster bestehe.

Wie zartlich seufzte sie, ach Tityr liebst du mich!
Und schluge ganz beschämt die Augen unter sich!

Sie versicherte mich allezeit ihrer Liebe, indem sie sich zugleich sehr rührend über die Ungleichheit unsers Glükes und der Hindernisse, die daraus sich in unserer Verbindung äusserten, beklagte. Weil sie ihren Vatter aufrichtig liebete, so war sie immer zweifelhaft, wie sie, ohne ihre Pflichten gegen ihn zu verabsäumen, die Meinige werden möchte. Diese Sache kostete sie viele Thränen, und ich war kaum im Stande sie aufzurichten. Mein Gewissen stellte mir ihre Einwürfe viel zu gegründet vor, als daß ich nicht hätte beweget werden sollen. Je mehr ich sie billigte, ie gründlicher ward meine Neigung zu Ascanien. Ich hätte mein Leben vor eine so Tugendhafte aufgeopfert. Inzwischen ward durch meine Hochachtung meine Leidenschafft nicht unterdrukt; sie wurde nur gesezlicher und schöner. Wir gedachten und empfanden beide auf einerlei Art. Nicht sowohl unsere Liebe als die Tugend riethe unsere Vereinigung; aber der Herr Bonarelli machte unsern Entschluß stets wankend. Ascanie wollte verzweifeln, wenn

ſie daran gedachte, ihren braven Vatter zu beleidigen, ihre Liebe zu mir aber beſiegte zulezt alles andere. „Laſſen ſie uns fliehen, mein „Herze! ſagte ſie zu mir, mich umarmend, „ihre Liebe leget mir eine Pflicht auf, ihnen „bis an das Ende der Welt zu folgen. In „ihrer Begleitung, die mir ihre Liebe verſüſet, „wird kein Elend ſein, welches ich nicht mit „Luſt ertrüge. Wenn ich ſie beſize, ſo iſt meinen Wünſchen nichts mehr übrig.„ Mein Herze wurde dadurch ſo ſehr gerühret, daß ich mich mit Freuden-Thränen zu ihren Füſſen warf, und meine Erkänntlichkeit für ihre gute Geſinnung ablegte. „Ihr Beſiz, ſchäzbare „Aſcante, ſprach ich, iſt ein Gut, welches „mich zu den glükſeligſten Menſchen machet!

Der Vertrag, den ich bei meiner Aufnahme in Kriegsdienſte geſchloſſen hatte, gieng nun zu Ende, denn ich hatte nur noch einige Wochen zu dienen. Ich ſagte dieſes Aſcanien, und erſuchte ſie, zu befehlen, wie ich meine Umſtände einrichten ſolte. Ihre Meinung gieng dahin, daß ich in dem Dienſte der Republik bleiben ſolte, denn es wäre noch möglich, daß ihr Vatter mit der Zeit ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung gäbe, ob ſie gleich noch keine Hoffnung hiezu ſähe. Dieſes würde unſerer Liebe keinen Abbruch thun, weil unſere Herzen vollkommen vereiniget wären, und wenn man uns trennen wolte, ſo würde es uns niemals an Mitteln fehlen, zu dem vorgeſchlagenem Mittel zu greifen. Es hätte daſ-

ſelb-

selbe so was Hartes und Auserordentliches an sich, daß wir nur in der äusserſten Noth unsere Zuflucht dazu nehmen müßten. Ich nahm diese Gedanken um so lieber an, weil sie vernünftig und tugendhaft waren. Ascanie liebte mich; sie wolte aber die Ehrerbietung gegen ihren Vatter nicht verlezen, sie war mit der Gewißheit, mein Herze zu beſizen, zufrieden, und dennoch war sie nicht nach dem Beſize meiner Person allzubegierig, welches in der That eine Probe einer reinen Absicht ist. Dem ohngeachtet stellte ich ihr vor, daß ich keine Hoffnung zur Beförderung in dem Dienste der Republik hätte, und gestand ihr frei, daß ich entschlossen wäre, abzudanken. Ich überlies es zwar ihrem Ausspruche, ob ich meine Dienste behalten, oder lassen solte, ich bat sie aber mir das Leztere zu bewilligen. Nach vielem Bedenken, welches ich durch meine Vorstellungen beſiegte, verſprach sie mir, unter einigen Thränen, die die meinige rege machten, meinen Vorschlag anzunehmen. Wir redeten hierauf unsere Flucht ab, und es giengen dabei verſchiedene zärtliche Verſicherungen unserer Treue vor.

Meine Liebe überwand alle Schwierigkeiten, die meinen Entschluß hätten wankend machen können. Ascanie aber hatte ungleich mehr dabei zu verliehren, und dennoch zog sie mich allen ihren Anſprüchen vor. Die Neigung gegen mich verleitete sie, und mithin wär ich unvernünftig geweſen, wenn ich nicht alles

andere, in Betrachtung derſelben, hintangeſezet hätte. Denn wenn man zu einem Dinge ſich verbunden zu ſein glaubet, ſo kan man unmöglich das Gegengeſezte eine Verbindlichkeit nennen. Sie ſuchte unterdeſſen alle ihre Koſtbarkeiten zuſammen, und brachte einen Vorrath von 1000. Thalern zurechte. Mein Vermögen belief ſich ohngefehr auf 400. Thaler, denn mein Capital lies ich in denen Handen meiner redlichen Schweizer, die mir die Zinſen richtig bezahlten. Ohne dieſe würde ich ſehr mittelmäſig, wo nicht gar elend, gelebet haben. Hierauf war das Erſte, daß ich meine Entlaſſung ſuchte, die mir ſehr vortheilhaft, unter dem Titel eines Lieutenants, ausgefertiget wurde.

So bald ich Aſcanien hievon Nachricht gab, wünſchte ſie mir, mit vieler Freude, Glük, und erzehlte mir den Fortgang der Anſtalten, die ſie zu unſerer Abreiſe machte. Sie hatte auſſer dem angeführten Schmuk noch eine beträchtliche Summe Geldes ſich zugeeignet und zur Reiſe aufgehoben. Indeſſen, da nun alles zu Stande gebracht war, beredeten wir uns nochmals wegen der Abreiſe, und wurde für gut befunden, daß ich Abends zuvor abgehen, und ſie am folgenden Morgen an einem beſtimmten Orte, wohin ſie ſich, unter dem Vorwand in die Meſſe zu gehen, begeben wolte, erwartete. Hierauf gab ſie mir ihre Koſtbarkeiten und Geld in Verwahrung, indem ſie mich erſuch-

te

te, GOtt um seinen Beistand zu unserm Vorhaben zu bitten. Ich entfernte mich nach vielen Thränen und Liebkosungen von ihr.

Meine Erkänntlichkeit gegen meinen zukünfftigen Schwieger-Vatter erforderte, daß ich Abschied von ihm nahm. Meine Standes-Erhöhung und Entlassung waren ihm schon bekannt, aber über meine geschwinde Abreise war er gar nicht wohl zu sprechen. Er sagte, daß ich ihn dadurch ausser Stand sezte, mich noch einmal zu bewirthen, und daß es ihn dißfalls noch schwerer fiele, mich zu verlassen. Ich dachte, daß er mich nicht allzuhöflich bewirthen würde, wenn er wüßte, daß ich sein Schwieger-Sohn werden wolte. Er war ganz ausserordentlich gefällig, und nöthigte mich sehr stark zum Weine, der ihn bald etwas trunken machte. Hierdurch wurde mein guter Herr Bonarelli so beredt und freundlich, daß er mir tausend Küße und freundschafftliche Versicherungen gab. Er erzehlte mir allerhand kleine Advocaten-Streiche, die er gespielet hatte, und führte mich bei meinem Abschiede noch in das Zimmer meiner Geliebten, indem er sagte, daß er ihr mich noch einmal wolte sehen lassen. Zu meinem Glüke war meine Trunkenheit nicht allzugros, und seine so beschaffen, daß er nicht Anlaß bekam, unsere Bestürzung einzusehen. Ascanie erschrak über meinen Besuch so sehr, daß ich selbst erschrak, wiewohl ihr ihr trunkener Vatter bald Licht gab. Er schalt sie nemlich eine Närrin, daß

sie die Gegenwart einer Manns-Person und zwar seines guten Freundes so erschröket hätte. „Geschwinde gib diesen Herren einen Kuß, „sagte er, indem er sie zu mir führte, denn, „setzte er hinzu, auf diese Weise wirst du deine Blödigkeit verküßen, und dereinst lernen, „wie man mit dem andern Geschlechte lebet. So sehr sie sich auch sträuben wolte, so gehorchte sie doch als sie seinen Zustand erkannte, und kußte mich mit mehrerer Zärtlichkeit, als der Alte vermuthet hatte. Ich nahm darauf Abschied.

Noch denselbigen Abend gieng ich mit meinem Bedienten, den ich erst angenommen hatte, nach Caglia, wohin ich bald kam, weil ich Post hatte, und dieser Land-Siz nur eine italiemische Meile von Murano ablag. Von da aus schikte ich nach Beli nach der Post, die mich des andern Tages um Glok 5. Uhr von Caglia weg und in das bei Murano liegende Dorf Piccoli bringen solte. Dieselbe holte mich um bestimmte Zeit ab, und brachte mich an besagten Ort. Wie ich dahin kam, so stieg ich sogleich ab, und gieng immer gegen Murano zu. Ohnweit dieses Ortes wartete ich bei 3. Stunden auf Ascanien, ohne daß meine schmachtende Sehnsucht wäre befriediget worden. Mein Herze war darüber sehr beklemmet, indem ich bis an die Stadt-Thore von Murano kam, und dennoch meine Ascanie nicht zu Gesichte bekam. Meine allzulange Verweilung zog mir den Unwillen des Postknechts

knechts zu, ich fand aber Mittel dessen Zorn mit einem guten Trank-Gelde zu besänftigen. Unterdessen da ich nichts sah oder hörte, daß meine wankende Hofnung hätte aufrichten können, wechselten die traurigsten Vorstellungen in meinen Gedanken ab. Meine Ungedult, und mein Unwille sezten mich ganz ausser mir. Doch ich mußte erst erfahren, daß ich unglüklicher sei als ich zu sein glaubte. Es begegnete mir ein Burger aus Murano, der an dem Bonarellischen Hause wohnte, und Geschäfften wegen nach Piccoli gieng. Diesen fragte ich, wo er hin gienge, und was neues in der Stadt vorgegangen wäre? „Nichts, „sagte er, als daß man allererst die Tochter „des Herrn Bonarelli, da sie aus der Stadt „gehen wollen, an der Wache angehalten hat. „Sie heisset Ascanie, fügte er hindei, und ist ein „vollkommenes Frauenzimmer.„ Ich erschrak dermassen über diese Erzehlung, daß er es würde an meinem Leibe gemerket haben, wenn mich nicht ein zugezogener Reise-Huth und die Kälte, die mein Zittern natürlich machte, verborgen hätten. Weil mir aber die Richtigkeit seiner Erzehlung zweifelhaft zu sein schiene, so gab ich ihm dieses zu verstehen. Er versicherte mich aber, daß er sich nicht irren könnte, weil er, als der näheste Nachbar des Herrn Bonarelli, dessen Tochter wohl kennte, und solche eben wie er aus der Stadt gieng, vor seinen Augen wäre aufgefangen worden.

Nun glaubte ich, daß ich weiter nichts zu

thun

thun, hätte, als denen Untersuchungen der Gerechtigkeit zu entgehen. Derowegen eilete ich voller Furcht und Mißtrauen zu meiner Post-Kutsche, die ich gleich erreichte, und dem Kutscher mit möglichster Geschwindigkeit zu fahren befahl. Dieser, der meine Freigebigkeit schon kannte, ließ sichs nicht zweimal sagen, sondern ließ seine Pferde stark laufen. Darauf kam ich glüklich nach Benzabalda, und sodann nach Trento. Von da aus ward ich in kurzer Zeit auf der teutschen Grenze. Noch auf meiner Reise hatte ich das Vorhaben, dem Herrn Bonacelli die Sachen und Gelder seiner unglüklichen Tochter zu überschiken; Ich änderte aber gar bald diesen Vorsaz. Weil ich glaubte, daß meine schönste Ascanie vermuthlich würde ins Closter gesperret werden, und bei diesem heiligen Stande das Vergängliche nicht geachtet wird, weil ich auch wußte, daß es Herr Bonacelli ohne Schaden würde entbehren, und ich nicht ohne Schaden vermissen könnte, so entschlos ich mich, nichts zurüke zu senden. Hiezu kam, daß ich gerne ein Angedenken von Ascanien haben wolte.

Meine Absicht war, nach Holland zu gehen, und unter denen teutschen Regimentern der Herren General-Staten, eine Stelle zu suchen. Ehe ich dieses aber ausführe, war mir das Glüke so gunstig, daß es mich hieher in ihre Vatter-Stadt brachte. Das Andenken ihrer alten Freundschafft bewog mich, hier nach ihnen zu fragen. Ich habe das Vergnü-

gnügen gehabt, sie zu entdecken, und in erwünschten Zustande anzutreffen. Wie vergnügt mich nicht dieses! In Wahrheit, es hätte mir nach so vielen Verdrüßlichkeiten nichts angenehmers wiederfahren können!

Ich dankte meinem Freunde für seine gute Gesinnung gegen mich, und bewunderte sammt meiner Schwester, welche bei mir wohnte und meine Wirthschafft führte, diese Reihe von so sonderbaren Begebenheiten, die ihm begegnet waren. Herr Ma.. war dem ohngeachtet munter und gesund Meine Schwester wurde vornemlich durch seine Liebe zu der vortreflichen Ascanie gerühret, worüber wir uns lange besprachen. Wenigstens hatten wir Ursache über die Gründe einer wahren und unreinen Liebe zu reden, und über die Unbeständigkeit beider Geschlechte lange zu scherzen. Herr Ma.. und meine Schwester verfielen in einen sehr angenehmen Streit.

Mein guter Freund war durch das Geld, welches er in der Schweiz stehen hatte, und durch dasjenige, was er von Ascanien und durch Sparsamkeit bekommen, in sehr guten Umständen. Nur war er wegen des Geldes so ihm Ascanie anvertrauete, im Zweifel, was er damit anfangen solte. Er liebte diese Schöne, und lies, nach Art der Verliebten, nicht alle Hoffnung, sie zu besitzen, fahren. Ich gedenke, daß es jeden schwer fallen würde eine so vollkommene Liebste zu verlieren, und konnte daher die Stärke seiner Neigung zu ihr nicht tadeln.

tadeln. Man wird nicht leicht ein Frauenzimmer finden, die so uneigennüzig liebet, als Ascanie. Die allerelendesten Leidenschafften der Menschen, Stolz, Geiz, Wollust, Leichtsinnigkeit, sind niemals bei ihnen geschäftiger und würksamer, als wenn sie heirathen wollen. Keine von diesen beherrschte die Seele der schönen Ascanie. Sie fand an meinem Freunde nichts, als ein gutes Herze und eine wohlgewachsene und gesunde Person. Stand. Reichthum, Anverwandtschafft, Dinge die die meisten Ehen stiften, besas er nicht. Weil nun deswegen ihre Liebe schäzbarer wurde, so war bei ihm die überwiegende Stärke derselben sehr natürlich und unstrafbar.

Die Vernunft, die auf den Grund der Dinge gehet, ist alleine geschikt, eine Regel unsers Verhaltens in diesem Dinge fest zu sezen. Der Endzwek einer Ehe erfordert erstlich, daß die Personen Kräfte genug in sich haben, solchen zu Stande zu bringen. Man verstehet mich, man ist auch heut zu Tage nicht so ungeschikt mehr, daß man sich leichte hierinnen irren könnte; geschiehet aber ein Irrthum, so hat der Irrende entweder nicht genug Vorsicht gebraucht sich zu unterrichten; oder es war allerdinges unmöglich nicht zu irren. In dem erstern Falle ist er ohnstreitig strafbar; in dem andern aber unglüklich. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß, so leichte auch die Leute in diesem Puncte anstosen, so wenig Ursache dennoch vorhanden sei, über den Abgang

gang der Leute zu klagen; nein, wir wissen über diesen Mangel keine Klagen anzuführen. Allein so gegründet auch dieses ist, so viel gebrechliche, elende, unglükselige Leute haben wir, die nichts thun, als das in ihrem schmerzhaften Leben, Unglükselige von ihrer Art hervorbringen, und dieses zu ihrem Elende hinzusezen, daß das gemeine Wesen auch damit beschweret wird. Die Ursachen bedürfen keiner Untersuchung, wer die Welt kennet, wird solche selbst entdeken können.

Indessen bemerke ich daraus nur so viel, daß ein Vernünftiger hiebei sein Verhalten in Absicht auf sich und andere Pflichten, nach der Richtschnur der Tugend abmisset.

Wer also hierinn vernünftig verfähret, wählet sich eine Person, die fähig ist den groſen Zwek einer Ehe zu erfüllen. Denn es ist nicht wohl möglich, daß eine Ehe, ohne Gleichheit der Personen, glükselig sein kan. Es ist leichte einzusehen, worinn solche bestehet.

Wenn sich diese bei einer Liebe äussert, so braucht man nur noch einige andere Umstände, von denen ihr ganzes Glüke abhänget. Die Ehe ist eine Gesellschafft. Eine Gesellschafft kan nicht glükselig sein, wenn die Mitglieder nicht redlich gegen einander sind. Wer es redlich mit dem andern meinet, das ist, ein Bestreben hat des andern Glüke zu befördern und an demselben sein Vergnügen findet, der liebet den andern. Die Rechtsgelehrten sagen daher im uneigentlichen Verstande, daß Geselige

selige Brüder sind. Brüder sollen die besten Freunde sein. Wiebin erfordert man bei der Ehe Liebe und Freundschafft.

Die Liebe und Freundschafft ist unter denen Menschen so verschieden, daß sie unter ihrer allgemeinen Gesellschafft dennoch nicht alle einander lieben. Jeder Mensch hänget seinen eigenen Grundsäzen, die er sich von dem Werthe der Dinge macht, so sehr an, daß er diejenigen nicht gerne leiden mag, die allzusehr von denenselben abgehen. Dieses ist so allgemein, daß sich gar viel daraus herleiten lässet. Z. E. Ein Geiziger, wird einen andern, der es nicht ist, nicht wohl ausstehen, weil in ihrer Denkungs-Art ein gar groser Unterschied ist. Ein Wolfianer wird nicht wohl mit einem Crusianer auskommen. Dergleichen Beispiele kan man in Uebermase beibringen. Denn alle Gedanken, die die Menschen sich über so verschiedene Gegenstände machen, haben zulezt einen Einfluß in den Willen, nachdem sie thun oder lassen. Die gütige Natur hat unsere Einsicht so bestimmt, daß sie dennoch zu dem lezten Zwekke, zur Verbesserung unsers Zustandes, abzielen. Horaz sagte schon, daß der Muze die Mutter der Beredtsamkeit und Billigkeit sei. Man muß sich nur nicht irre machen lassen, daß wir nicht eines jeden Handlung für zureichend halten diesen Zwek zu erlangen; oder daß wir nicht glauben, daß er solchen getroffen habe, wenn er es gleich vermeinet. Denn weil der Verstand und Wille

der

der Menſchen ſich ſehr verſchieden beſtimmet, ſo iſt es nicht möglich daß ſie alle eine Sache für gut anſehen.

Wenn die Menſchen alle tugendhaft wären, oder ſich darnach beſtrebten, es zu ſein, ſo würde dieſe Meinung viele Abfälle leiden. Sie würden die allgemeine geſellige Menſchen-Liebe beſſer ausüben, und niemand haſſen, der anders, als ſie, geſinnet iſt. Diejenige, die dieſen hohen Grad der Tugend erreichet haben, können davon Zeugen ſein.

Insgemein begehen wir bei unſerer Liebe oder Haſſe, den Fehler, daß wir nur die Perſon lieben, oder haſſen. Beides iſt unweiſe, wiewohl es hart hergehet, bis wir hierinnen die allgemeine Irrthümer unſerer Brüder verlaſſen. Damon iſt lung, ziemlich wohl gewachſen, er ſpricht ein bisgen Franzöſiſch, er iſt frech. hochmüthig, geizig, waſchhaft, aber er hat 12000. Thaler im Vermögen. Nun fallen alle dieſe Fehler von ihm weg, und verwandeln ſich in lauter Vollkommenheiten. Sein Wuchs iſt unverbeſſerlich, die Natur hat ihn zu einen Edelmann gebildet. Vielleicht wünſcht auch ſeine bürgerliche Adelſucht nichts mehr als einer zu ſein! Wer ſchreibt und ſpricht herrlicher Franzöſiſch, als Damon? Wer iſt ungezwungener und franzoniſcher im Umgange, als er? Er ſieht auf Ehre, denn er ſchämet ſich mit denen umzugehen, die die Natur ſo ſehr über ihn erhoben, als gros ſie das Glüke unterſcheidet. Iſt er geizig? Er liebet

eine vernünftige Sparſamkeit, ob er gleich einen armen Arbeiter durch langes Handeln ermüdet, daß er einige Kreuzer von ſeinem Verdienſte fahren läſſet. Das machen die 12000. Thaler. Philemon iſt ein luſtiger lunger Menſch, der wohl ausſiehet, der iedermann liebet, von dem geleh te Leute ſagen, daß er viel wiſſe. Er dienet GOtt aufrichtig, wiewohl er in denen Pflichten der Religion nicht ſo ſtrenge iſt, als andere, die tauſendmal mehr Bosheit, als er, beſitzen. Er iſt gegen iedermann höflich ohne Abſichten, und maſſet ſich weniger an, als andere, die er weit überſiehet. Nur ſuchet er ſeine natürliche Rechte zu behaupten, und dieienige die ihm Unrecht thun, zu meiden. Weil er auf die Reinigkeit des Gewiſſens ſiehet, und der Göttlichen Vorſorge trauet, ſo ſtrebet er nicht allzuſehr nach ſeiner Beförderung, und iſt vergnügt zu wiſſen, daß er von der Vorſicht nicht werde verlaſſen werden. Bei dem allen hat er nicht mehr Vermögen, als daß er alle Augenblike das Ende deſſelben befürchten muß. Was ſagt man von dieſem Menſchen? Er iſt ein frecher ausgelaſſener Menſch, der nicht das geringſte Aeuſſerliche hat. Ein ruchloſer Naturaliſte, der die Heilsmittel verſchmähet. Ein Einfältiger, der das Böſe und Gute nicht unterſcheiden kan. Ein eigenſinniger Verwegener, der ſich gegen Leute von Anſehen empöret, und auf ſeine Bettelei trozet: der niemand als ſich achtet, und ſo niederträchtig iſt, und mit noch

geringern Leuten, als er iſt, umgehet. Ach, ſezen die Schein-Chriſten mit einer boshaften Traurigkeit hinzu, der Menſch dauert mich, er wird leider ſeinem Verderben nicht entgehen! Alles dieſes machet die Armuth. Geſezt, er bekommt 12000. Thaler, ſo wird den Leuten das Licht aufgehen. In Wahrheit, werden ſie ſprechen, ich habe es niemals geglaubt, daß Philemon ſo böſe ſei, er iſt ein allerliebſter Menſch!

Menſchen, die ſo urtheilen, können ohnmöglich frei wählen. Sie betrügen ſich gerne, weil ſie nicht glauben, daß ſie irren. Ihre Mitbrüder, die eben dieſem Irrthume anhängen, ſind in groſem Anſehen, und beſizen gemeiniglich ſo viele Güter, daß ſie dieſelbe für glüklich halten, und aus einem ganz natürlichen Hange ihnen gleich zu werden ſuchen. Man kan noch vieles hinzudenken. Aber, woher kommt dieſe Ausſchweiffung? Insgemein äuſſern ſich ſolche unrichtige Gedanken, wenn ſich die Leute verheirathen wollen. Die Liebe, die Freundſchafft die daraus entſtehet, wenn wir in unſerer Denkungs-Art, beſonders in Anſehung des Willens, übereinſtimmen, wird von eiteln Gemüthern gar nicht geachtet. So gar die Gleichheit der leiblichen Umſtände, die ſo natürlich ſind, daß ſie die Thiere genau beobachten, wird gar ſelten in Betrachtung gezogen. Doch davon iſt ſchon im Vorhergehenden gedacht worden. Criſpin iſt ein Menſch, deſſen gebrechliche Geſundheit ihm

das Ende seiner Tage androhet, aber er ist ein Mann der einen Titel hat, und jährlich 1000. Thaler einnimmt, und von einer alten Base zehenmal so viel zu hoffen hat. Daphne ist ein Mädchen von 17. Jahren. Sie ist recht liebreizend gebildet, sie hätte eine Gemüths-Art, die einen gewissen Grad der Tugend erreichen könnte, wenn sie nicht ihre Unwissenheit und das Beispiel ihrer Eltern zu den gemeinen Irrthümern anhielt. Es ist ihr verbotten mit Leuten umzugehen, die die Fehler ihres Willens gebessert, und sich angewöhnet haben nach der Vorschrifft GOttes und der Vernunft zu handeln. Dieses sind Träumer, Leute, die nicht allzurichtig im Kopfe sind. Freilich sind sie Narren, denn sie haben sich noch nicht überreden lassen auf eine ihren Grundsäzen widrige Art, Beförderung zu suchen! Geld haben sie gar nicht. Inzwischen zweifle ich nicht, daß Daphne, wenn sie hätte den Amint, einen bescheidenen Jüngling, der alle Gaben hat, durch die man rechtschaffenen Leuten gefället, und seinen Unterhalt erwerben kan, bekommen hätte. Dieser wohlgezogene Jüngling liebte sie. Er fand daß sie schön war, und konnte von der Güte ihres Gemüthes hoffen, daß sie mit der Zeit vollkommen werden würde. Daphne hatte einige Neigung zu ihm, weil sie erkannte, daß er redlich war. Er liebte sie aber so uneigennüzig, daß er oft zu seinen Freunden sagte, er wünschte, daß Daphne arm wäre, damit er sie besizen könnte.

Doch

Doch ſie beſas 6000. Thaler, da er nicht ſo viele Groſchen hatte. Deswegen hat man ihm den Korb gegeben, ob man ſchon erfuhr, daß er ohne Abſichten liebte. Wenig rechtſchaffene Leute bedauerten ihn, der groſe Hauſe aber lachte, daß er ſich unterſtanden, eine ſo ungleiche Parthie zu ſuchen. Für wem ſchikte ſich nun die ſchöne Daphne? Für den Herren Criſpin? Er iſt ia häßlich, ſie ſchön, er krank, ſie geſund, er vornehm, ſie auch, er reich, ſie auch. Mithin ſchließt man, ſind ſie doch in der Haupt-Sache einander gleich. Sie muß halb gezwungen ſeine Hand annehmen. Kan dieſe Ehe glüklich werden? Ich ſage, Nein!

Es iſt ausgemachet, daß die Gleichheit der Gemüther nothwendig zur Freundſchafft erfordert werde. Dieſelbe iſt die Uebereinſtimmung der Art zu gedenken verſchiedener Menſchen. Ich habe geſagt, daß die Menſchen einander geneigt würden, wenn ſie hierinnen nicht uneinig wären, und daß ſie im gegengeſezten Falle, ſich nicht wohl vertrügen. Mithin entſtehet daraus die Zuneigung, welche uns ſo ſehr vor iemand einnimmt, daß wir das Gute an ihm mit Vergnügen ſehen, welches die Weltweiſen Liebe nennen.

Die Freundſchafft entſtehet, wenn die Menſchen einander lieben. Weil man eine allgemeine Menſchen-Liebe an einem Rechtſchaffenen erfordert, ſo nennet man ihn, wenn er ſolche ausübet, einen Menſchen-Freund. Dieſes iſt der hohe Grad der Tugend, darauf

das ganze Lehrgebäude der Christen gebauet ist. Man findet freilich deswegen sehr wenig Christen, dennoch aber kan man sagen, daß es mehr besondere Freundschafften giebet, weil ihre Pflichten von keinem so grosen Umfange sind. Die Welt ist so böse, daß man auch deren Anzahl für sehr gering hält.

In einer ieden Gesellschafft muß ein Bestreben sein, daß sich die Geselligen bemühen, ihren Endzwek zu erreichen. Da dieser in ieder vernünftigen Verbindung ein Gut in sich begreiffet, so können sie solches nicht erlangen, wenn sie einander nicht lieben, weil sie alsdenn alles thun würden einander zu schaden, oder durch ihre Kaltsinnigkeit den gemeinen Zwek verhinderten.

Weil die Ehe eine Gesellschafft ist, so muß also Liebe und Freundschafft darinnen herrschen, es muß also eine Gleichheit der Personen und Gemüther unter denen Verehlichten sein. Phillis ist schön und iung. Silvius sieht gut aus und ist iung. Phillis ist tugendhaft. Silvius glaubt, daß ohne Tugend kein Leben glüklich sei, und verehret die Tugend. Jene ist wirthschäfftlich, er auch, sie liebt eine gute Gesellschafft, er auch, sie redt von niemand böse, er auch; sie zankt nicht, er zankt auch nicht. Sie liebt die Armen, er auch. Sie hat kein Vermögen gehabt, er hat desto mehr, und hat gute Einkünfte. Alles ist beden gemein. Er glaubt, daß er ihr nicht genug vor ihre Liebe geben

könn-

könnte, und leitet sein Glüke von ihr her. Sie siehet ihn als eine Person an, die sie glüklich gemacht hat. Nur in diesem Stüke sind ihre Gedanken auf eine angenehme Art ungleich. Kan eine Ehe vernünftiger und zärtlicher als diese sein?

Ich bitte meine Leser wegen dieser Ausschweiffung um Vergebung. Meine Gedanken kommen mir so gerecht vor, daß ich lieber fehlen, als sie zurüke halten wolte. O wenn ich doch so glüklich wäre, daß die Bösen meine Gründe annähmen! Wie Göttlich würde meine Freude sein, wenn man geschehen liese, daß Leute von Verdiensten auch durch die Liebe glüklich würden!

Mein guter Freund blieb auf seinem Sinne, nach Holland zu gehen und Kriegesdienste zu suchen. Er sagte, daß er nunmehr ein unruhiges Leben gewohnt sei, und glaubte, daß ihm die Ruhe nicht mehr zuträglich wäre. Indessen war ich dem Gegentheile zugethan. Ich stellte ihm vor, daß er schon so viele Unglüksfalle erlebet hatte, und mithin am besten von der Beschaffenheit eines herumirrenden Lebens überzeuget sein müßte. Seine Geschichte wäre so voll von betrübten Veränderungen, daß ich gar nicht einsehen könnte, wie er sich denenselben abermals blos stellen wolte. GOtt hätte ihm so viele Gnade gethan, daß Er ihn aus allem Unglüke errettet, und bisher eine dauerhafte Gesundheit verliehen hätte. Ohnstreitig hätte dessen erbarmende Güte sei-

nen Zuſtand eingeſehen, und ihn, weil ſeine Abſichten gut geweſen, erhalten. Nun wäre es ein Frevel, wenn er, da er ſo viel vermöchte, daß er leben könnte, ſich in eine neue gefährliche Lebensart einlaſſen wolte. Wenn er ſein Geld, ſeine Geſundheit würde verlohren haben, ſo wäre es zu ſpäte ſeinen Fehler zu bereuen. Ferner, beſchwur ich ihn um unſerer Freundſchafft willen, mich nicht zu verlaſſen, und machte ihn ganz unentſchloſſen. Zulezte bracht ich ihn ſo weit, daß er mich betragte, ob er nicht durch meine Vermittelung Dienſte bekommen könnte? Ich erkundigte mich deswegen beſonders, und that ihm einige Vorſchläge, wenn er ſich nur wolte gefallen laſſen, Geld anzuwenden. Er nahm es an, wolte ſich aber nicht viele Koſten machen. Ich ſagte ihm aber, daß er ſich dieſes müßte gefallen laſſen, wenn er bedienſtet ſein wolte, denn es fehlte gar nicht an Leuten, und würde er, als ein Fremder, ſehr vielen Einheimiſchen vorgezogen. Mit 500. Thalern ward ihm endlich eine Richter-Stelle eingeraumet, die ganz einträglich war. Er war darüber erfreuet, und glaubte, daß er mir dabei ein und das andere zu danken hätte.

Es iſt ſchon einmal eingeführet, daß man heirathet, wenn man einen Dienſt hat, und es leidet dieſes nur bei einer geringen Anzahl Menſchen eine Ausnahme. Die Hageſtolzen werden ſo ſelten, daß man bei der Vielheit der Leute Unrecht hätte, wenn man ohn-

Ur-

Unterſchied, die Verordnungen des römiſchen und alten teutſchen Rechtes, die ihnen ſo ſchädlich ſind, anwendete. Ohnſtreitig hat die Obrigkeit hier mehr Anſehen als die Geſeze, und vielleicht könnte ſie ihr Unterſuchungs-Recht beim Heirathen ſo wohl, als beim ledigen Stande, nach der Schärfe ausüben. Doch dem ſei wie ihm wolle, mein Freund fand keine Urſache, von der alten löblichen Gewohnheit abzuweichen. Er wünſchte nur, ſeine Aſcanie zu beſizen, und hatte zu dem Ende einen Brief an einen ſeiner Vertrauten in Murano, geſchrieben, darinnen er ſich um ihren Zuſtand erkundigte. Die Antwort ſolte ſein Vorhaben entſcheiden.

Sein Freund ſchrieb ihm gleich darauf, daß Aſcanie wäre ins Cloſter geſperret worden, und daß ſie mit nechſten den Schleier würde annehmen müſſen. Herr Ma.. wurde durch dieſe Nachricht ganz kleinmüthig gemacht; er wolte ſich gar nicht tröſten laſſen. Vornemlich rührte ihn Aſcaniens Unglüke, weil es eine Folge ihrer zärtlichen Geſinnung gegen ihn war. Ich will es ihm auch nicht übel nehmen, wenn er auch nur in Anſehung ſeines Verluſtes geweinet hätte, wiewohl ſeine Liebe auch über ihr Schikſal Thränen forderte.

Nachdem durch die Länge der Zeit ſeine Schmerzen gelindert waren, und die Hoffnung, Aſcanien zu beſizen, verlohren gieng, ſo ſuchte er mich um meine Schweſter an, und erkundigte ſich, ob ſie ihn leiden möchte? Herr Ma..,

war eine Person, der man ohnmöglich böse sein konnte, und hatte meine Schwester sehr vor sich eingenommen. Die Liebe, die mein Freund zu Ascanien hatte, und die er so angenehm erzehlte, nahm sie insonderheit vor ihn ein. Derowegen bat ich den Herrn Ma.. daß er nur meiner Schwester seine Neigung eröfnen möchte, und versicherte ihn, daß ihr solche nicht misfallen würde. Mit einem Worte, Herr Ma.. und meine Schwester wurden ein Par. Liebe und Freundschafft haben diese Ehe gemachet, und ich war recht wohl damit zufrieden.

Hierauf bezog er seine neue Bedienung, und verlies mich nach einem sehr zärtlichen Abschied. Seine Hochzeit haben wir in der Stille vollzogen, weil ich nach meinen Umständen wenig Freunde hatte, und niemand gerne Kosten verursachen wolte. Ich war nur über die Verbindung und über das Glüke meiner Schwester vergnügt.

Herr Ma.. lebte mit derselben so wohl, daß sie in der That glüklich war. Indessen aber bekam er mit andern Beamten einen Streit, welcher aus einer kleinen Unordnung, die von ihrer Gerichtbarkeit herrührte, angieng. Mein Schwager hatte die Gewohnheit an sich, daß er mit der Sprache teutsch heraus gieng, deswegen war er in Behauptung seiner Rechte so hizig, daß sie sich sehr beleidiget hielten. Er war ein Fremdling, ein Mann der gut war, ohne daß er den Schein suchte, aber er hielt weniger Freundschafft mit seinen Gegnern,

als sie gewünschen hätten. Auſſer dem hatte er keine hohe Gönner die seine Parthie hielten, daher denn seine Feinde sich zu seinem Untergange verschworen hatten. Der Fehler war, daß er sie herausgefordert hatte, welches in Wahrheit unanständig war. Indessen brachten sie ihre Beschwerden bei Hofe an, da man denn gleich befahl, meinem Schwager einen empfindlichen Verweiß zu geben, und die ganze Sache durch eine Commißion untersuchen zu lassen. Er begieng abermals den Fehler, daß er solche auf keine Weise von sich abzulehnen suchte, sondern kühn erwartete. Unter diesen Umständen nahete das Ende der Schwangerschafft von meiner Schwester heran, die sich über die Umstände ihres Mannes nicht wenig betrübte, aber ihn nicht aus seinem Labyrinth heraus reisen konnte. Ihr Temperament war ohnedem zum Zorne geneigt. Eine harte Kindbett richtete sie so sehr nieder, daß sie noch in den Wochen starb. Mein lieber Schwager that untröstlich, und ich nahm so vielen Antheil daran, daß ich bettlägerig wurde. Das Kind, so meine Schwester gebohren hatte, ward mein Pathe, aber ich hatte nicht das Vergnügen es zu sehen, weil es gleich seiner unglüklichen Mutter im Tode nachgefolget ist.

Auf diese Betrübniß folgte eine andere. Die auf meinen Schwager erkannte Commission wurde eröfnet, und fieng an, seinen Proceß zu untersuchen. Er erschrak so wenig, daß

er

er nicht einmal gute Worte geben wolte. Sein Zorn verleitete ihn noch weiter. Selbſt die Stats-Bedienten und die Abgeordnete des Landes-Herrn, konnten ſeinen ſpizigen Reden nicht entgehen. Daher verſchlimmerte er ſeinen Proceß, und mußte einen beſchwerlichen Verhaft ausſtehen. Hierauf wurde er in die Unkoſten und Schadloshaltung verdammet, und nach Entſezung ſeines Amtes, aus dem Lande gebannet. Dazu gab man ihm keine längere Friſt, als zweimal 24. Stunden, wehrend welchen er ſeine Sachen in Ordnung bringen mußte. Er lies ſich aber alles nicht allzuſehr anfechten, weil er Recht zu haben glaubte, und machte ſich reiſefertig, worauf er gleich ſeinem unglükſeligen Schikſale nachfolgte.

Dieſes Unglüke meines Schwagers trug viel dazu bei, daß meine Krankheit heftiger wurde. Der Tod meiner einigen Schweſter, die mich ſehr liebte, welche auch meine einzige Freundin geweſen war, wurde dadurch mir wieder erneuret. Ich ſtellte mir die Unglüks-Fälle meines Freundes ſehr lebhaft vor, und dieſes verurſachte mir neue Thränen. Wenn ich nur meinen unglüklichen Schwager noch einmal geſehen hätte! Aber dieſes wurde theils durch meine Krankheit, theils durch die Furcht, daß es der Hof übel nehmen würde, gehindert. Inzwiſchen hat der Herr Ma.. ſchrifftlich von mir Abſchied genommen. Dis iſt ſein Schreiben:

Lieb-

Liebſter Schwager!

Es iſt doch wahr, daß man niemand vor dem Tode glüklich preiſen kan. Mein ganzes Leben, welches einen Zuſammenhang menſchlicher Veränderungen in ſich begreifet, gibt ein Zeugniß davon Durch ihre Freundſchafft habe ich zulezt mein Schikſal ſo eingerichtet, daß ich in ihren Armen zu ſterben, und meine übrige Tage in Ruhe zu beſchlieſen hofte. Allein, eben da ich mich am ſicherſten zu ſein glaube, komunt eine neue Verfolgung über mich, die mir meine Frau, ſie, meinen Freund, meinen Dienſt, mein Anſehen und Vermögen, raubet. O wäre das Glüke ſo günſtig vor mich geweſen, daß ich meinem geliebten Weibe, meinem armen Kinde, hätte nachfolgen können! Leider werde ich mir nur zu lange leben, und mein unbeſchreibliches Elend beweinen. Doch, es haben mich meine Feinde, meine wenige Verſtellungs-Kunſt geſtürzet, ohne daß ich ein Uebelthäter geweſen; dieſes allein machet mir Muth. Mein Herze iſt nicht fähig ſich bei meinem Unglüke zu faſſen. Etlichen augenſcheinlichen Todes-Gefahren zu entfliehen, nur um unglüklicher zu werden! In dem Hafen umzukommen und in dem gefährlichſten Sturme das Leben zu erhalten! dis ſind Wunder vor meinen Augen. Schrökliche Propheten meines Elendes! Was iſt das Schikſal, iſt .... Kan ich nunmehr anders urtheilen, als daß ich nothwendig unglüklich ſein müſſe, daß ich mich noch allemal in mei-

nen

nen Hoffnungen betrogen? Wohlan, es erfülle mein Elend seine Grausamkeit, es verfolge mich; ich kan ihm nicht entgehen! Wie glüklich sind so viele Menschen! Woher kommt es? Das weiß ich nicht! Warum bin ich unglüklich? Weil dis mein Schiksal ist. Bei allen betrübten Fällen die mir nun wieder begegnen werden, wird es mir ein kleiner Trost sein, wenn ich höre, daß es ihnen wohl gehe. Sie sind redlich mein lieber Freund! sie verdienten es. Weinen sie über mich, und gedenken sie nur, daß ich vielleicht eines bessern Schiksals werth sei. Leben sie wohl und lieben

Ihren

aufrichtigen Freund

C. H. M.

Die Regungen des Gemuthes die der Schmerze hervorbringt, überfielen mich bei Durchlesung dieses Briefes so heftig, daß ich ausser mich gesezet wurde. Ich wurde in meinen Haupt-Grund-Säzen ganz wankend gemacht, da ich sah, daß es einem so wakern Mann so übel gieng, da so viele Boshafte ihre Zeit in Ruhe und Sicherheit vollbringen. Die Vernunft schweiget hier stille, und erstaunet, und die Schrift allein löset unsere Zweifel auf. Ich fieng an, mich selbst für dem Glüke zu fürchten, und diese Treulose mit Schreken zu betrachten. Mein Zustand, so wenig er in die Sinne fiel, kam mir dennoch sehr vollkommen vor, weil so wenig nachtheilige

Ver-

Veränderungen daraus entſtunden. GOtt verliehe mir eine gute Geſundheit, ein ruhiges Gewiſſen, einen Rang, den niemand beneidete, der mich aber auſſer Stand ſezte, iemand Gutes zu thun. Man liebte mich nicht, ich wurde aber auch nicht viel angefeindet. Ich hatte nicht mehr Einkünfte, als zur Nothdurft erfordert werden; Keine Gönner, die mich zu ihren Sclaven hatten, aber auch keine niederträchtige Freunde. Dieſes machte das Gute meines Zuſtandes aus. So gewiß aber auch die Beſtändigkeit deſſelben ſchien, ſo wenig dauerhaft war er. Ein unvermeidliches Verhängniß beraubte mich des Genuſſes meiner irrdiſchen Güter, ſo gering ſie auch in den Augen der Leute ſchienen.

Mein guter Freund war kaum ein halbes Jahr von mir entfernet, als der Bliz in eines Nadlers Haus ſchlug, wovon ich nicht weit weg wohnte. Sechs Häuſer lagen an dieſem unglüklichen Hauſe, und in dem ſiebenden war mein Aufenthalt. An meiner Wohnung lag eine Scheune, darinnen viel Stroh und Getreide war, und dieſe wurde zu eben der Zeit vom Blize entzündet. Die Flamme von beiden Gebäuden griff in einer ſolchen Geſchwindigkeit um ſich, daß alſobald alle benachbarte Häuſer angeſteket wurden. Je gröſer die Flamme ward, deſto ſtärker erhub ſich ein Wind, welcher der erſchrokenen Einwohner Rettung unmüzlich machte, und ſie in das gröſte Elend ſtürzte. Sie mußten 25. Häuſer von

der wütenden Flamme in die Asche geleget sehen. Sie konnten nichts thun, als ihr ängstliches Leben unter tausend Seufzern retten, und vergebens den Himmel um Hülfe anrufen. Allenthalben hörte man ein wehmüthiges Winseln, fürchterliches Trommeln, ein klägliches Geheule der Glokken und des scheuen Viehes, daß man aus seinen Ställen losgemachet hatte. Endlich regnete es stark, und der Wind legte sich. Dadurch bekamen die furchtsamen Einwohner wieder Muth, und strengten ihre Kräfte dergestalt an, daß in kurzen der Brand gelöschet wurde. Meine Kleider, Bücher und Haus-Geräthe, wurden von der Flamme aufgerieben, und ich mußte froh sein, daß ich mein Leben, und eine kleine Barschaft in einem Kästgen rettete.

Auf diesen unglüklichen Zufall folgte bald eine andere böse Vorbedeutung für mein biesgen Glüke. Sieben Wochen nach dem angeführten Brande starb der Landes-Herr. Weil dieser Herr viele Tugenden eines Regierers an sich gehabt hatte, so sezte sein Tod seine Unterthanen in ein allgemeines Traurem. Seine Bediente aber hatten noch eine besondere Ursache darüber betrübt zu sein. Man fieng an von einer starken Abdankung derselben zu sprechen. Sie erfolgte, und ich befand mich auch unter der Rolle derer, denen man die Erlaubniß gab ihren Unterhalt anderwärts zu suchen. Dis war ein groser Schreken für mich. Ich mußte mich nach einem andern

Dienste

Dienſte umſehen, aber niemand wolte mir Plaz machen. Wenn ich auch die Menge meiner Mitwerber bedachte, und wie ungleich mehr Eigenſchafften zu ſchmeicheln und zu verſilbern ſie hatten, ſo verlohr ich bald den Muth. Man beklagte mich zwar, man ſagte, daß ich es vor andern verdiente. Wenn es auf mich alleine ankäme, ſprach einer, ſo würden ſie, ſo wahr ich lebe, den Dienſt haben. Ein anderer verſicherte mich, daß er mir helfen wolte, wiewohl er hinzuſezte, daß ſeiner Meinung allezeit die wenigſten beipflichteten. Inzwiſchen hat dieſer rechtſchaffene Mann, deſſen Tugend GOtt unfehlbar belohnen wird, weil ſie ihm die Güter der Welt nicht hat erwerben können, mit groſem Eifer an meiner Verſorgung gearbeitet Aber vergebens Mein ſcheinheiliger Betrüger zog mir einen vor, der ihm brav Geld gegeben hatte. Kurz, ich konnte keinen Dienſt kriegen, denn ich hatte kein Geld, und niederträchtige Bedingniſſe einzugeben, hielt ich für unerträglicher, als die gröſte Armuth.

Bei meinen armſeligen Umſtänden war ich doch frei, ein Gut welches die Hochachtung der Vernunft noch immer erhalten hat. Mein hiegen Geld mußte ich zu meinen Ausgaben gebrauchen, denn ich hätte es keinen Tag entbehren können. Ich ſahe deswegen immer die Abnahme deſſelben. Ob ich gleich einen kleinen Verdienſt im Sachwalten hatte, ſo war er doch gering, und mußten meine Wilde-

Manns-Gülden nach und nach in die Hände meines Wirthes und zu andern Handwerkern kommen. Man hielte mich für einen der Geringsten unter den Sachwaltern. Die Ursachen waren, weil ich keine Gönner hatte, weil ich nicht so beredt bin, als andere, und weil ich ihnen nie zu nahe redete. Ich hatte den Fehler, so gar diejenige zu loben, die viele Geschiklichkeit hatten, und durch ihren Ruhm und Zutrauen bei den Leuten, grose Einkünfte hatten. Und dennoch haben auch diese niemals vortheilhaft von mir gesprochen, sondern meine Gutherzigkeit der Güte meines Temperamentes, und teutsch zu reden, meiner Einfalt, zugeschrieben.

Ausser dem, daß ich arm war, war ich auch nicht in gutem Ansehen. Man floh mich auf alle Art, so gar meine Bekandte, denen ich, wie ich noch bedienstet war, Gefälligkeiten erwiesen, sprachen ganz gezwungen mit mir. Alle die Geld hatten, und gar keine Leute von Verdiensten waren, wolten an mir zum Ritter werden. Wenn ia iemand gegen mich günstig war, so geschah es nur, meine unterthänige Dienste zu geniesen, die man alleine mit einem guten Blike oder höflichen Danke belohnte. Junge Leute sahen mit lachendem Gespötte meine Person an, ia ich hörte einige Frauenzimmer, denen ich in der Kirche gegen über stand, sehr wizig über meine Umstände scherzen. Vermuthlich hat ihnen iede Falte meines Kleides zu einen guten Einfall geholfen.

Wie

Wie die Kirche zu Ende war, ſo begegnete ich ihnen, und machte ihnen einige Höflichkeits-Bezeugungen. Sie lachten darüber. Eine unter ihnen ſagte: „Du mußt ihn doch noch „zum Manne haben; ja, warum nicht, war „ihre Antwort, er iſt ein recht artiger Hage„ſtolz, man kan allezeit noch ein gutes Werk „an ihm thun. Er geht ſo niedlich, als wenn „er einige Jahre Vortänzer geweſen wäre.

Es war ein kleines Gedränge, welches mich beim Herausgehen aus der Kirche etwas aufhielt. Daher konnte ich dieſe kleine Spötereien einigermaſſen anhören. Sie rührten mich nicht. Meine Mine war beſtändig heiter. Ich dachte deswegen auch nicht auf Rache. So lange man nicht die Liebloſigkeit bei denen Menſchen ausrottet, ſo lange werden ſie einen wider ſein Verſchulden für ſtrafbar und verächtlich halten. Ein Verehrer der Weisheit darf ſich dadurch nicht irre machen laſſen.

Eben da ich glaubte, daß meine Armuth den ganzen Lauf meiner Tage begleiten würde, und mich mit dem Schikſale meines unglüklichen Schwagers unterhielt, überbrachte man mir von der Poſt ein Schreiben. Ich erbrach es ganz kaltſinnig, weil ich ſchon gewohnt war, nichts Angenehmes zu hoffen. Aber die Nachricht, die ich daraus zog, übertraf meine Wünſche. Herr Ma.. mein ſo lieber Freund, ſchrieb mir aus Strasburg, daß das Glüke abermals einen Stillſtand mit ihm eingegangen hätte, daß es ihm wohl ergienge, und daß

er, als ein Unbedienſter, daſelbſt lebte. Ich erfreuete mich ganz ungemein darüber, und gab ihm in dem Antworts-Schreiben eine vollſtändige Nachricht von meinem Zuſtande. Kurz darauf ſchrieb er mir wieder, und ſchikte mir hundert Ducaten, mit den freundſchafftlichſten Verſicherungen. Dis war ihm nicht genug, er bat mich zärtlich zu ihm zu kommen, und die Vortheile, die ihm das Glüke gegeben hatte, Lebenslang zu genieſen. Er ſagte, daß er dieſes für eine Wohlthat von mir anſäh, und daß ſeine Frau ganz ungeduldig ſei, ſeinen beſten Freund kennen zu lernen.

Dieſe Sprache des Herzens und der Grosmuth, gab mir eine gewiſſe edle Freude, die man allein unter dieſen Umſtänden empfindet. Ich ſtellte mir das Glüke meines Freundes und ſeine Gemüths-Art ſo vollkommen vor, daß ich der Tugend den Sieg über das Glüke beilegte. Mein Freund war glüklich. Dieſes war eine Sache, die mir mein Elend erträglich machte; er war geſinnt ſein Glüke mit mir zu theilen, und dadurch verbeſſerte ich meinen Zuſtand, und machte das Frohloken meiner Feinde zu Schanden. Deswegen verkaufte ich meine geringe Habſeligkeiten, und machte mich reiſefertig.

Meine Anſtalten machten die neugierigen Leute aufmerkſam. Das Gerüchte, welches allezeit die Gemüther zuvor einnimmt, kam dem Neide ganz unerträglich vor. Ich hatte die Bosheit begangen und einem gewiſſen Al-

ten

ten gesagt, daß ich eine Erbschafft von 20000. Gülden zu erheben hätte. Eine alte Betschwester, die niemand liebte, und iedem mit Verläumdungen weh zu thun suchte, war eine von denen ersten, die diese neue Neuigkeit erfuhr. Anfänglich wolte sie es nicht glauben, aber sie glaubte es zu ihrer Unruhe gewiß. Ihre Mitschwester, die sie ihr zutrug, bemerkte mit heimlicher Freude ihre Angst, die sie bei ihrer Erzehlung bliken lies. Dis ist eine weise Strafe der Bösen, daß sie selbst einander hassen. Diese Waschhafte übertrieb ihre Bosheit so sehr, daß sie, so ofte die Betschwester durch einen Seufzer ihre Verwunderung über mein Glüke an den Tag legte, solche Zusäze machte, die sie endlich ganz erzürnten. Es mag sein, lies sie sich verlauten, daß andere Leute glüklicher, als ich, sind. Ein gutes Gewissen ist doch der gröste Reichthum. Ehrlichkeit währet ewig. Es ist nicht alle Tage Abend; die Reichen hat GOtt nicht allemale lieb. Wer weiß, ob er auch die 20000. Gülden bekommt? Man kan heutiges Tages alle Testamente umstosen. Wie viel kan man ihm nicht abziehen? Doch ich gönne sie ihm von Herzen, und wenn es noch so viel wäre, er wirds schon unter die Leute bringen. Meine ungetreue Freunde erinnerten sich nun alle wieder, daß sie mich gekannt hatten, sie baten mich zu sich, und legten ihre aufrichtige Glükwünsche ab. Selbst die Frauenzimmer, die mich belachten, wurden ungemein höflich gegen

mich. Ich ſtellte meine Betrachtungen darüber an, und lies dieſe Ungetreue in ihrem Werth und Unwerth, hatte aber doch eine kleine Verabſcheuung gegen ſie, ob ich ſie gleich nicht haſſete.

Unterdeſſen da ich reiſefertig war, ſezte ich mich auf die Poſt, und verlies mit Vergnügen einen Ort, wo man ſo wenig gut gegen mich geſinnet war, um mich in die Arme meines rechtſchaffenen Freundes zu werfen. Ich berichtete ihm aber nicht die Zeit meiner Abreiſe, damit ich das Vergnügen hätte, ihn unerwartet zu überfallen. Doch dieſer liebe Mann wartete die Gelegenheit ſo wohl ab, daß er mich mit ſeiner Frau, ohnweit Strasburg, wider mein Vermuthen überfiel. Ich hatte ihn kaum geſehen, als ich ihn bei einen ungemein ſchönen Frauenzimmer in die Arme fiel. Ach mein Schwager, ſagte er mich umarmend, Ach mein Freund, ſagte ich weinend, und drükte die Bewegungen meines Herzens mit meinen Thränen aus. Ach ſind ſie es mein lieber Herr A.. ſagte ſeine Frau, denn ſie war es ſelbſt, ich umarme ſie als den beſten Freund meines lieben Ma.. Alle Leute, die zugegen waren, wurden dadurch gerühret, und vermiſchten ihre Thränen mit den unſerigen. Hierauf gieng ich mit Herrn Ma.. und der tugendhaften Aſcanie, die ſeine Frau war, unter den angenehmſten Unterredungen nach Strasburg hinein.

Nachdem ich von den Beſchwerlichkeiten

der

der Reiſe ausgeruhet hatte, fand ich bei dem Herrn Ma. ſo viele Zufriedenheit, als ich nie empfunden hatte. Er ſo wohl, als ſeine liebenswürdige Frau, erwieſen mir alle Freundſchafft, und machten ſich eine Freude daraus, daß ich bei ihnen war. Das Vermögen derſelben war zureichend vergnügt zu leben, und mich ohne Schaden zu erhalten. Deswegen ſtellten ſie immer einige Ergözlichkeiten an, und ſuchten mir dabei das Leben angenehm zu machen. Unter andern fuhren wir öfters nach Schielke, wo man immer Geſellſchafften findet. Es war eben damals ein ſchönes Land-Haus daſelbſt zu verkaufen, welches Herr Ma.. wegen der ſchönen Gegend, und aus Neigung zum Land-Leben, kaufte. Wir nahmen bald davon Beſiz, und führten das ungezwungenſte Leben. Unſere ganze Geſchäfte beſtunden im Spaziergehen, in einigen Beſuchen, und vornemlich im Leſen guter Bücher. Nichts hätte ſchöner, als dieſe Lebens-Art ſein können. Herr Ma.. erwies mir die Gefälligkeit, ſeine übrige Lebens-Umſtände zu erzehlen, und ſie iſt nach dieſem Entwurfe ſo nothwendig, daß ich ſie, ſo wie ich ſie aufgezeichnet habe, hier beibringen muß.

## Fortſezung und Schluß der Geſchichte des Herrn Ma**

Die Commißion, die über mich verhänget worden iſt, trieb meine Streitigkeiten mit ſolcher Strenge, daß ich verliehren mußte.

Sie verdammte mich in alle Kosten, nahm mir mein Amt, und kündigte mir zulezte die Landes-Verweisung an. Alle meine Schuz-Reden und Beweise waren vergebens beigebracht. Ich sah deswegen kein anderes Mittel als mich zu unterwerfen. Weil ich gewiß wußte, daß ich nicht so sehr Unrecht hatte, als sie vorgaben, so verlies ich mich darauf, und gab nicht viel gute Worte. Es war mir nur leid, daß meine Barschaft sich nicht über 100. Gulden mehr belief, und daß ich sie nicht mehr sehen konnte. Die Kürze der Zeit, die man mir zu meiner Abreise gab, und der Verdruß, den ich ihnen hätte dadurch zuziehen können, bewogen mich, ohne Abschied von ihnen zu gehen. So sehr mich auch dieses schmerzte, so entzog ich mir dennoch den Trost nicht, an sie zu schreiben. Mit meinem wenigen Gelde und etlichen Stüken Kleider, bin ich von meinem Orte, durch einen Mieth-Kutscher, in die nächste Stadt geführet worden. Hierauf mußte ich meine eigene Gelegenheit nehmen und zu Fusse gehen, und ich war so hurtig, daß ich bald aus dem verbottenen Lande kam.

Man müßte ganz ohne Empfindung sein, wenn einem eine so verdrüßliche und unternehmende Reise nicht zum Schmerze verleiten solte. Ich hatte schon so viel in der Welt erfahren, daß ich mir noch leichter die verdrüßlichsten Begegnisse vorbilden konnte. Ueberdis war ich nicht einig, was ich für eine Lebens-Art erwählen solte. Bald kam ich

auf

auf die Gedanken, einen Sprachmeiſter abzugeben, bald veränderte ich mich wieder, und endlich fiel mein Schluß dahinaus, Soldat zu werden. Nun kam es darauf an, wo ich Kriegesdienſte ſuchen ſolte. Die Luſt zu denen Holländern war mir ganz vergangen. In Teutſchland gefiel es mir auch nimmer, und deswegen mochte ich da nicht dienen. Endlich entſchlos ich mich, nach der Schweiz zu gehen, weil ich hörte, daß da allerhand Werbpläze, der Spanier, Piemonteſer und anderer Völker wären. Nicht weit von Baſel hätte ich unter ein franzöſiſches Schweizer-Regiment, als Unterofficier, mit guten Verſprechungen, kommen können, allein ich kan ſelbſt die Urſache nicht angeben, warum ich ſolches ausgeſchlagen. Wenigſtens war ſie nach meinem Zuſtande nicht hinreichend. Als ich von Baſel nach Solothurn gieng, begegnete mir einer von meinen redlichen Schweizern, denen ich in Marſeille mein Geld aufzuheben gegeben hatte. Dieſer gute Mann war ſehr über meinen Zuſtand gerühret, und nöthigte mich, mit ihm nach Baſel zurüke zu kehren. Hier bewirthete er mich etliche Wochen mit vieler Freundſchafft, und ſagte mir, daß ſeine Freunde alle geſtorben wären, auſſer einen, der ſich noch in Marſeille befände. Ich beweinte den Tod dieſer guten Chriſten, die mir vätterliche Wohlthaten erwieſen hatten. Hierauf entdekte er mir, daß die Hälfte meiner 3000. Thaler nicht wohl ſtünde. Wir ha-

den sie, sagte er, einem jungen Kauffmanne geliehen, der erst vor 5. Jahren zu handeln anfieng. Vor einem Viertel-Jahre ist dieser wakere Mann gestorben, und hat eine junge liebenswürdige Wittwe mit 4. Kindern hinterlassen. Das Fünfte hofft man noch. Nach seinem Tode fande man kein Vermögen bei ihm, ausser was das Eingebrachte seiner Frau war. Wir haben dieses wohl gewußt, aber er war ein redlicher, kluger und fleißiger Mann, der gewiß, wenn er länger gelebet hätte, glüklich geworden wäre. Ein treuloser Betrüger hat ihm kurz vor seinem Ende, durch seine Flucht und Verderben, um eine Summe gebracht. Sie würden mein Herr! ohne Verschulden seiner, ebenfalls nie zu ihrem Gelde gelangen, wenn wir nicht seine Frau bewogen hätten, ihren weiblichen Gerechtsamen zu entsagen, und ihr Eingebrachtes zu verpfänden. Nur dadurch können sie das Ihrige bekommen. Als er mir hierauf erzehlte, daß diese Wittwe eine ungemein artige und tugendhafte Person sei, die nicht viel zum besten hätte, so bat ich ihn, die Verschreibung zu bringen. Er vergnügte mich hierinnen, und ich schrieb darunter, daß ich die Frau von ihrer Verbindlichkeit los zehle, und ihr die Schuld schenkte. Mein guter Freund erstaunte darüber, und erhub meine Grosmuth himmelhoch. Alsobald lief er zur Frau Mergerin, so hies sie, und verkündigte ihr meine Güte. Sie kam gleich darauf in seiner Begleitung zu mir, und stattete mir so

rüh-

rührend Dank ab, daß ich Thränen vergos. Dieser Anblik war recht zärtlich. Sie war eine liebenswürdige Schönheit von 20. Jahren, die über den Tod ihres Mannes untröstlich war. Wenn es meine Absichten und die in mir noch heimlich lebende Liebe zu Ascanien, zugelassen hätten, so würde ich mich bestrebet haben, ihr Herze zu gewinnen. Ich mußte es versprechen, vor meiner Abreise mit meinem Freunde bei ihr zu speisen. Sie bewirthete uns mit einem ausgesuchten Geschmake. Aus allem sah ich, daß sie so viel Verstand als Schönheit besas. Ich verlies deswegen sie so wohl, als meinen Freund, der meine übrige 1500. Thaler ausgeliehen stehen lies, mit vielen Kennzeichen einer wahren Ergebenheit

In Solothurn zog ich in ein Wirths-Haus zum schwarzen Adler, darinnen einige spanische Officiers, ein Hauptmann, ein Fähndrich, und einige Unterofficiers und gemeine Soldaten von dem Schweizer-Regiment Surai auf Werbung lagen. Da hatte ich das Vergnügen zu sehen, wie sehr man mich auf verschiedene Art fangen wolte. Zu allem Unglüke war ich kein Anfänger, und begieng die Bosheit, sie, ohne mich verbindlich zu machen, eine Zeitlang zu hintergehen. Der Hauptmann wußte nicht klug aus mir zu werden, und wurde so böse, daß er sagte, ich wäre ihm schon bekannt, denn er wüste gewiß, daß ich ehemals unter Surai gedient hätte. Ihm nur diesen Irrthum zu benehmen, brachte ich meinen

Weges

Wege-Brief, Paß, und andere Dinge zum Vorschein, die ihn überzeugten. Er sagte höflich, daß er sich geirret, und entschuldigte sich, mit dem Zusaze, daß er wünschte, ich möchte nun dasienige wahr machen, was er geglaubet hätte, und in des Regiments Dienste treten. Ich versezte, daß es nicht unmöglich wäre, es wären aber die Haupt-Puncte so wenig bestimmt, als entschieden. Damit wollte ich ihn verbinden, mir gute Vorschläge zu thun. Ohne Zweifel hat er mich verstanden, denn er trug mir gleich eine Unterofficier-Stelle an, die gut war, und das Versprechen, mich bei erster Gelegenheit zum Oberofficier zu machen, enthielt. Daher lies ich mirs gefallen, sie anzunehmen, nachdem ich vorher einen Vertrag auf 3. Jahr Dienste eingegangen hatte.

Wir lebten auf dem Werbplaze recht angenehm, und die Ergözlichkeiten und das Geld, das wir im Ueberfluß hatten, verführten manchen braven Menschen, daß er sich bei uns unterhalten lies. Unser Regiment stund damals in Catalonien, eine Tag-Reise von Barcellona, in denen Dörfern, Grenolles, Stanza und Ticenos, wohin wir in einem Haufen von 182. Mann solten gebracht werden.

Ich lies mir meinen neuen Stand so wohl gefallen, und war so gluklich im Werben, daß man mir alles zutrauete, und mich ohne Widerrede hingehen lies, wohin ich wolte. Eines Tages, da ich ganz nachdenkend um die Stadt-

Thore

Thore herum ſpazierte, redete mich ein wakerer Bürger an, deſſen Anſehen mich ſehr vor ihn einnahm. Er ſagte mir, daß ich ſehr ſei hintergangen worden, und daß ich nicht glauben ſolte, daß die Spanier dasienige, was ſie mit mir eingegangen hätten, halten würden. Sie möchten noch ſo heilig etwas verſprechen, ſo würde es doch allemale wieder gebrochen. Mithin würde es mit meiner Unterofficier-Stelle eben ſowohl als mit meinem Kriegsdienſt-Vertrag (Capitulation) ſehr böſe ausſehen. Denn dieſe Herren verſprächen viel, und hielten wenig. Zum Beiſpiel; „ſie ſind „iezt auf Werbung, fuhr er fort, und haben „ein Monat recht wohl gelebet. Sie wiſſen „aber vielleicht nicht, daß ſie mit andern Neu„geworbenen die Koſten der Werbung, die ſchon „4. Monate hier iſt, in gleichen Theilen müſ„ſen abtragen helfen, und wenn ſie auch den „lezten Tag vor dem Abzug wären angewor„ben worden. Ferner müſſen ſie von denen „unter Weges zu empfangenden Geldern ſchon „anfangen, daran ſo wohl, als an der groſen „und kleinen Montur, zu zahlen. Weil nun „dieſes nach und nach geſchehen muß, ſo iſt „leicht zu erachten, daß ſie in 3. Jahren, dem „Vertrage nach, nicht aus dem Dienſte ent„laſſen werden, weil ohnmöglich ihre Schul„den eher können bezahlt ſein, ohne welches „man den Abſchied niemals bekommt. Jede „3. Jahre iſt neue Montur, mithin häufen ſich „die Schulden, und wenn ſie in 9. Jahren

„be-

„bezahlet wären, so würde man doch noch beim „Abschiede Schwierigkeiten machen.„ Ich erschrak über diese Erzehlung nicht wenig, und ob ich gleich den Bürger, ohne meine wahre Meinung zu sagen, verlies, und schlechthin Dank sagte, so wurde ich doch auf viel böses Nachsinnen gebracht. Zu meinem Glüke haben es meine Aufseher nicht gemerket.

Kurz hernach begegnete mir eben dieser liebreiche Mann, und schärfte mir nochmals seine vorige Erinnerungen ein, indem er betheuerte, daß alles wahr wäre. Er bat mich dagegen, mich nichts merken zu lassen, wenn ich gleich seinem Rathe nicht zu folgen gedachte. Allein ich war nun sehr geneigt, ihn anzunehmen, worauf er mir eine Gelegenheit zeigte, dadurch ich sicher entfliehen könnte. Die Aar, wie bekannt ist, fliesset harte an Solothurn vorbei; unter der Brüke, die über dieselbe geschlagen ist, gehet ein mit eisernen Gittern verwahrter Gang an das Ufer der Aar, woselbst die Fischer ihre Kähne angebunden haben. Dieser gegitterte Gang wird alle Abende, auch zuweilen des Tages über, verschlossen. Es durften zwar alle Neugeworbene nicht aus der Stadt, ja Abends nicht einmal aus dem Wirthshause, ich habe aber schon gesagt, daß dieses bei mir eine Ausnahme litte. Die Officiers waren mir, wegen meiner Zufriedenheit und meines Eifers, sehr geneigt, und sezten nicht das geringste Mistrauen in mich. Dahero konnte ich die Gelegenheit abwarten, und

einen

einen Dietrich von meinem ehrlichen Bürger empfangen, mit welchen ich nachmals nach einem beweglichen Abschied, 2. Tage vor den Abzug der Neugeworbenen, Abends zwischen den Glocken-Schlag 6. und 7. da es wegen des herannahenden Winters schon lange Dunkel war, das Gitter unter der Brüke eröfnete, und an den Ufer mich in einen Fischer-Kahn sezte. Auf diesen eilte ich nach Aarburg, welcher Ort vier Stunden von Solothurn, auf einer Insel, die die Aar machet, lieget. Ich kam bald da an, und hatte nichts zu befürchten, weil diese Stadt dem Canton Bern zugehöret, und in diesen Fällen die Cantons die Auslieferung nicht beobachten.

Kaum hatte ich am folgenden Morgen ausgeschlafen, so träten die 2. Werb-Officiers in mein Wirths-Haus und wünschten mir einen guten Morgen. Sie durften mir nichts anhaben, und zeigten mir nur ganz höflich ihre Verwunderung, daß ich sie verlassen hätte. Ich truge kein Bedenken, ihnen die Ursache davon zu entdeken, und gestand ihnen, was man mir eröfnet hatte. Sie fluchten recht soldatenmäsig über den Urheber dieser verdammten Lüge, wie sie sagten, und wolten ganz erboßt haben, daß ich ihnen solchen anzeigte. Allein weder ihre Wuth, noch ihre Liebkosungen konnten mich hiezu bewegen. Ich versicherte sie, daß ich ihn selbst nicht kännte. Sie versicherten mich bei GOtt und allen Heiligen, daß dieser Betrüger mich hintergangen hät-

hätte, und daß sein ganzes Vorgeben eine unerweißliche Unwahrheit sei. Hierauf baten sie mich recht beweglich, daß ich mit ihnen möchte zum Regimente zurüke gehen, und schwuren, daß mir mein Ausreissen nicht zum geringsten Nachtheil gereichen solte. Ich lies mich bereden, daß ich auf eine schrifftliche Versicherung, daß ich nicht gestrafet würde, die sie vor dem Stadt-Rath ablegten, mich aus meinem Vortheile begab. Es ist auch wahr, ich habe nicht die geringste Ahndung weder von ihnen, noch von dem Regiment, ausstehen müssen, dennoch aber hat der solothurnische Burger die Wahrheit geredet. Denn ich habe zwei Jahre lang die Mousquete tragen müssen, und wurde mir die versprochene Stelle, unter dem Vorwande, daß ich nicht Spanisch spräche, vorenthalten. Endlich wurde ich im dritten Jahre Corporal. Ich habe auch viele von meinen Cameraden klagen hören, daß sie schon viele Jahre dienten, und doch noch schuldig wären. Niemand als ein gebohrner Schweizer wird zur Stelle eines Officiers erhoben, und mithin hätte ich immer vergebens auf eine solche Stelle warten müssen.

In Catalonien hat es mir so ziemlich gefallen. Man kan überaus wohlfeil leben, und findet ein recht gutes Glas Wein. Indessen sind die Einwohner, insonderheit das Land-Volk, nicht sehr liebenswürdig. Man findet grösstentheils unter ihnen heimtükische und lasterhafte Leute, die sehr träg und stolz sind.

Wir

Wir durften aber nicht lange auf dem Lande bleiben, weil unser Regiment nach Barcellona in Besazung gezogen wurde. Dasselbe wurde ganz in die Tarazane, oder Casserne verleget. Die Stadt ist sehr gros, hat sehr schöne Gärten, und artige Einwohner. Man findet da gute Gesellschafft, und unter den Lebens-Mitteln sind die Fische sehr wohlfeil und überflüßig zu bekommen. Nichts ist theurer als das Rindfleisch und der Wein, wiewohl auch dieser noch einen billigen Preiß hat. Man kaufet die Bourron, so nach teutschem Fusse eine halbe gemeine Mas ist, in der Stadt um 5. Kreuzer, ausser derselben aber um so viel Pfennige, welches denen Soldaten nicht anstehen wolte. Doch wir sind nicht immer in der Stadt gewesen, sondern bald auf den Mont Jovis, bald ausser der Stadt auf andere Vestungen geführet worden. Die Engeländer hielten uns beständig in groser Wachsamkeit, und liesen sich öfters mit ihrer Flotte vor der Stadt sehen, weswegen man eine Beschüssung mit Grunde besorgen mußte. Sie konnten auf ihren Schiffen alle unsere Bewegungen Harklein beobachten, und mochten vielleicht über unsere Bemühungen zur Gegenwehr nicht wenig gelachet haben, weil sie niemals zu einer ordentlichen Belagerung geneigt waren. Inzwischen, da sie mit uns spaßten, liesen sie dennoch manche Canone auf unsere Werke lösen, allein dieselbe haben, wegen des grosen Zwischen-Raums, keine Würkung gethan, und niemand

beſchädiget. Die Engeländer, die immer vergebliche Soraen machten, kamen indeſſen auf die Gedanken eine vortheilhafte Landung zu unternehmen. Ihr Vorhaben war Riovalda, ein Dorf, welches 9. Stunden weit von Barcellona weglieget, und ſo wohl durch die gute Lage an der Küſte, als auch durch einige Werke, feſte war, zu überfallen, und dann weiter in das Land einzudringen. Man entdekte dieſes bei uns, und ſchikte deswegen eine Verſtärkung von einer Bataillon von unſerm und von einer von dem Regiment Milano dahin ab. Die Engeländer thaten mit 6. Krieas-Schiffen den Anfall auf uns mit einem ſtarken Feuer, wir blieben ihnen aber nichts ſchuldig, ſondern feuerten tapfer auf ſie los. Ich habe niemals ein heftigers Feuer geſehen, als hier mit Canonen und Mouſqueten gemachet wurde, doch hatten die Engeländer hierinnen den Vorzug, daß ſie unſere Batterien ſehr zu Grunde richteten. Es glükte ihnen auch endlich, unter Bedekung ihres groben Geſchüzes, die Landung mit etlichen 100. Mann vorzunehmen, allein ſie wurden von denen Unſerigen gar balde wieder auf ihre Schiffe zurükgelaget. Wir hatten dennoch keine groſe Vortheile, weil wir viele brave Leute in dieſem Gefechte verlohren. Von unſerm Bataillon vermißten wir alleine 80. Mann, und mein Schlaf-Geſelle wurde mir durch ein Stük-Kugel an der Seite weggeſchoſſen, daß mein Kleid und Geſichte mit ſei-

nem Gehirne und Blute ganz beſprüzet wurden. Ich ſelbſt wurde durch einen Flinten-Schuß am Knorrn des rechten Fuſſes verwundet, und dieſes Merkmal trage ich noch bis auf dieſe Stunde. Der ganze Verluſt, den wir litten, war an Todten und Verwundeten 200. Mann. Was die Feinde dabei eingebüſſet hatten, konnten wir ſo eigentlich nicht einſehen, doch war es wahrſcheinlich, daß ihr Verluſt gröſer, als der unſerige, geweſen iſt. Sie haben uns hierauf nicht wieder beunruhiget.

So gering meine Wunde zu ſein ſchien, ſo lange brachte man doch mit der Heilung zu. Ja, es fehlte nicht viel, daß ich durch die Unvorſichtigkeit des Feldſcherers den Fuß verlohr, denn man hatte ſich vor den kalten Brand ſehr in Acht zu nehmen. Noch iezo empfinde ich bei Veränderung des Wetters groſe Schmerzen. In Barcellona widerfuhr mir der Verdruß, den faſt alle Ausländer daſelbſt haben müſſen. Nemlich, ich bekam einen ſo heftigen Ausſchlag, daß ich in den Spital mußte, und darinnen in die Hände unbarmherziger Aufwärter fiel, die mir das Leben unerträglich machten. Man rieb mich bei einem gelinden Kohlen-Feuer ſo harte mit Schwefel, daß das Geblüte Haufenweiſe ablief, und mir ungemeine Schmerzen verurſachte. Solche Art zu Heilen kam mir ſo Africaniſch vor, daß ich glaubte, ich wäre in Algier bei Abdalla, meinem grauſamen Herrn. Dennoch ſcheint

es nicht, daß meine Aerzte sehr glüklich mit mir gewesen sind, denn ob ich gleich bald heil wurde, so ist doch alle Jahre ein parmal etwas von dieser Krankheit zurüke getretten. Ein gewisser berühmter Arzt hat mir endlich völlig geholfen.

Die Kirchen in Barcellona haben so grose Freiheiten, daß die abscheulichsten Laster damit bedeket, und die Missethäter der Gerechtigkeit entzogen werden. Deswegen gehen beständig Mord und Todschläge vor, weil die Thäter sich leichte retten können. Wenn einer, der ein solches Verbrechen begangen hat, nur eine Kirche oder Closter, deren sehr viele in der Stadt sind, erreichet, oder nur einen Stein von denenselben zu fassen krieget, so wird er alsobald in Schuz genommen, und der Strafe entrissen. Dafern einer einen Menschen nicht tödlich verwundet hat, so wird er denen Gerichten mit der Bedingung ausgeliefert, daß wenn gleich der Verwundete noch stürbe, dennoch dem Verbrecher keine Lebens-Strafe auferleget würde. So gar die Ueberläufer, wenn sie von denen Miquelets oder Schnappkanen, auf denen Gebürgen, aufgehoben werden, und sich auf die Kirchen-Freiheit berufen, sind von der Strafe des Todes frei, und werden willkührlich geringe bestrafet. Es sind ofte lüderliche Gesellen, wenn sie ihre Montur verkaufet hatten, im Hembde und Hosen an die heilige Orte gelaufen, und haben der vorbeigehenden Officiers Wohlsein getrun-

trunken. Kan die Gerechtigkeit mehr beleidiget werden? Nothwendig muß so das Böse zunehmen, und das Gute Schaden leiden. Es lagen damals 10. Regimenter in Barcellona, darunter waren zwei teutsche, Surri und Schwaller. Weil diese Schweizer-Regimenter bessere Montur und stärkern Sold, als die Spaniolen, haben, so ist immer Uneinigkeit und Feindschafft unter ihnen. Wenn es nicht verdächtig wäre, allgemein zu reden, so wolte ich sagen, daß der Hochmuth und Geiz zwei Haupt-Laster sind, die die Spanier vorzüglich besitzen. Unsere Leute hatten daher immer Schlägereien mit ihnen. Es fielen gefährliche Wunden, ja zuweilen ein Meuchelmord vor, und die Mörder nahmen ihre Zuflucht zur Kirchen-Freiheit. Ob ich mich gleich iederzeit vor Händeln gehütet habe, und auch hier niemand beleidigte, so hatte ich doch den Verdruß, wider mein Verschulden, eine Ehren-Sache zu bekommen, wie die Franzosen reden. Ich sas nemlich mit einigen meiner Cameraden in der Tarazana, und trank beim Weinschenken einige Gläser Wein; gleich gegen uns über sassen einige Spanier vom Regiment Silva, die unsere Gesundheit tranken. Weil wir in einem aufmerksamen Gespräche waren, so merkten wir ihre Höflichkeit nicht, und konnten also unsere Danksagung nicht abstatten. Sie beschwerten sich vornemlich über mich, denn es sagte einer zu mir, ich müßte es gehört haben. Deswegen fielen allerhand Stachel-

Reden, insbesondere über unsern Sold und Kleidung. Ich lies mich aber hier nicht viel ein, sondern sagte mit trokenen Worten; es wäre Buben Manier zu zanken, und stünde solche einem Soldaten gar schlecht an. Wenn iemand Lust hätte mit mir zu schlagen, so wolte ichs so gleich aufs Baionet ausmachen.

Diese bestimmte Art zu reden machte meinen Widersacher ganz unruhig und beschämt. Er antwortete mir in einem bescheidnern Thone, daß ers nicht so böse meinte, und trank mir aufs neue zu, worauf ich denn, auf sein Ersuchen, Bescheid that. Eine Stunde darnach gieng ich mit zween von meinen Cameraden aus der Zeche, um mich mit Spaziergehen zu belustigen. Wir giengen nicht lange, als uns der Soldate vom Regiment Silva mit noch einem andern auf dem Fusse nachfolgte, und uns fragte, ob wir einen Spaziergang machen wolten? Wir sagten ganz kurz, ia, worauf er in unserer Gesellschafft bis an das Franciscaner-Closter gieng. Hier hielte er uns lange mit allerhand Unterredungen auf, und erzehlte, ohne unser Ansuchen, verschiedene Umstände von dem Closter, die wir mit Verdruß anhörten. Alle diese Absichten aber giengen dahin, mich unglüklich zu machen. Dieser gottlose Mensch wußte die Gelegenheit so wohl zu treffen, daß er mir mit einem verborgenen Messer, eh ich michs versah, einen Stich versezte. Die unerforschliche Vorsicht lies es geschehen, daß ich mich eben bükte, welches den

Stich

Stich von dem Herze abwandte, daß er in die linke Bruſt fuhr, und an den Rippen abglitſchte. Meine Cameraden erſchraken ſo wohl, als ich, darüber, allein der Thäter durfte nur einen Schritt thun, ſo war er im Cloſter und alſo in Sicherheit. Dadurch entgieng er dem weltlichen Arme, und lies ſich wenig anfechten, als ich ganz Kraftlos nieder fiel. Dis mag ein Zeugniß von der treuloſen Rachgierde eines Spaniers ſein.

Wir klagen beſtändig in unſerm Vaterlande über die täglich überhand nehmenden Laſter. Aber wir haben dabei anzumerken, daß unſer Volk faſt alles Böſe ſeiner unglüklichen Nachahmungs-Begierde gegen die Ausländer zuſchreiben kan, und im Grunde doch ungleich beſſer, als andere iſt. Man laſſe davon unpartheiſche Reiſende urtheilen, die die Welſchen, Spanier und Franzoſen kennen, ſie werden unſerm Volke gewiß hierinnen vorzügliche Lobes-Erhebungen geben müſſen. Eine heimtukiſche Rach-Begierde, die nach des andern Blute dürſtet, eine ſo groſe Menge Mörder und Räuber, wird man in Teutſchland nicht finden als in dieſen Ländern. Der böſen fremden Gewohnheiten zum Troz, iſt der Teutſche doch noch mehrentheils zum Beſten geneigt, und treibet ſeinen Zorn niemals zur Raſerei. Heimliche Bosheit und Betrug, iſt nie ſein Werk geweſen.

Man brachte mich gleich in das Spital, wo man meine Wunde beſichtigte und für heil-

bar erklärte. Ich sah, daß man wahr geurtheilet, weil ich nicht lange hernach glüklich wieder hergestellet wurde. Indessen kam königlicher Befehl an, daß wir uns zum Aufbruche fertig halten solten. Wir wurden nach Girona geschiket, wo wir ein walloniſches Regiment in der Besazung ablösen mußten. Diese Veränderung war mir recht vortheilhaft. Das Glüke fieng mir an, durch einen ungewöhnlichen Zufall, seine Güte zu erzeigen. Ich kam in einen Zustand, daß ich mir meinen Abschied auswürken und meine sclaviſche Dienste verlassen konnte.

Die Wache traf mich einstmals, daß ich bei einem Capuciner-Closter zu stehen kam. Es ist da ein enger und gefährlicher Ort, wo bei nächtlicher Weile allerhand gottlose Händel ausgeübet werden. Ich gieng da die Zeit zu vertreiben bei einer alten eingefallenen Mauer lange spazieren, und hatte meine Gedanken über zween Sperlinge die ihre Jungen in der Mauer äzten. Das Männchen davon aber schien mir nicht so sorgfältig zu sein, als das Weibchen, welches in einer Klufft seine Brut nicht verlies. Aus Neugierde machte ich einen Versuch die Standhaftigkeit dieses Vogels zu prüfen. Ich warf einen Stein, welcher gerade in das Loch fuhr, auf ihn hin, worauf nach einem Klange, als ob ein Geschirre wäre zerschmissen worden, eine gehäufte Hand voll goldener und silberner Münze, auf die Erde herunter fiel. Ich lief voll Begierde

gierde darauf zu, und hatte das Vergnügen, ohne gesehen zu werden, dieses Geld zu erbeuten. Nicht einmal die Schildwache hatte etwas merken können, weil der Weg zu dem Posten in einen einsamen und seitwärts gelegenen Winkel gieng.

Nun hatte ich eine grose Vermuthung, daß in dieser Gegend ein Schaz verborgen sein müßte, und daher trachtete ich nicht wenig darnach. Inzwischen konnte ich solchen ohne iemands Beihülfe nicht wohl erheben, und mithin mußte ich mich nach einem guten Gehülfen umsehen, der treu und verschwiegen war. Es war dieses deswegen nöthig, weil ich sonst hätte keine Leiter haben, und eine Mauer von 15. Schuhen ersteigen können. Indessen erwählte ich einen verschwiegenen und redlichen Menschen, der von Handschuchsheim an der Berg-Strasse gebürtig war, und bei einem Dienste von 6. Jahren noch nicht alle seine Schulden hatte tilgen können. Dieser hatte sich allezeit redlich und gut unter dem Regimente aufgeführet, und war einer meiner getreuesten Cameraden. Daher trug ich ihm ohne Bedenken mein Geheimniß vor, und sagte ihm, daß er dadurch sein Glüke befördern, und seine Entlassung bekommen könnte. Er dankte mir vor meine gute Gesinnung, und vermas sich sehr, verschwiegen zu sein und mir getreu beizustehen.

Hierauf hielten wir viele Berathschlagungen, wie wir unser Vorhaben ausführen

könnten. Wir wußten uns lange nicht zu helfen, denn unser Unternehmen war immer mit vielen Schwierigkeiten begleitet. Mein Freund that mir den Vorschlag, die Bank, welche in der Wach-Stube war, heraus zu tragen, und uns derselben zu bedienen. Alles schien unserm Vorhaben günstig zu sein. Mein Freund mußte um 12. Uhr nach Mitternacht ablösen, welches unserm Wunsche gemäs war. Aber unser Unternehmen war doch voll Gefahr. Was thut man nicht um das Geld? Inzwischen wird niemand so thöricht sein und die Geldbegierde tadeln, wenn man aus vernünftigen Absichten, die uns die Natur lehret, nach Gütern trachtet. Kaum war mein Camerad um erwähnte Zeit auf den Posten, und die übrigen Soldaten in der Wach-Stube stark eingeschlafen, als wir beim Scheine des Mondes die Bank an die Mauer brachten. Wir überlegten die Gefahr nicht, daß jener den Posten verlassen hatte, denn an sich war sie nicht groß, und wäre allein die Strafe harte gewesen, sondern ich stieg an dem Orte, wo der Schaz liegen solte, ganz kühn hinauf. Hiebei hatte ich des Mousquetiers Baionnet, so hoch ich reichen konnte, in einer Kluft der Mauer feste gemacht und mich mit denen Händen daran gehalten, worauf mein Camerade auf meine Schultern geliegen, und, wie er darauf gesuchet, die Reichthümer des verborgenen Ortes entdeket. Es hatte derselbe kaum einige Stüken Geld mit seinen begierigen

Hän-

Händen erhaſchet, als er für Freude auſſer ſich geſezt wurde, und mir einen ſo zärtlichen Tritt auf den Kopf gab, daß ich kaum recht daran Theil nehmen konnte. So bald er das Geld, welches ihn bei der erſten Entdekung in die Hände fiel, eingeſaket hatte, ſo machte er eine Erweiterung in der Klüft, und entdekte den glüklichen Topf, den ich durch meinen erſten Wurf zerſchmiſſen hatte. So bald er dieſen hervorgezogen hatte, ſo war es nicht mehr möglich, etwas zu entdeken, ſo ſehr auch unſere Unterſuchung darauf gieng. Seine Taſchen waren alle voll Geld, und es lag noch ein guter Vorrath auf dem Erdboden, den wir, mit Hülfe des Mondenſcheines, aufklaubten.

Mein Camerade war ſo entzüket, als wir ſo viel Geld erlangten, daß er mir immer um den Hals fiel, und mir tauſend Küſſe gab. Dieſe Freude vermehrte die meinige, und machte, daß ich im Theilen keine Weitläuftigkeiten machen wolte. Es nahm jeder ſo viel von dem Gelde, als er wechſelsweiſe davon in die Hand bekam. Ich nahm meinen Theil in ein Schnupftuch, und legte daſſelbe feſte zuſammen gebunden in einen ſichern Ort, wo ich denſelben, zu meiner groſen Freude, nach abgezogener Wache, wieder fand. Mein Freund vergrub auch den ſeinigen, und holte ihn in meiner Gegenwart ab. Hierauf ſäuberten wir das Geld von dem anklebendem Unrathe an einem bequemen Orte, und verwahrten es ſorgfältig. Ich habe das Meine in einem Strumpfe aufgehoben.

In Wahrheit, eine so ausserordentliche Begebenheit ist hinreichend einem Menschen ein groses Vergnügen zu verursachen. Wir mögen arm oder reich sein, so wird uns ein so glüklicher Zufall allezeit rühren können.

Ich habe sehr uneigennüzige Leute gekannt, die über ein kleines Glüke, über einen Gewinn im Spiele, oder in der Lotterie, vergnügt waren. Eben diese aber waren weniger aufgeräumt, wenn sie ein vortheilhafter Rechts-Handel, ein guter Verdienst, oder sonst etwas erfreuete. Die Religion hat alle Herzen noch nicht so stark gerühret, daß sie nicht eine verborgene Gottheit aus dem Glüke machen solten, sie nehmen vielmehr die Geschenke mit desto gröserm Vergnügen von ihrer Hand an, weil sie glauben, daß sie dasselbe ferner begleiten werde. Vielleicht ist ihnen auch ein Glüke deswegen angenehmer, weil sie dabei keine Mühe und Verdruß gehabt haben, sondern gleichsam im Schlafe dazu gelanget sind.

Da wir uns in dem Zusammenhange solcher Umstände befinden, da das Geld eines der vornehmsten Güter ist, so geben wir eine schlechte Erkänntniß derselben an den Tag, wenn wir nicht um unsers Glükes willen, darnach trachten. Wer nicht gerne Noth leiden, des andern Sclave, und bei allen dem Guten, das er an sich hat, verachtet sein will, der wird bald die gute Eigenschaften des Geldes einsehen, und sich vieles zu besizen wünschen. Unter allen Umständen ist das Geld gut. Wer ei-

ne gute Bedienung, eine artige Frau, einen anſtändigen Hausrath, gute Geſellſchafften und Bücher haben will, muß vor allen Dingen Mittel beſizen. Ein Armer muß alle dieſe Vortheile entbehren. Man ſieht nicht einmal, daß er Verdienſte beſizet, weil er arm iſt. Die Reichen, welche in der Welt zu gebieten haben, nehmen keinen in ihre Geſellſchafft auf, der nichts hat. Daher iſt es vortheilhaft, wenn man die Armuth ſo viel, als möglich, verbergen kan. Wenn man nicht klaget, gut gekleidet iſt, und vernünftige Gläubiger hat, die ſchweigen können, und auf unſer zukünftiges Glüke aufrechnen. Wenn man ſich nach ſeinem Zuſtande richtet, nicht zuweilen ſo viel ausgibt, daß man wieder darben muß, kein Kleid träget, das andere, die reich ſind, tragen, ſich für Schulden fürchtet, weil man gegründete Urſachen zu zweifeln hat, ob man würde bezahlen können, ſo wird man ſehr wenig geachtet werden. Daher iſt auch der Schein des Geldes gut. Mithin iſt es einem Menſchen gar nicht zu verargen, wenn er voll Freude ſo viel Geld bekommt, daß er ſich aus einem elenden Zuſtande heraus wikelt, insbeſondere, wenn er es noch von dem Glüke empfänget.

Wie angenehm iſt mir nicht der Anblik ſo vieler ſpaniſchen Matten, Piſtolen und Cronen-Thaler geweſen? Nun haſt du dein Geld mit Wucher wieder, dachte ich, das du der liebenswürdigen Wittwe in Baſel geſchenket haſt.

hast. Ich hatte nun weiter vor nichts als vor meine Entlassung zu sorgen, wobei ich aber wenig Schwierigkeiten sah. Sobald ich mich auch deswegen meldete, wurde mir mein Gesuch bewilliget, wenn ich 55. fl. und etliche Groschen, die ich dem Regimente schuldig war, erlegen würde. Es war mir dieses nicht schwer einzugeben, wiewohl ich zum Scheine einige Einwürffe machte und vorgab, daß mein bisgen Geld, so ich noch ausser Diensten erworben hätte, kaum zureichen würde. Allein die Spanier waren dazu taub, und liesen mir keinen Heller nach. Nachdem ich aber bezahlet hatte, wurde mir mein Abschied ausgefertiget, denn das Regiment war durch die Ankunfft neuer Soldaten über die Zahl angewachsen. Dieser Umstand bewog meinen ehrlichen Cameraden, daß er gleichfalls seine Freilassung suchte, und war so glüklich, daß er sie erhielt, nachdem ich seine Schulden, die sich auf 8. fl. erstrekten, bezahlet hatte. Dieses geschah zwei Tage, nachdem ich meine Dienste verlassen hatte.

Hierauf säumten wir nicht lange abzureisen, ob wir gleich wegen des Weges nicht gleich einig waren. Wir fuhren in unserer Montur auf der Post nach Perpignan. An diesem Orte untersuchten wir die Stärke unserer Barschaft. Ich hatte 2800. und mein Gefährde nicht gar 2000. Gülden, alles von dem Schaze, dessen oben Erwähnung geschehen ist.

Hier

Hier wolte ſich mein guter Freund von mir trennen, ich überredete ihn aber, daß er mit mir nach Lion gieng. Ich war erfreuet dieſe berühmte Stadt wieder zu ſehen, und erzehlte meinem Freunde die Begebenheiten, die mir daſelbſt vorgefallen ſind. Weil ich von verſchiedenen Perſonen Wohlthaten genoſſen hatte, ſo erforderte die dankbare Erkänntlichkeit, daß ich mich um ſie erkundigte, und als ich von ihnen Nachricht erhielt, meinen Beſuch abſtattete.

Einige erkannten mich wieder, andere aber nicht ehe, als bis ich ſie auf meine Umſtände zurüke führte, und ſolchergeſtalt ihnen meine Perſon kenntbar machte. So bald ſie davon unterrichtet waren, verlangten ſie meine Geſchichte zu wiſſen, und ich kan ſagen, daß ihnen dieſelbe gefallen habe. Deswegen erwieſen ſie mir abermals viele Gefälligkeiten, und lieſen mich, ſo lange ich in Lion war, nichts bezahlen, ſondern zogen mich Wechſelsweiſe zu Tiſche, und machten mir noch dazu Geſchenke. Unter andern hat der Herr d'Arcore meinem Cameraden vor ſeine 2000. fl. Wechſelbriefe nach Strasburg verſchaffet, als er von mir weggieng und nach Teutſchland zu denen Seinigen abreiſete. Ingleichen ſchafte er mir Wechſel nach Italien, und lies mir ein ſehr ſchönes Kleid machen, als er erfuhr, daß ich mir eins zu kaufen im Begriffe war.

Weil es mir in Lion überaus wohl gieng, ſo hielte ich mich länger daſelbſt auf, als ich An-

Anfangs gesinnet war. Ich fand unter denen Kaufleuten die artigsten Gesellschafften, denn sie leben sehr prächtig und ungezwungen, welches sie auch mehrentheils wegen ihrer grosen Reichthümer wohl thun können. In ihren Gesellschaften findet man so viel Geschmak, als ich in meinem Leben nie bemerket hatte. Artiges Frauenzimmer, Spielen, Tanzen, Musik und die ungezwungenste Lebens-Arten machen die Seele derselben aus. Allemale wo ich nur hin kam, war ich willkommen und fand einen gedekten Tisch. Ohne daß ich einen Rang oder Vermögen hatte eine gewisse Art zu leben auszuüben, wurde ich so grosmüthig aufgenommen, daß ich glaubte, niemand verdrüßlich zu sein.

Ich gieng einst auf dem vortreflichen Plaze Bellecour spazieren, als mir ein wohlgekleideter Mensch rief zu ihm zu kommen. Ob er mir gleich nicht bekannt war, so gieng ich doch auf ihn zu, und fragte, was er von mir verlange? Sind sie nicht Herr Ma..? war seine erste Frage, und als ich sie bejahet hatte, so ersuchte er mich, in ein gewisses Haus zu kommen, wo eine Dame, die ich wohl kennen würde, mich zu sprechen verlangte. Ich bat ihn, sich besser heraus zu lassen, und mir die Person zu nennen, er sagte aber, daß ihm dieses verboten sei, und daß ich ihm ohne Gefahr folgen könnte, weil das Haus gleich hier läge, und eines von denen angesehensten in Lion wäre. Weil ich hiewider nichts einwenden konn-

konnte, so folgte ich ihm in ein sehr prächtiges Haus, wo er mich in ein Zimmer führte, und versicherte, daß ich bald die bekannte Person würde zu sehen bekommen.

Indessen stellte ich erst meine Betrachtungen über diesen Umstand an, und besah zum Zeitvertreibe das Zimmer, welches mit einem ausgesuchten Geschmake eingerichtet war. Kaum aber war ich damit beschäftiget, als mir eine Dame mit vieler Entzükung in die Arme fiel, die ich für die Frau le Gardier erkannte. Sie sagte, daß sie mich schon etlichemale in Bellecour hätte herum gehen sehen, und daß sie gleich beim ersten Anblike gemuthmasset hätte, daß ich es sei; sie hätte aber so lange daran gezweiffelt, bis sie mich heute recht nahe gesehen hätte. Deswegen bezeigte sie mir eine ungemeine Freude über meinen Aufenthalt, und versicherte mich, daß sie schon lange nichts mehr gewunschen hätte, als mich noch einmal in ihrem Leben zu sehen. Ich gestand ihr, daß gleichfalls nichts meinem Vergnügen, sie noch einmal zu sprechen, gleich käme, und mein Herze war dabei so zärtlich, daß sie gerühret wurde. Meine Geschichte, die ich ihr erzehlen mußte, rührte sie, daher sie verschiedene male Thränen vergos. Meine Gefangenschafft in Algier, mein Schiffbruch, und andere betrübte Gegenstände nahmen diese grosmüthige Dame so ein, daß sie mich durch ihre Thränen in eine auserordentliche Gemüthsbewegung sezte. Tausendmal fragte

ſie, ob ich an ſie gedacht hätte, und ich konnte ihr dieſes ohne Unwahrheit verſichern. Ich ſagte es ihr ſehr rührend, indem ich ihre Knie umfaßte, und ſie hatte viel Vergnügen an meinem Bekänntniſſe. Die Frau le Gardier war mit ihrem Gemahle und Kindern in Lion, und ich hatte das Vergnügen meinen lieben Sohn dabei zu ſehen. Dieſe Sache ſchien mir alles lebhafte Weſen wieder zu geben, welches ich eine Zeit her gewiſſer maſſen verlohren hatte. Ich ſah ein vollkommenes Ebenbild vor mir, ein Kind, welches viele Vorzüge des Geiſtes und Aeuſſern an ſich hatte. Mein ganzes Herze wandte ſich bei deſſen Anblik um, eine freudenvolle Zärtlichkeit nahm mich ganz gegen dieſes liebe Kind ein. Seine empfindliche Mutter wurde recht ſehr gerühret, und vereinigte meine Thränen mit den ihrigen, als wir dieſes ſchäzbare Pfand wechſelsweiſe an unſere Bruſt drükten. Nicht anders, als ob die Natur ſich in ihm gereget hätte, war es mir ſo ſehr zugethan, daß es mich vorzüglich vor den andern liebte. Es nennte mich ſeinen Vatter, es ſagte, daß es ſo bald ſterben würde, als ich von ihm weggienge. Alle die unſchuldige Neigungen, welche Kinder gegen diejenige, die ſie gerne haben, an den Tag legen, lies es gegen mich bliken. Ich hatte um ſo öfter Gelegenheit dieſe geliebte Perſonen zu ſehen, weil der Herr le Gardier wegen einer Rechts-Sache in Dilon zu thun bekam. Deswegen wurde abermals mein Aufenthalt in Lion verlängert.

Ich

Ich hatte einen recht grosen Streit auszustehen, wenn ich einsah, daß eine Person, die so grose Reizungen besas, und ein so liebenswürdiges Kind, welche mir die Natur eigen gemacht hatte, von einem andern besessen würden. Nur dieses war fähig, mir in deren Gegenwart einige unangenehme Zweifel zu machen. Aber ich war dennoch allzuzärtlich, als daß ich der Frau le Gardier meine Schmerzen hätte entdeken sollen. Ich wußte, daß sie nur selbst würde betrübet werden, ohne daß sie mir helfen könnte, und deswegen hätte ich unrecht gethan, wenn ich mich entdeket hätte. Sie versicherte mich, daß sie mich unaufhörlich liebte, und als ich sie befragte, wie sie mit ihrem Gemahle stünde, so sagte sie, daß er ein liebenswürdiger und rechtschaffener Mann wäre, der ihr allerhand Annehmlichkeiten zu machen suchte, und daß sie ihn ungemein hoch schäzte. Sie sagte, daß sie nicht die geringste Ursache hätte ihn nicht zu lieben, aber „Ach! „ sezte sie hinzu, wenn man sein Herze ver„ schenket hat, so hat die erste Liebe allezeit „ einen so grosen Vorzug, daß die Leztere nicht „ stark genug ist. So sehr ich den Herrn le „ Gardier liebe, so sehr liebe ich sie auch, „ sagte sie zärtlich, ia ich liebe sie so sehr, daß „ ich ihn mehr lieben würde, wenn ich sie nie „ erkannt hätte. „ Ja, ein getheiltes Herze ist eine Annehmlichkeit, welche uns zu vielen Schmerzen Gelegenheit giebet!

Ein so zärtliches Bekänntniß rührte mein

Innerstes. Ich war nicht fähig, zu begreifen, daß ich so vieler Güte werth wäre, und ich wurde auf eine so sichtbare Art davon überzeuget, daß ich nicht daran zweifeln konnte. Mein Gegenstand bewog mich zur Ehrfurcht, aber er wolte Liebe haben. Konnte ich ihm diese versagen? Nein! Indessen hatten wir uns nichts dabei vorzuwerfen. Wir sagten einander tausend schöne Dinge, wir beklagten unser Schikfal daß es unsere Verbindung nicht zugelassen hat, aber da unser ganzes Verhältniß auf eine natürliche tugendhafte Neigung gegründet war, so wurde der Herr le Gardier von uns auf keine Weise beleidiget. Meine Gebieterin befahl mir Ascanien zu lieben, und alle mögliche Mittel ausfündig zu machen, die mir den Besiz derselben verschaffen könnten. Sie sprach selbst von diesem schönen Kinde recht vortheilhaft, und sagte nur, daß ich aus Neigung zu ihm, sie nicht vergessen solte.

Unterdessen hatte der Herr le Gardier in Dijon seine Rechts-Sache, zu seinem Vortheile ausgemachet, und kam wieder nach Lion, woselbst er Anverwandte hatte. Seine Geschäfte erforderten bald in Aix seine Gegenwart, daher er wieder dahin aufbrechen mußte. Dieses lies mir seine Gemahlin wissen, und befahl mir, ihr noch vor ihrer Abreise aufzuwarten. Ich gehorchte. Sie nöthigte mir einen Beutel mit Louisd'or an, und gab mir ihr und des lieben Kindes Bildniß, welches vollkommen getroffen ist, in einem prächtigen

Ge-

Gefäse. Unsere Trennung war eine der zärtlichsten, sie drükte mich liebreich in ihre Arme, und hielte das artige Kind zwischen unsere Herzen, welches wir beständig küßten, und uns endlich, mit auserordentlicher Wehmuth, das betrübte Lebe Wohl! anwünschten. Mein Schmerze über diese Begebenheit machte mich auf einige Tage meinen Freunden unkenntbar, und ich konnte nach ihrem Abschiede nicht länger mehr in Lion verbleiben.

Beinahe hätte ich dadurch Ascanien vergessen, und in Betrachtung der Frau le Gardier mich entschlossen, meine übrige Tage ehelos zu vollenden. Allein dieses wäre ungerecht gewesen, weil ich Ascaniens Besiz noch hoffen konnte, hingegen iene vermählet war, und mir selbst rieth, diese Schöne aufzusuchen und zu heirathen. Deswegen machte ich durch Vermittelung eines Kaufmannes in Lion mein Geld zu Wechseln, die ich in Venedig erheben solte. Gleich darauf reisete ich mit vielen Freundschaffts-Bezeugungen der höflichen Herren von Lion begleitet, nach Italien ab.

Wenn ich dabei mein Vorhaben überdachte, so wurde ich in recht widersprechende Gemüths-Bewegungen gesezet. Die Vorstellung, daß ich Ascanien besizen dürfte, überhäuften mich mit Freude. Aber ich hatte fast mehr Gründe zu glauben, daß ich sie nicht erhalten würde. Mein guter Bekannter hatte mir aus Murano geschrieben, daß

sie ins Closter verstossen worden, und gemeldet, daß sie ohnfehlbar würde gezwungen werden, sich einkleiden zu lassen. Ich glaubte dieses, und wurde davon so eingenommen, daß ich mir kein Bedenken machte, die Hand ihrer angenehmen Schwester zu suchen. Nachdem mir dieselbe durch einen schmerzlichen Tod entzogen worden, wachte meine Liebe zu Ascanien wieder auf, und ich suchte auf alle Art derselben zu schmeicheln. Ich erinnerte mich, daß Herr Bonarelli allezeit eine Abneigung gegen das Closter-Leben gehabt, daß er seine Kinder ungemein zärtlich geliebet, und sehr darauf bedacht gewesen, sie gut zu verheirathen. Ich wußte zwar, daß er hizig war, allein eine einzige Thräne von Ascanien konnte sein Herze rühren. Daraus schlos ich zu meiner Beruhigung, daß Ascanie kein Gelübde würde abgeleget haben, und mich vielleicht noch liebte. Nur die Schwierigkeiten bei diesem Puncte machten meine Unruhe aus. Inzwischen war ich kaum in Venedig angelanget, als ich meine Gelder zum Theil einnahm, und mich um Ascaniens Zustand erkundigte.

Meine Untersuchungen wurden bald durch die Ankunfft eines Officiers, mit dem ich unter Venetianischem Solde gedienet hatte, auf das Beste angebracht. Er kam von Murano, und sagte mir, daß der Herr Bonarelli vor ein par Jahren gestorben, und seine Tochter Ascanie an einen Raths-Herren

ren zu Florenz verheirathet worden, aber nun schon ein halbes Jahr Wittwe sei. Man kan denken, wie sehr diese Nachricht mit meinen Wünschen übereingestimmet habe, und es war mir unmöglich, meine Freude zu verbergen. Ich bat ihn zu mir zu kommen, und hab ihn auf das Beste bewirthet.

Nun schienen mir alle Augenblike zu lange, die ich von Ascanien entfernet, zubringen mußte. Deswegen reisete, nach Empfang meiner übrigen Wechsel, nach Florenz ab, wo ich in einem bekannten Gasthof abstieg. Ich erkundigte mich bei meinem Wirthe nach der Wittwe des Herren Sichi, und er gab mir zur Antwort, daß sie in seiner Nachbarschafft wohne. Daher säumte ich keinen Augenblik mehr mich zu ihr zu begeben.

Kaum trat ich in ihr Zimmer, als sie mit den Worten: Jeß Maria! das ist Ma.. von ihrem Stuhle aufsprang, und mich umarmte. Ich konnte ihr vor vielen Weinen nicht antworten, und bezeugte nur durch äusserliche Zeichen meine Ehrerbietung. Ich sagte ganz gebrochen, daß ich derienige wär, vor welchen sie mich ansäh, und sagte, daß ich nun gerne sterben wolte, nachdem ich nach so vielen Unglüks-Fällen sie wieder gefunden hätte. Diese gerührte Sprache preßte ihr so viele Thränen ab, daß sie ganz wehmüthig sich in ein Neben-Zimmer begab, und mich eine Zeitlang voll Empfindlichkeit alleine ließ.

Doch lies sie mich nicht lange in meiner Einsamkeit, sondern kam in einem sehr freundlichen Aufzuge wieder zu mir. Eben dieienige holdselige Mine, die mich sonst so sehr rührte, und welche uns des gegenwärtigen Eindrukes in das Herze versichert, belebte mein trauriges Angesichte. „So sagen sie mir denn, mein „Freund! sagte sie mit groser Güte, wie sie „hieher gekommen, und wie sie sich befinden? Ich machte ihr eine kurze Erzehlung meiner Begebenheiten, und vergas auch nicht meiner Frau Erwahnung zu thun. An statt, daß ich geglaubet hatte, sie würde darüber böse werden, und die wahren Ursachen entdekte, billigte sie so gar meine That, und sezte mich dadurch in einige Unruhe. „O Madam, „sprach ich, wolte der Himmel, daß sie böse „darüber würden, daß sie mich dennoch ent„schuldigten, und meinen Fehler mit einer ge„wissen Strafe verknüpften. Es muß ihnen „in der That meine Ruhe nicht mehr angenehm „sein. Weil sie so viel Arges denken, ant„wortete sie, so ist es billig, daß ich sie in „Ungewißheit lasse, so lange bis sie sehen, ob „ich Recht habe.„ Ich gehorsamte. Unterdessen waren wir in ganz gleichgültigen Gesprächen, von unsern Umständen, begriffen. Frau Sichi erzehlte mir, daß sie alleine an dem übeln Erfolge ihrer Flucht Ursach sei. Wie sie habe um bestimmte Zeit aus dem Hause gehen wollen, hätte sie eine so traurige Verwirrung überfallen, daß ihr Vatter Verdacht

dacht geschöpfet, und sie zu einem Geständnisse genöthiget hatte. Es wäre ihr in ihrer Bestürzung unmöglich gewesen, die Wahrheit zu verbergen. Alleine so bald sie den Schaden gesehen, den sie ihr durch ihre Aufrichtigkeit zugezogen, und an meine liebreiche Mühe gedacht, habe sie sich auf das Geschwindeste zu mir begeben wollen, sei aber unter dem Thore von der Wache angehalten, und zu ihrem Vatter gebracht worden. Derselbe wäre sehr wider sie aufgebracht gewesen, und hätte sie durch seine Klagen über ihren Ungehorsam in eine Art der Verzweifelung gestürzet. Sie hätte meiner wegen grose Sorgen gehabt, und wäre mit Vergnügen ins Closter gegangen, wohin sie ihr Vatter habe bringen lassen. Da sie mich zu besizen keine Hofnung mehr gesehen, so hätte sie nichts mehr gewunschen, als eine Nonne zu werden, damit sie nicht gezwungen würde eines Andern Hand anzunehmen. Ihr Vatter aber hätte, weil er ihren Beruf für unrein gehalten, sie bald wieder aus dem Closter gezogen, und ihr kurz hernach den Herrn Sichi angetragen. Sie hätte sich aber so sehr dawider gesezet, daß man sie durch eine List zu hintergehen für gut befunden habe. Man hätte nemlich einen Soldaten bestochen, der gesaget habe, ich wäre in Ungarn in einem Treffen geblieben. Darauf habe sie sich endlich bereden lassen den Herrn Sichi zu heirathen, ob er gleich ein alter Mann gewesen. Sie habe drei

Jahre mit ihm gelebet, und ſich dabei wohl befunden, weil er ein vernünftiger und guter Mann war, deſſen Tod ihr viele Schmerzen verurſachet hätte.

Dieſes waren die Umſtände, in denen ich Aſcanien antraf. Sie ſah noch eben ſo jungendlich und ſchön aus, als wie ich ſie in Murano gefunden hatte. Eben die liebreizende lächelnde Mine, mit der ſie die Herzen ſich unterwurfig machte, und die die Unſchuld ihrer Seele ausdrükte, lebte in ihrem Geſichte. Ihre Neigungen waren noch eben ſo edel und tugendhaft. Ihr Thun eben ſo gefällig und ſittſam, eben ſo ſehr von dem Stolze und ungezwungenem Weſen befreiet, als von der begierigen Sehnſucht zu gefallen. Es war ihr Natürliches, wenn ſie die Herzen an ſich zog, die ſich um ſo weniger widerſezten, ie angenehmer es war, ſie zu lieben und hochzuſchäzen.

Im übrigen rührte ſie meine Zärtlichkeit. Meine ſtumachtende Blike, die ich auf ſie verſtohlner Weiſe warf, thaten einen Eindruk. Ich konnte ſie nicht anſehen, ohne in eine entzukende Freude zu gerathen. Dieſes heiterte mein ganzes Geſichte auf, und machte meine Gedanken ſichtbar. Wie ich meine Geſchichts-Erzehlung geendiget hatte, ſo wünſchte ſie mir Glük, daß mein Zuſtand ſich ſo ſehr zu meinem Beſten geändert hatte. Dieſe Güte rührte mich. Ein Seufzer machte ſie begierig, meine Gedanken zu wiſſen. Ich geſtand

ihr,

ihr, daß es blos an ihr liege, den Wunsch, den sie mir gethan, zu erfüllen. Nur alsdenn, sagte ich, ist das Ziel meiner Wünsche erreichet, wenn ich ihr Herze, das sie mir mit so vieler Grosmuth geschenket haben, wieder besize. Die Frau Sichi stund mit mir an einem Fenster, wo der heitere Tag seine Strahlen auf sie warf und ihre Schönheit der seinen ähnlich machte, als ich sie so anredete Voll zärtlicher Liebe, die in dem Augenblike mir das Glüke der vergangenen Zeit wieder gab, drukte sie mir die Hand, und versicherte mich ihrer Gunst. „Nun, sprach sie, will ich ihnen das Geheimniß entdeken, warum mir „ihre Verheirathung nicht unangenehm zu hören war. Ich dachte, daß sie noch ledig wären, und mithin eine Ungleichheit unter uns „entstanden sei. Dieser kleine Umstand schien „meiner Liebe nachtheilig zu sein, nun aber „fällt dieser Verdacht weg, und, sezte sie „scherzhaft hinzu, kan ich mich doch noch einer vorzüglichern Treue rühmen als sie. „Sie haben geheirathet, da ich noch lebte, „und die Nachricht mit dem Closter-Leben „war sehr verdächtig; ich aber habe mich „nicht ehe zum Heirathen bewegen lassen, als „bis ich erfahren, daß sie gestorben sind. Ich mußte es zugeben, und sezte hinzu, daß ich mir in Zukunft alle Mühe geben wolte, sie im Lieben zu übertreffen. Sie versicherte mich aber sehr artig, daß sie mir nicht den Sieg überlassen würde.

Man

Man muß es mir nicht übel nehmen, daß ich so weitläuftig bin. Wenn ich von meiner Geliebten rede, so habe ich nie Stärke genug, diesen Fehler zu bemerken. Damit ich aber, weil ich doch nun einige Erkänntniß meines Irrthums habe, nicht wissentlich fehle, so will ich ganz kurz sein.

Ascanie, damit ich ihr diesen Namen wieder beilege, hatte mir nicht alleine erlaubet, sie fort zu lieben, sondern auch mir versprochen, nach Ablauf des Trauer-Jahres meine Hand, nach dem gewöhnlichen Gebrauche, anzunehmen. Unterdessen befahl sie mir, mich an einen in der Nähe liegenden Ort zu begeben, damit durch unsern Umgang der Wohlstand nicht beleidiget würde, und sie wegen einer allzugrossen Entfernung nichts zu besorgen hätte. Ich folgte sogleich ihrem Befehle, und begab mich nach Pisa, wo ich die angenehme Stunden erwartete, die mich Lebenslang mit dieser vollkommenen Person vereinigen solten.

Es wurde mir verbotten, in meinen Briefen nicht allzuverliebt zu thun, und ich habe diesem Verbote nachgelebet, ob gleich Verliebten der Ungehorsam zuweilen sehr wohl anstehet. Ich hätte auch die Wahrheit überschreiten musen, wenn ich viel geklaget und von denen Schmerzen der Liebe geredet hätte, weil ich keine empfand. Weil ich von der Redlichkeit meiner Geliebten vollkommen überzeuget war, und sie gewiß Lesas, so hatte ich

keine

keine Urſache über etwas zu klagen, und unterhielt ſie nur von dem Vergnügen, daß ich aus ihrer Zuneigung einerndtete.

Inzwiſchen gab ich mir Mühe, von dem Zuſtande des Herrn Grafen von Bernardino Nachricht einzuziehen. Zu dieſem Ende ſchrieb ich nach Florialte, und erhielte bald von da aus Antwort. Baptiſte, der nun Amtmann war, kam ſelbſt mit einem gnädigen Hand-Briefchen, darinnen mir der Graf befahl, zu ihm zu kommen. Ich hatte eine auserordentliche Freude über dieſe unvermuthete Begegnung. Sie haben geglaubet, daß ich ſchon längſtens in das Reich der Toden gewandert, wiewohl ſie erfuhren, daß ich in Florialte geweſen. Ich hatte aber weit mehr Urſachen ſie für todt zu halten. Indeſſen reiſete ich mit meinem lieben Freunde zu dem Grafen ab, nachdem ich vorher an meine Vertraute geſchrieben, und ihr des Grafen Schreiben überſchiket hatte. Dieſer grosmüthige Herr that mir die Ehre an, mich mit Thränen zu umarmen, und war ſehr über meine Ankunft erfreuet. Er ſtellte mich ſeiner Gemahlin vor, die mich mit beſonderer Gnade empfieng, und mich ihres Schuzes verſicherte. Der Graf lies mich ſodann meine Begebenheiten erzehlen, die ſowohl ihn, als ſeiner Gemahlin, ſonderbar zu ſein ſchienen.

Ich wurde ſo gut bewirthet, als wenn ich eine Standes-Perſon geweſen ware.

Der

Der Herr Graf sagte immer, daß er das Glüke beneide, daß es mich in einem Stande gesezet habe, welchen er mir gerne allein hätte verschaffen wollen. Die Frau Gräfin wurde insonderheit durch Ascaniens Geschichte gerühret, und sagte, daß sie eine so liebenswürdige Person hoch schäze, und daß sie ihr das Vergnügen, sie zu sehen, vorbehalte. Als ich ihr ein Bildniß von Ascanien überreichte, so bewunderte sie ihre Schönheit, und that mir nebst ihrem Gemahle die Ehre an, es verschiedene male zu küssen.

Weil ich den Zustand des Herrn Grafens sehr verändert sah, denn er hatte eine schöne Gemahlin, und ziemlich starke Familie, so stattete ich meinen Glükwunsch deswegen ab, und bezeugte meine Begierde, davon unterrichtet zu sein. Baptista befriedigte dieselbe auf folgende Weise:

## Schluß der Geschichte des Grafen von Bernardino.

Bei dem Sturme, in welchem wir alle unsern Untergang für gewiß hielten, war unser Vortheil, daß der Herr Graf und ich auf eine Sandbank geworfen wurden, wo wir aber nichts, als einige Stüke von dem verunglüktem Schiffe sahen, und alle Leute für verlohren hielten. Wir beweinten insbesondere

ihren

ihren Tod, wiewohl wir noch nicht sahen, wie wir selbst, ohne eine auserordentliche Hülfe, würden errettet werden. Da wir nun in der gröſten Angst unser Ende erwarteten, so kam ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zu, welches durch GOttes Vorsehung uns ersehen hatte. Es sezte alsobald ein Boot aus, welches zu unserer Rettung herbei kam und uns in das Schiff brachte. Es war dasselbe aus Engeland und sezte dahin seinen Lauf fort. Zu allem Glüke war ein englischer Consul aus Cairo in Egypten darauf, der den Lord Ch. einen guten Freund des Herrn Grafen, kannte. Dieser erwies ihm daher viele Höflichkeit, und tröstete ihn wegen des Verlustes, den er auf der See gehabt hatte. Wir kamen glüklich in Engeland an.

Der höfliche Consul lief, so bald wir in Londen angekommen waren, zu den Lord Ch. und meldete ihm des Grafen Zustand und Ankunft. Zwei Stunden darauf kam dieser liebreiche Herr selbst, und brachte dem Grafen einige Kleider mit, damit er sogleich mit ihm nach Hause fahren konnte. Unter diesen Umständen hätte dem Grafen nichts angenehmer sein können, als dieses. Der Lord behielt ihn bei sich, und strekte ihm so viel Geld vor, daß er seinem Range gemäs aufziehen konnte.

Ich konnte überhaupt wahrnehmen, daß der Graf in Londen recht vergnügt lebte. Der Umgang mit denen Engeländern war

war mit seinen Neigungen vollkommen gemäs; er wurde deswegen von ihnen hochgeschäzet, und es war keine Ergözlichkeit oder vornehme Gesellschafft daran er nicht einigen Antheil nahm.

Damals wurde in keinem Hause besser gelebet, als bei dem spanischen Gesandten. Man sagte, daß dieser Herr der klügste und grosmüthigste Stats-Mann in ganz London wäre. Aber er hatte diese Lobsprüche nicht allein, man legte sie auch seiner unvergleichlichen Familie bei.

Seine Gemahlin, sein Sohn und seine beide Töchter Donna Antonia und Donna Maria, hatten den größten Antheil an diesen Lobes-Erhebungen. Jedermann war darinnen einig, ia es war fast Mode, daß man seinen Geschmak in Bewunderung dieser Personen an den Tag legte.

Der Graf fand keine Ursache von diesem allgemeinen Beifalle abzugehen, er fand vielmehr kein gröseres Vergnügen, als wenn er bei dem spanischen Botschafter war. Man sagte, daß insonderheit Donna Antonia, an seinen Besuchen vielen Antheil habe. Sowohl ihre Schönheit, als ihr gutes Herze und groser Verstand, haben den Grafen gerühret, und er war so glüklich sie gegen ihn empfindlich zu sehen.

Inzwischen, da diese Liebe noch nicht völlig entwikelt war, wurde der Botschafter nach

Spa-

Spanien zurüke berufen. Alle Leute sahen seine Abreise mit Misvergnügen an, und gewiß war niemand, der mehr Antheil daran nahm, als der Graf.

Es war ihm unerträglich, ohne Donna Antonia zu sein. Deswegen reisete er dem Botschafter nach, indem er vorgab, daß er begierig sei, den spanischen Hof zu sehen. Seine Freunde aber sahen seine Absichten ein, ohne daß sie solche hätten tadeln können.

Wir langten glüklich in Madrit an, wo der Gesandte vergnügt war, den Grafen bei sich zu sehen. Donna Antonia war es auch, sie war aber zu bescheiden, dessen Gegenwart ihren Reizungen zuzuschreiben, ob sie gleich nicht geirret hätte. Doch konnte sie nicht lange mehr ungewiß bleiben, die zärtliche Neigungen, die sie in dem Herze des Grafen erreget hatte, entdekten sich immer mehr, in einer Zeit von etlichen Monaten wurde sie davon überzeuget.

Es überfiel sie hierauf eine gefährliche Krankheit. Die Boken brachen so stark bei ihr aus, daß man ihr Ende, oder den Verlust ihrer Schönheit besorgte. Der Graf that untröstlich. Er hatte ihr Herze noch nicht ganz erobert, er wußte aber, daß es ihm geneigt war. Daher vereinigte er seine Thränen mit denen die ihre Anverwandte vergossen, und rührte sie durch seinen Schmerz. Er

verſicherte ſie, daß er ſie überaus hoch ſchäze, und ob man gleich meinte, daß er ſich ändern würde, ſo bald ſie ihre Schönheit würde verlohren haben, ſo ſagte er doch, daß er dennoch ihren Beſiz für ein Gut hielte, das ihm unſchäzbar wäre.

Donna Antonia wurde durch eine ſo grosmüthige Liebe gerühret. Sie befahl, da ſie noch in der Gefahr des Lebens ſtunde, daß man dem Grafen ihr Bildniß geben ſolte. Ein Geſchenke von dieſer Art konnte ihm nicht anders, als angenehm ſein. Er wünſchte nur, daß das Urbild ſelbſt möchte erhalten werden. Seine Geliebte wurde wieder hergeſtellet.

Man ſtellte Freuden-Feſte darüber an, und der Graf war dabei eine Haupt-Perſon. Man kannte nun ſeine Abſichten vollkommen, und man war nicht im Stande, wider dieſelb: etwas einzuwenden. Donna Antonia, ob ſie gleich alle ihre Reize behielt, wurde durch des Grafen Ergebenheit bewogen, ihn mit vielem Vorzuge zu begegnen. Wie er ihr ſodann ſeine Liebe bekannte, und um ihr Herze warb, ſo übergab ſie ihm ſolches auf die angenehmſte Art. Von dieſem Tage an wurde er ſo aufgewekt und veranügt, daß man billig urtheilte, daß er die Gröſe ſeines Glükes kenne.

Ob gleich der Herr von M.. ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung gab, ſo wurde doch

doch ihre Vermählung, des Ceremoniels wegen, aufgeschoben. Aber kaum war diese Zeit abgelaufen, so ereignete sich eine beschwerlichere Hinderniß. Der Herr Graf wurde von einem gefährlichen Fieber überfallen. Man schlos aus verschiedenen Umständen, daß es tödlich sei, wiewohl nichts weniger gegründet war. Der Graf wohnte in dem Hause des Herrn von M.. welches an seinem Schmerze Antheil nahm. Donna Maria und Donna Antonia bemühten sich Wechselsweise, ihn zu bedienen, jene aus Freundschaft, diese aus Liebe. Diese that untröstlich, und man mußte sich ihrer wegen sehr fürchten, weil die Bestürzung für eine so zärtliche Person allzustark war, und die Merkmale davon sich würklich an ihrer Gesundheit ausserten, aber weder der Befehl ihrer Eltern, noch die Bitten des Grafens vermochten sie, denselben nicht zu sehen, sie schien sich in Häufung ihres Schmerzens ein Verdienst zu machen. Nichts als die Genesung ihres Geliebten war fähig ihre Unruhe und Unpäßlichkeit zu vertreiben.

Derselbe hatte, nachdem er ausser Gefahr war, doch noch lange mit denen Folgen der Krankheit zu thun. Ich glaube, daß ihn das Vergnügen über seine Geliebte und sein gutes Temperament, am meisten unterstüzet und sein Leben erhalten hat. Wie er ganz hergestellet war, so wurde sein Beilager mit vieler Pracht vollzogen.

Ich erfreuete mich über das Glüke dieses Herrn, welches sich auf den Besiz seiner Gemahlin gründete. Ihre Freundschafft und Liebe war so zärtlich und stark, daß ich sie nicht beschreiben kan. Ich sah dieses mit so vielen Vergnügen an, daß mich der Graf in Gegenwart seiner Gemahlin darum befragte. Meine Antwort gefiel ihm. Er fragte mich, ob ich nicht heirathen wolte, ich sagte, ja, nun glaube ich, daß nichts glüklicher als eine vergnügte Ehe ist. Er lächelte, und sagte, daß er mir behülflich sein wolte, ich solte nur nach meinem Vergnügen wählen.

Hierauf reiſete er mit seiner Gemahlin nach Italien ab. Es war damals eben ein Schiff dahin segelfertig. Kaum waren wir 3. Tage auf dem Waſſer, als wir durch widriges Wetter sehr herumgetrieben und verschlagen wurden. Dieses verursachte zwar vielen Schreken, aber wir bekamen bald guten Wind, und sind in Genua an das Land getretten.

Die Frau Gräfin mußte da eine kleine Krankheit ausstehen, weil ihr die Seeluft beschwerlich war. Es war aber dieselbe von keiner Folge, daher wir denn nach einigen Wochen glüklich und gesund in Florialta anlangten.

Es wird ihnen leicht begreiflich sein, daß die Unterthanen über des Grafen Ankunft erfreuet waren: sie waren dieses um

so

so mehr, da er ihnen eine so holdselige und grosmüthige Gemahlin vorstellte, welches sie allezeit gewünschet hatten. Dieses geschah zehen Tage nach ihrer Abreise von Florialte.

Der Graf, wie sie sehen, ist noch immer glüklich, und ist mit einigen artigen Kindern gesegnet. Seine Gemahlin, die Liebe zum Studiren und zu seinen Unterthanen, nehmen ihn völlig ein. Deswegen wird er geliebet und hoch geschäzet, und findet sogar bei seinen verdrüßlichsten Beschäftigungen Ruhe und Zufriedenheit.

Dis war die Geschichte des Grafen von Bernardino, die mir viel Vergnügen machte, insonderheit da sie der strengsten Wahrheit gemäs ist. Mein guter Freund hatte auch der Gräfin keine andere Eigenschafften beigeleget, als ich zu ihrer Bewunderung selbst erkannte. Er hatte ihr so wohl als dem Grafen zu danken, daß er die einträgliche Stelle eines Amtmannes von allen Gütern besas, wiewohl ihre Güte darinnen sich vorzüglich bei ihr wies, daß sie ihm zu dem Besize einer vollkommenen Frau behülflich gewesen ist.

Es gehöret viel dazu, wenn wir uns nicht zuweilen durch das Glüke des Gottlosen auf eine unanständige Art einnehmen lassen. Wenn es Tugendhaften, aber wohl gehet, so

haben wir eine edle Freude, und werden aufgemuntert, ihnen nachzufolgen. Auch aus diesem Grunde erfreuete mich des Grafen Glüke

Indessen gieng das Trauer-Jahr bei Ascanien zu Ende, und mithin rükte die Zeit nahe heran, da ich dieselbe heirathen solte. Sie schrieb mir dieses, und ersuchte mich, vor den Augen der Leute zu zeigen, daß ich ihr Gemahl werden wolle. Ihr Briefchen war also geschrieben:

Lieber Freund!

Ich weiß, daß sie mich beständig lieben, und sie wissen, daß mir nichts lieber, als sie, ist. Es ist aber nicht nöthig davon viel zu sagen, weil wir es für bekannt annehmen. Es kommt nun eine Zeit, da wir es auch öffentlich sagen sollen. Die Zeit meiner Trauer über den Herren Sicki ist zu Ende. Ich kan also iezt ohne Vorwurf ihre Hand annehmen, da ich schon so lange ihr Herze besize. Macht ihnen nicht diese Nachricht eine recht empfindliche Freude? Ich glaube, daß ich sie von ihnen hoffen darf. Kommen sie doch, mein lieber Freund! fallen sie zärtlich in meine Arme, und sagen sie mir, daß sie die Freude, der Meinige zu werden, sehr rühre! So oft ich auch dieses

von

von ihnen gehöret habe, so wird doch die Anmuth ihres Geständnisses, das Unangenehme etwas Altes zu hören, mir nicht schmeken lassen. Kommen sie bald, und erwarten sie mit Vergnügen das Bekänntniß, daß ich die Ihrige sei.

Ascania Sichi.

Kaum hatte ich dieses Schreiben erhalten, als ich es dem Grafen überbrachte, und bat, mir die Erlaubniß zu geben, ihn zu verlassen. Er sowohl, als seine Gemahlin bewilligten dieses, und ersuchten mich meine Hochzeit in Florialte zu halten. Ich sagte, daß dieses auf ihren Befehl und auf meine Geliebte ankomme, welches sie annahmen. Die Frau Gräfin hatte die Gnade an Ascanien zu schreiben, und sie hiezu zu bitten. Der Herr Graf lies Baptisten mit mir reisen, damit er ein Zeuge meines Verlöbnisses sein, und den Ehe-Vertrag unterschreiben solte. Unter so vielen Ehren-Bezeugungen reisete ich hierauf mit meinem Freunde nach Florenz ab.

Drei Tage nach dem zärtlichen Empfange, wurde ich in Beisein meines Freundes und einiger Anverwandten, mit der Frau Sichi ordentlich verlobet. Als ich hierauf wegen des Heirathes-Briefes mit ihr redte, so sagte sie, daß dieses ihre geringste Sorge ware. „Sie haben, sprach sie, mein Herz, und alles,

„was mir zugehöret hat, ist nun ihnen eigen
Ich dankte für ihre grosmüthige Gesinnung
und sagte ihr, daß es doch vortheilhaft wäre,
wenn sie sich etwas vorbehielte, darüber sie
lederzeit, nach ihrem Gutbefinden, eine Ver-
ordnung machen könnte. „Ich wüßte nicht,
„war ihre Antwort, daß hierinnen iemals
„meine Meinung von der ihrigen unterschie-
„den sein würde. Doch kenne ich hier eine
„Jungfer, welche viele gute Eigenschaften
„hat, und arm ist. Sie ist ihre Landesmän-
„nin, sagte sie ferner, und sie verdiente es
„wohl, wenn ich ihr 2000. Thaler gäbe.„ Ich
bat sie, solche kommen zu lassen, und ia nicht
zu verziehen, eine so löbliche That zu verrich-
ten. Dieses gefiel ihr so wohl, daß sie solche
gleich zu sich bitten lies, und ihr ihre Gesin-
nung eröfnete. Es war ein recht artiges
Frauenzimmer, welches diese Schenkung mit
einem so edelmüthigen Bezeigen annahm, daß
ich sah, wie wohl sie eines ungleich grösern
Glükes würdig gewesen. Ascanie war froh,
daß sie was Gutes gethan, und ich war ent-
zükt, daß meine Verlobte so erhaben dachte.

Alles übrige Vermögen, welches sich
auf etliche 30000. Thaler erstrekte, wurde
mir ohne Einschrenkung überlassen. Asca-
nie wolte deswegen keine Willens-Verord-
nung dabei anhängen, weil sie glaubte, daß
wir in der Art iemanden Gutes zu thun, allezeit
gleiche Gedanken haben, und welcher das an-
dere überleben würde, die Werke der Lie-

b:

be nach der Vorschrift der Vernunft einzurichten wüßte. Ich wünsche nichts, als daß recht viele Menschen so vortheilhafte Verbindungen träffen. Es würde dadurch die Glükseligkeit meiner Mit-Brüder zunehmen, und man würde die meinige destomehr einsehen.

Meine Geliebte brachte ihre Sachen bald in Richtigkeit, und reisete mit unbeschreiblicher Zufriedenheit mit mir nach Florialte. Sie wurde von dem gräflichen Hause mit ungemeiner Güte aufgenommen, und erhielte, wegen ihrer Schönheit und guten Eigenschaften, tausend Höflichkeits-Bezeugungen, die niemand mehr, als mich rühreten.

Der Herr Graf hatte die Gnade, uns eine Zeitlang bei sich zu behalten, und hierauf unsere Hochzeit mit vielen Vorzuge anzurichten. Die Ehre dieser sonderbaren Aufmerksamkeit vermehrte mein Vergnügen, welches durch den würklichen Besiz meiner Geliebten vollkommen wurde. Von diesem Tage an habe ich alle die Güter, die ein wahres Glüke verschaffen, und mich beständig der Göttlichen Vorsorge erinnern. Freunde, eine vollkommene Frau, Gesundheit, ohne Laster erlangte Mittel, Freiheit, waren dasienige, was mich in diesen beneidenswürdigen Zustand gesezet hat.

Hierauf reiseten wir von dem Grafen ab, und wurden noch von ihm, und seiner lieb-

reichen Familie mit Geſchenken überhäufet Baptiſta und ſeine Frau begleiteten uns nach Florenz, wo wir noch eine kleine Verrichtung bekamen. Meine Frau erſuchte ihre gute Freundin daſelbſt, daß ſie mit ihr ziehen, und bei uns wohnen möchte. Sie war aber damals noch bei der Gräfin von L... die ſie unter einem halben Jahre nicht verlaſſen konnte Nach Ablauf dieſer Zeit verſprach ſie zu uns zu kommen, worauf wir hier unſere Zeit zuzubringen Anſtalt machten, und gleich darauf hieher kamen. „Mein Glüke, ſezte „Herr Ma.. ſehr gütig hinzu, hätte durch „nichts vermehret werden können, als durch „die Gegenwart eines ſo ſchäzbaren Freun„des, als ſie mein werther B.. allezeit ge„gen mich geweſen ſind.

Nachdem war ich begierig die Perſon kennen zu lernen, die die Frau Ma.. von Florenz erwartete. Ich hatte vielerlei Urſachen dazu. Noch da ich ein Schüler war, liebte ich ein ſehr artiges Mädchen, welches ich Lenchen genennet hatte. Ich war damals 18. und ſie 15. Jahre alt. Ihre Schönheit zog ihr frühzeitig verſchiedene Liebhaber zu, allein ich wurde in ihrem Herze allen vorgezogen. Ich habe im Anfange dieſes Weibchens geſagt, wie zärtlich ſie gegen mich geweſen. Wie ich heirathen ſollte, merkte ich, daß ſie noch immerhin einen groſen Antheil an meiner Zärtlichkeit hatte. Aber dieſes liebe Kind, war nach mei-

meiner zu Hauſe-Kunſt, nicht mehr in meinem Geburts-Orte. Ich konnte nichts von ihrem Zuſtande erfahren, als daß ſie von einem adelichen Frauenzimmer, die einen Officier geheirathet hatte, wäre angenommen worden. Inzwiſchen urtheilte ich aus gewiſſen Kennzeichen, daß vielleicht dieſe Schöne, und die Freundin meiner gütigen Haus-Wirthin, eine Perſon ſei. Deswegen wartete ich mit Sehnſucht auf ihre Ankunft.

Mein Freund, ſeine Frau, und ich, tranken eines Tages in den angenehmſten Unterredungen, dazu uns einige Stüke des Zuſchauer anleiteten, Caſe, als uns eine unerwartete Perſon überfiel. Die Frau Ma.. fiel ihr beim erſten Anblike zärtlich in die Arme, ihr Mann folgte ihren Beiſpiele, nur ich ſas ganz beſtürzt und unempfindlich da. Ich weiß nicht, ob ich meine Beſtürzung aus dem Anblike des Frauenzimmers, das mir ganz bekannt vorkam, oder aus einer verborgenen Empfindung hergenommen habe. So gar in der gewöhnlichen Bewillkommung ſchien ich ganz auſſer mir zu ſein. Herr und Frau Ma.. konnten dieſe Sache nicht begreifen, und ihr Erſtaunen nahm zu, wie das neu angekommene Frauenzimmer eben ſo ſehr als ich verwirret war. „Um Vergebung, ſagte ſie, „ſind ſie Herr B.. Um Vergebung, antwortete ich, ſind ſie Jungfer F.. Und „wenn ſie die ſind, ſo bin ich auch B.. Ja! „ſagte ſie weinend, die bin ich.„ Nun konn-

ſe

te ich meine Regungen nicht mehr zurücke halten, ich fiel mit Thränen in ihre zärtliche Arme. Wir waren beide so sehr von dieser Erkennung eingenommen, daß wir ganz kraftlos wurden. Mein Freund und seine Frau waren ganz ausser sich. In der ersten Verwirrung konnten sie das ganze Geheimniß nicht einsehen, so begierig sie auch darnach waren. Wie wir uns ein bisgen wieder erholet hatten, so unterrichtete sie Jungfer F.. auf die Weise:

## Erzehlung der Jungfer F..

Ich bin von Jugend an dem Herrn B. gut gewesen. Wie wir Kinder waren, so spielten wir mit einander, aber nie lieber, als wenn wir alleine waren. Wir bekümmerten uns aber nicht viel um die Ursache unserer Neigung, genug wir empfanden sie. Mein Vatter ist mir frühzeitig entzogen worden; meine Kindheit erlaubte mir nicht die Gröse meines Verlustes einzusehen. In meinem zwölften Jahre fieng meine Mutter an mir in allen Guten Anweisung zu geben. Ich lernte so viel von ihr, daß man mich bewunderte. Sie sagte mir immerzu von dem Tode meines Vatters, und dem Schaden den ich davon hätte, vor, aber so bald sie mich darüber weinen sah, hörte sie wieder auf. Man fieng bald an, mir vorzusagen, daß ich schön wäre. Einige junge Herren aber glaubten, daß ich

durch

durch meine Strenge mich des Beſizes der Schönheit unwürdig machte. Ich lies ſie reden und lachte. Dem Herrn B.. habe ich gewiß keine Urſache zu klagen gegeben. Dieſer kleine Betrüger hatte mich ganz bezaubert. So viel ich glaubte, liebte er mich, aber es iſt gewiß, daß ich ihn ungleich ſtärker geliebet habe. Wie er auf die Univerſität gieng, und mir einen Vorwurf machte, daß ich in ſeiner Abweſenheit einem andern meine Liebe geben würde, ſo ſezte ich ihm einen Preiß dagegen, der mich unglüklich gemacht hatte. Ich war noch nicht 16. Jahre alt, als ich ein Kind zur Welt brachte. Mein Liebhaber war damals in Jena. Ich ſchrieb an ihn, ohne Nachricht zu erfahren, ob er mein Schreiben erhalten oder nicht, dieſes betrübte mich. Nicht genug, meine rechtſchaffene Mutter, die mich, weil ſie wußte, daß ich nicht liederlich geweſen, niemals verlaſſen hatte, ſtarb in meinen Armen. Mein armes Kind folgte ihr in einigen Wochen nach. Hierauf nahm mich die Frau von W.. aus Gewogenheit gegen meine Mutter und aus Mitleiden, zu ſich. Als dieſelbe den Herrn von H.. geheirathet hatte, ſo wußte ſie ihm nach Ungarn zu ſeinem Regimente nachfolgen. In dieſem Lande wäre ich beinahe an einer Krankheit geſtorben. Als wir nach einigen Jahren nach Italien kamen, ſo konnte die Frau von W.. dieſe Veränderung ſo wenig ertragen, daß ſie ſtarb. Der Herr von W.. wolte mich

zwar

zwar bei ſich behalten, aber ich hatte wichtige Gründe, dieſes zu verwerfen. Es war ein Glüke vor mich, daß mich die Frau du H.. eine Teutſche, zu ſich nahm. Dieſe gutherzige Dame hat mir recht viele Wohlthaten erwieſen, und ich habe bei ihr eine kleine Summe Geldes erſparet. Als dieſelbe nach Teutſchland gieng, kam ich zur Gräfin von L.. wo ich die Ehre hatte, mit der Frau Sichi, als iezigen Frau Ma.. bekannt zu werden. Ich habe mit Genehmhaltung der Frau von W.. einen fremden Namen angenommen, meinen Fehler zu verbergen, aber iezo hat mich Herr B.. verrathen. „Die Ehre dero Freund„ſchafft, ſagte ſie zur Frau Ma.. und die „auserordentliche Grosmuth, die ſie mir er„wieſen, verbinden mich ihnen Lebenslang. „Ihrer Erlaubniß und meiner angenehmſten „Neigung zu Folge, komme ich zu ihnen, und „ſchaze mich glüklich in ihrer Geſellſchafft zu „leben.

Niemand wurde mehr durch dieſe Erzehlung gerühret, als ich. Die Jungfer F.. war diejenige Perſon, die mir die Erſtlinge ihrer Huld geſchenket, die ſo liebenswürdig war, daß ſie ſich die Hochachtung aller rechtſchaffenen Leute erwarb, die durch meine kindiſche Schwachheit war hintergangen worden; und mithin war ich auf Erkänntlichkeit zu denken verbunden. Ob ich gleich ihr Schreiben nicht erhalten, noch von ihrem

ihrem Zuſtande einige Nachricht hatte, ſo ſagte mir doch mein Gewiſſen, daß ich in einigen Stüken ſtrafbar war. Ich entſchlos mich deswegen, ihr Herze zu gewinnen, und ſah mit Vergnügen, daß es nicht unüberwindlich war. Jungfer K.. war ein vollkommen ſchäzbares Frauenzimmer. Sie war ungemein klug, tugendhaft, ſchön, und war in Anſehung meiner nicht mehr zu iung. Aus dieſem Grunde, und da ſie mir ſehr geneigt war, hatte ich den Entſchluß gefaſſet, ſie zu heirathen. Allein kan man dieſes thun, wenn man keine Einkünfte hat? Ich hatte meinen ganzen Unterhalt der freundſchafftlichen Güte des Herrn Ma.. zu danken; konnte ich von ihm fordern, daß er mich auch mit einer Frau, und wohl noch was mehrers erhielt? Gewiß, damit hätte ich mich ſeiner Grosmuth unwürdig gemacht. Indeſſen bemerkte er meine Gedanken; er bemerkte aber auch, wie zärtlich Jungfer F.. und ich, liebten. Dieſes war zureichend, ſeine Grosmuth gegen mich würkſam zu machen. Seine Frau ſahe nichts lieber, als wie er für unſere Verbindung ſorgte. „Was iſts, „hörte ich ihn zu ihr ſagen, wenn ich ihm „6000. Thaler abtrette. Er iſt mein Freund, „und verdient es. Doch alles gehört mei„ner Geliebten zu, daher kommt es blos „auf ſie an, zu beſtimmen, wie viel ich mei„nem Freunde geben ſoll.„ Dieſe redliche Perſon lies ſich dieſen Vortrag ſo wohl gefal-

fallen, daß ſie ihn bat, mir dieſe Summe anzuweiſen, doch mit dem Vorbehalt, mich nicht von ihnen zu entfernen. Herr Ma . . entdekte mir ſodann ſeine Meinung. Ich erſtaunte über ſeinen Antrag. Eine ſtillſchweigende Hochachtung für eine ſolche Grosmuth, eine kleine Scham ſolche anzunehmen, und die Vorſtellungen, meine Geliebte in den Armen eines rechtſchaffenen Freundes zu beſizen, machten ſo verſchiedene Eindrüke in mein Herze, daß ich verwirrt war. Ich ſagte, daß eine ſolche Art der Güte die Grenzen der Liebe überſchreite, daß ſie mich bei jeder Erinnerung, weil ich niemals im Stande ſein würde, meine Erkänntlichkeit zu bezeugen, ſchamroth machen würde, und daß ich wolte auf andere Mittel denken, die Jungfer F . . zu heirathen, ohne dergleichen ausnehmende Güte zu misbrauchen. Weil ich noch jung und geſund wäre, ſo wolte ich gerne die härteſte Arbeit übernehmen, wenn ich nur eine ſo liebenswürdige Perſon zur Frau bekäme. Ja, da ich in einer ſo genauen Verbindung mit ihr ſtund, ſo hätte ich mir ein Verdienſt daraus gemacht, für ihre Zuneigung alle Kräfte des Lebens anzuſtrengen. Nun empfand ich wieder die Süßigkeiten der Liebe, und wie gros waren ſie nicht, da mein Herze von dem erſten Eindruke an, immerzu einen Gegenſtand verehrte? Wie ſtandhaft ſind wir nicht, wenn wir einmal eine wahre Liebe gefühlet haben!

In

In Wahrheit, nichts kan beſtändiger, als dieſe ſein. Wenn einige von denen Tagen, da ſie noch mehr nach der Natur und Vernunft geliebet haben, hier ein freies Bekänntniß ablegen wolten, ſo würde gewiß die Liebe viele Ehre davon haben. Aber würden ſie ſich nicht in den Augen der Vernünftigen ſchämen müſſen, daß ſie, als ſie älter geworden ſind, unnatürlicher und thörichter gelebet haben? Würden nicht die ungleiche Ehen, die ſie getroffen, ihnen dieſen Fehler vorrüken? Ich habe einen vernünftigen Menſchen gekannt, der mir oft geſtanden hat, daß ſeine erſte Liebe, die er zu einem ſehr artigen Kinde trug, ſich noch immer in ſeine Wahlen miſche, und daß es ihm ſchwer falle, ſich zu entſchlieſen, weil dieſe ſchöne Perſon, ob ſie ihn gleich das Schikſal geraubet hatte, noch einen wichtigen Antheil an ſeinem Herze beſize. Gewiß, ſo ſehr der Zuſammenhang gewiſſer äuſſerlichen Umſtände, unſern vernünftigſten Neigungen Abbruch thut, ſo wenig ſind wir doch fähig, dieſelben, in Anſehung der Liebe, zu unterdrüken. Da eine zärtliche Liebe und Freundſchafft das gröſte Gut eines vernünftigen Menſchen iſt, ſo ſolten wir ia wohl ohne Neben-Abſichten darnach ſtreben, und in einer vernünftigen Sache vernünftig handeln.

Weil mir ein beſonderes Geſchike eine Perſon wieder gegeben hatte, die ich von Ju-

gend an geliebet, so war es mir um so angenehmer, ein Herze zu besizen, welches mir schon einigermassen zugehörte. Jungfer F.. war mir auf eine ganz besondere Art eigen, und versicherte mich, daß sie allezeit einigen Anspruch auf meine Zärtlichkeit gemacht hätte. Aus diesem Grunde war unsere Liebe nur wieder erneuert worden. Und nun kam es so weit, daß sie, nach dem Gebrauche der Christen, solte gerechtfertiget werden.

Herr Ma.. nöthigte mich sammt seiner Frau auf eine liebreiche Art, eine Anweisung auf ein Capital von 9000. Gülden anzunehmen. Jungfer F.. besas durch ihre Sparsamkeit und die Güte der Frau Ma.. 5000. Gülden, die sie mir, ohne Einschrenkung, zuheirathete. Deswegen konnte ich, ohne leichtsinnig zu sein, eine Ehe vollziehen, die bis auf diese Stunde den gröβten Theil meiner Glükseligkeit ausmachet.

So süse ein Leben ist, wenn man niemand unterworfen sein darf, und von allzuvielen Geschäften frei ist, so unangenehm ist es, wenn man müβig gehet, und nicht mit seinen Handlungen der ganzen menschlichen Gesellschafft nüzet. Deswegen haben wir uns insgesammt dahin beeifert, einer trägen Muse zu entgehen, und uns wechselsweise zum Guten aufgemuntert. Ich habe vergessen, zu melden, daß ich dem Herrn Ma..

habe

habe versprechen müssen bei ihm zu bleiben. Dieses solte die Gefälligkeit sein, die ich ihm vor seine Güte zu leisten hätte. Da nichts meinen Neigungen gemäser war, so habe ich mir ein Vergnügen gemachet, solches zuzugeben, und habe es zu meiner Beruhigung erfüllet.

Herr Ma. war in dem Besize eines artigen Land-Hauses, dazu einige Felder und ein wohlangelegter Garten gehöret. Ich hatte die Wohnung in seinem Hause, und die Sorge für die Wirthschafft war unter uns getheilet. Unsere Känntniß vom Feldbau war zwar nicht gros, aber sie wurde durch den freundschafftlichen Unterricht gewisser redlicher Leute immerzu erweitert. Ausser diesem waren wir mit Abfassung gelehrter Abhandlungen und Gedichte beschäftiget, und dieneten auch denen, die ihre Unwissenheit des Vortheils beraubte, ihre Rechte gerichtlich zu suchen.

Weil in dem Leben nichts über die Geselligkeit gehet, so waren wir, so viel als möglich, in Gesellschaften. Doch waren es wenige Freunde, an die wir uns hielten, und am meisten waren wir alleine beisammen. Herr W.. ein Gelehrter, war eines von denen vorzüglichsten Mitgliedern. Sein Verstand war lebhaft und durchdringend, sein Gedächtniß mit denen erhabensten Ge-

genſtänden verſehen; ſein Herz gab ihnen im Geringſten nach. Wer die allgemeine Menſchen-Liebe beobachtete, der durfte allezeit darauf einen Anſpruch machen, und er liebte ſolche Leute, wenn ſie ihm gleich ſonſt unbekannt waren. Hingegen konnte er wohl leiden, wenn man in andern Dingen anderer Meinung war, und war weder allzuſehr eifrig Recht zu haben, noch widerſpenſtig, wenn man ihn widerlegte.

Es iſt Schade, daß dieſer gute Mann keine Frau hat, ich glaube, daß ſie würde recht glüklich ſein. Herr F.. iſt der Zweite von unſern Freunden. Er iſt ein Kaufmann, der die Welt geſehen hat, und wegen der vielen Unruhe in ſeinem Alter, ſeinen Handel niedergeleget, und einem artigen jungen Menſchen überlaſſen hat. Wir haben ihn für ſehr redlich befunden, nur hat er den Fehler, daß er gar viel ſpricht, und gerne das lezte Wort führet. Doch hat er ein recht gutes Herz, welches die Tugend, als Tugend, liebet. Er lieſet gerne, und iſt ſo begierig etwas zu wiſſen, daß er bei einer gelehrten Unterredung, die er nicht verſtand, Thränen vergos. Das Gemeine, Einfältige und Wahre, iſt ſeine Sache. Auch dieſer hat keine Frau.

Der Herr L.. iſt unſer dritter Freund, der alle Wochen zweymal, mit ſeiner lie-

bens-

benswürdigen Frau bei uns ist. Er ist der Aufgeräumteste unter uns, und es ist nichts vermögend, seine Lustigkeit zu unterbrechen, als wenn er bemerket, daß er in das Beissende fället. Da er überhaupt zur Satyre geboren ist, so hütet er sich sehr, boshaft zu werden, weil er weiß, daß man gar leichte darein gerathen kan. Seine Einfälle sind beständig neu, ob er gleich die alten sehr wohl kennet. Wenn uns der Kaufmann und der Gelehrte allzu philosophisch machen, so macht uns sein Scherz wieder munter und schekernd. Man kan nichts angenehmers hören, als wenn er mit seiner Frau einen liebreichen Streit anfänget, wenn er ihr die viele Stunden vorwirft, da sie ihn niedergeschlagen und tiefsinnig gemacht hat. Es ist aber niemand geschikter, als sie, ihn abzufertigen. Sie wirft ihn so viele artige Fehler vor, und drükt sich so schön aus, daß wir sie allemal noch höher schäzen. Der Verstand und die Zärtlichkeit dieses vollkommenen Paares, dienet unserer Gesellschafft zur Freude und Nachahmung.

So oft es geschehen kan, haben wir diese liebenswerthe Leute bei uns, oder geben ihnen Besuche. Dabei beobachten wir das Angenehme und Nüzliche. Aber alles geschiehet ohne Zwang, nur daß wir dem Spiele eine kurze Zeit eingeräumet haben. Weil wir die Art unserer Ergözlichkeiten genau

prüfen, so haben wir gefunden, daß das Spiel die geringste Sünde sei, und aus diesem Grunde wird wenig bei uns gespielet, und wenn es geschiehet, so sind es Spiele, die den Leib in Bewegung bringen. Ueber zwei Stunden darf niemand spielen. Ingleichen redet man von niemand böse, wovon, nach der Vorschrift GOttes, auch die Feinde nicht einmal ausgeschlossen werden.

Die Neugierde hat in Wahrheit bei allen Zusammenkünften groſen Antheil. Wir sprechen derselben in denen Unserigen keinen Plaz ab, aber wir billigen sie nicht, wenn sie verdammte Absichten zum Grunde hat. Wir erfreuen uns, wenn wir von Verdiensten reden hören, und betrüben uns, wenn man die unterdrükte Tugend verachtet. Insonderheit sind wir sehr begierig von den Begebenheiten der gelehrten Welt unterrichtet zu sein. Daher lesen wir alle gelehrte Zeitungen, die meisten Wochen- und Monat-Schriften. Werke, die in die Verbesserung des Verstandes und Willens einen Einfluß haben, finden bei uns Beifall. Wir lesen die Engeländer, Franzosen und Teutsche. Moralische Abhandlungen, gute Schauspiele, und eine Gedankenreiche wohlklingende Dicht-Art, gefallen uns. Da wir dabei uns zu bessern, beschäftiget sind, so stellen wir uns die Verfasser, als liebreiche Menschen-Freunde vor, die uns glüklich ma-

machen wollen, und lesen sie mit einer lebhaften Erkänntlichkeit. Meine Frau wies einmal ein Stuke vom Zuschauer auf, und sagte ganz beschämt, daß man ihre Fehler da alle aufgezeichnet fände. Sie sezte bestürzt hinzu, daß sie nicht geglaubet hätte, so mangelhaft zu sein, und bat uns, unsere Hülfs-Mittel bekannt zu machen. So macht es ieder, und die Gesellschafft ist unermüdet, an dem Besten eines Mitgliedes zu arbeiten. Wir sind durchgängig aufrichtig, weil wir nicht besorgen dürfen, daß sich iemand unserer Schwachheit zu unserm Nachtheile bediene. Deswegen hoffen wir alle Tage in der Erkänntniß und Ausübung des Guten zuzunehmen.

Die Anmerkungen, welche zur Erhaltung unserer Gesundheit und zur Wirthschaft überhaupt gehören, sind unter uns von gutem Werthe. Und wenn wir die Verhältnisse und den Zusammenhang unserer Pflichten durchgedacht haben, so fangen wir an die Früchte einer wahren Ruhe des Geistes zu geniesen.

Im Frühlahre und Sommer ergözen wir uns vornemlich mit Lustwandeln. Unsere Gärten, die gesegneten Felder und Gehölze, loken uns allezeit freundschafftlich zu sich. Da pflegen wir in denen Umarmungen der Freundschaft gemeinschäftlich, die würk-

same Göttliche Gnade in denen Werken der Natur zu bewundern. Diese Gegenstände der unermeßlichen Vorsicht, ziehen unsere Gemüther durch ihre unschuldige Reize an sich, und machen uns die erhabensten und trostreichsten Gedanken von unserm Schöpfer. Wir sezen uns in die Schatten neubelaubter Bäume, wo ein kühles Lüftgen und eine in bemosten Gegenden sprudelnde Quelle uns vergnüget. Dabei weiß immer einer etwas zur Aufmunterung und Preise des Schöpfers zu sagen. Die Belesenheit und ein guter Gedanke überraschen uns zuweilen daselbst mit so würdigen Vorwürfen, die das Herze so sanft rühren, als das Ohr durch die ungekünstelten Thöne der Hirten und der murmelnden Quelle, gereizet wird.

Aber wir sehen nicht immer die geschäftigen Bauers-Leute arbeiten, sondern bemühen uns ihnen nachzuahmen. Unsere Gärten und Felder, lassen uns daher nicht müßig gehen, wiewohl unser Gesinde fleissig ist, weil wir sehr gut mit ihm umzugehen gewohnt sind. Wir haben eine kleine Vieh-Zucht, die uns nüzlich und angenehm ist. Wir finden ofte zu unserm Vergnügen das Vieh auf einer gesegneten Trift weiden, und die schekernden Lämmer in dem Felde hüpfen, und es ergözet die Augen, wenn wir dasselbe gesätiget blökend durch un-

unſern Hof nach dem Stalle eilen ſehen. Einige Pferde vermehren unſer Vergnügen, weil wir ſie zu unſerer Wirthſchaft und zur Bequemlichkeit gebrauchen. Wir ſind befliſſen, die Pflichten der Vernunft gegen unſer Vieh auszuüben, und gebrauchen es nicht anders, als ohne deſſen Schaden. Schos-Hündchen und koſtbare Vögel, werden von uns nicht geliebet, weil ſie zu nichts nüzen und uns nicht vergnügen können. Wir hören die Nachtigall lieber hinter einem Buſche ſingen, und die Lerche die Luft durchſchneidend frohlokken, als andere Vögel in einem Keſigt ihre Freiheit ſtotternd beklagen. Denn alsdenn erfreuen uns dieſe ſchönen Geſchöpfe, wenn wir glauben können, daß ſie in ihrem einfältigen natürlichen Zuſtande ſind. Lämmer und Ziegen, die aus den Händen unſerer Geliebten ihre Speiſe holen, gefallen uns.

Wenn wir die Arbeiter auf dem Felde, das unter iſt, überraſchen, ſo erſchröket ſie unſere Ankunft nicht, weil wir die Göttliche Vorſchrift, daß ſie ihren Lohn werth ſind, nach Kräften erfüllen, und wohl wiſſen, daß ſie unſere Brüder ſind. Unſere Hanſen und Michels ſind deswegen nie beſtürzet, wenn ſie uns ſehen, ſondern heitern vielmehr ihre ſchwizende Angeſichter auf, und entdeken uns zuweilen Dinge, die zur Verbeſſerung unſerer Land-Wirthſchafft vieles beitragen.

Daher herrschet Liebe und Eintracht unter uns, und wir arbeiten zuweilen in ihrer Gesellschafft. Wir machen uns dadurch auch von dieser Seite her, das Leben angenehm und suse.

Mit unsern Freunden leben wir ungezwungen. Sie lassen uns niemals ihre Ankunft wissen, weil sie uns durch ein angenehmes Ueberraschen, mehr Freude machen. Lachend laufen sie in unsere Arme, und so werden sie auch von uns empfangen. Kommen sie vor Tische, so essen sie dasienige mit uns, was uns die gütige Vorsicht geschenket hat, doch lässet sich ieder ein Gerichte nach seinem Geschmake machen. Wollen sie bei uns übernachten, oder speisen, so nöthiget sie niemand durch eine gezwungene Höflichkeit dazu, sondern sie sagen es zu unserm Vergnügen selbst. Wenn man gegessen hat, so gehen wir in den Bücher-Sal, wo man unter denen schönsten Unterredungen Case trinket. Man redet da von gelehrten und witzigen Dingen, und muß ieder, nach seiner Einsicht, urtheilen. Der eine liefet ein neues Gedichte, der andere eine Rede, der dritte eine philosophische Abhandlung ab. Zweideutige und gefahrliche Aufsäze sind davon ausgeschlossen. Deswegen ist auch unser Frauenzimmer verbunden die Werke der Liebe abzuleiten, und wir nehmen die Beurtheilung insgesammt auf uns, welches zu vie-

len

len zärtlichen Reden Gelegenheit giebet. Auſſer dieſen Punct, ſind wir bei keinem gerührter, als bei demienigen, der von der Menſchen-Liebe und Freundſchaft handelt.

Nicht nur alleine unſere Seele iſt dabei ruhig und ſtark, ſondern auch die Kräfte des Leibes ſind dauerhaft. Wir hüten uns für der Völlerei und Uebermaſe im Eſſen ſo ſehr, als für dem Hunger und Durſte. Jeder wählet ſich dieienige Speiſe und dasienige Getränke, das ihm am zuträglichſten iſt, und iſſet und trinket, ſo viel es die Beſchaffenheit ſeiner Natur zulässet. Hierinnen haben wir alle einen kleinen Unterſchied, der uns ſo vernünftig vorkommet, als ekelhaft er vielen ſcheinen dürfte. Ich ſage dieſes zu unſerer Vertheidigung, daß wir nicht naſchhaft ſind. Wir ſind, GOtt Lob! nicht viel traurig, ſondern mehrentheils vergnügt, und es iſt bei uns ein kleines Verbrechen, wenn man über Tiſche von Sachen redet, die das Vergnügen ſtören. Daher ſind wir dabei aufgereimt, und verzehren die Göttlichen Gaben mit einer dankbaren natürlichen Freudigkeit des Herzens.

Da unſere Freunde einerlei Grundſäze mit uns haben, ſo ſind ſie auch bei unſerm Tiſche mäſig. Der ſogenannte Becher der Fröhlichkeit, oder wie man zu reden pfleget, ein chriſtliches Räuſchgen, ſind Laſter,

ſter, die wir aus unſerer Geſellſchaft völlig verbannen. Die Vernunft befiehlet, daß wir hierinnen nichts nachlaſſen dürfen. Auf dieſe Weiſe bemühen wir uns die Ruhe zu erhalten, und rufen GOtt unaufhörlich an, unſere Herzen ſtärker und beſſer zu machen.

In wie viel angenehme Erzehlungen läſſet mich nicht unſer beneidenswerther Zuſtand verfallen? Wenn doch viele, ja recht viele Menſchen, ſo glüklich als wir wären! Nur der Gedanke, daß ſo viele unſerer Brüder ihre Tage im Trauren zubringen, iſt fähig eine ſolche Zufriedenheit zu unterbrechen.

Ich muß noch etwas von unſern Familien-Sachen gedenken. Mein Freund wurde mit einigen wohlgeſtalten Kindern erfreuet. Meine Frau brachte mir auch einige zur Welt. Es iſt ausgemacht, daß gemeiniglich dadurch die eheliche Liebe vermehret werde. Unſere Herzen auch zärtlicher, ob wir gleich zweifelten, daß ſie ſtärker werden könte. Wir vertraten bei uns wechſelsweiſe die Pathen Stelle, denn wir ſuchten bei jeder Gelegenheit unſere Freundſchafft feſter zu machen.

Da die Veränderungen im menſchlichen Leben ſowohl zu unſerm Vergnügen, als auch

zu

zu unſerem Nuzen dienen, ſo ſuchten wir dieſelbe vernünftig zu gebrauchen. Deswegen machten wir kleine Reiſen an benachbarte Orte und Landſchaften. Herr Ma.. gieng zum öftern nach Baſel, wo er ſeine redliche Schweizer und die liebenswürdige Frau Mergerin, zu Freunden hatte. Ich lernte bei dieſer Gelegenheit dieſe gute Leute kennen. Frau Mergerin führte ihre Handlung mit vielem Seegen fort, und wurde durch die Ehrlichkeit eines Gehülfen in glükliche Umſtände geſezet. Deswegen hielt ſie es für ihre Pflicht, dieſem redlichen Manne ihre Tochter zur Ehe zu geben, nachdem ſie ihre Neigungen gegen einander mit unſerer Zuziehung unterſucht und wohl befunden hatte. Die Zweite beſizet der Sohn des Herrn Ma.. ein Mann der durch ſeine Gelehrſamkeit und Tugend vielen Ruhm verdienet.

Weil der Herr S.. aus Darmſtadt, zu Jena unſer gemeinſchäfftlicher Freund geweſen war, ſo ſuchten wir gleich zum Anfange meiner Verheirathung, denſelben zu ſprechen. Er ſtand in D.. in einer guten Bedienung, und beſuchte uns auf die erſte Nachricht von unſerm Aufenthalte. Wir umarmten ihn mit ſeiner Frau, die die angegebene zärtliche Schöne war, und erfreueten uns über ſein Wohlſein. Sein Schikſal hat nicht viele Merkwürdigkeiten in ſich. Die Prinzen von Heſſen haben ihn eine gute Bedienung gegeben,

ben, und darauf hat er seine Geliebte geheirathet, welches der Tod ihrer unbarmherzigen Eltern leicht gemachet hat. Wir hätten nichts gewunschen, als daß er die Anzahl unserer gegenwärtigen Freunde hätte vermehren können.

So angenehm und zuverläsig aber auch unsere Lebens-Art eingerichtet worden, so wenig konnten wir doch denen unangenehmen Zufällen des menschlichen Lebens entgehen. Es ist doch in Wahrheit alles unvollkommen, und wenn wir als Liebhaber der Weisheit etwas vollkommen nennen, so verstehen wir nichts anders darunter, als dasjenige, was denen wenigsten Unvollkommenheiten unterworfen ist. Wenn wir doch allezeit daran gedächten. Wenn wir doch dadurch aufgemuntert würden unsere Brüder, wie uns selbst zu lieben, und folglich ihre Tage gleich denen unserigen angenehm zu machen suchten! Der ganze Bau unsers Leibes, die Einrichtung des Welt-Gebäudes, die Seele, die Begebenheiten unserer Brüder, das Unglüke, welches alleine aus der Uebertrettung der Menschen-Liebe entspringet; alle diese Dinge solten uns aufmuntern, gerecht und tugendhaft zu werden. Alle Geschichte dieser Blätter geben uns noch mehr Stof, über diese Sache zu denken. Wie schön ist es nicht, die kurze Zeit, die wir durchleben, in einer vernünftigen Beruhi-

ruhigung zuzubringen, da wir dennoch nicht allen Zufällen entgehen? So wenig in dem Krieges-Stande, nach einer Schlacht oder Belagerung, alle Gefährlichkeiten vernichtet werden, eben so wenig sezet uns in dem gemeinen Leben ein Zufall vor den andern in Sicherheit. Gewiß, die allweise Vorsehung hat auch hierinnen nach ihrer unerschöpflichen Güte gehandelt. Sehen wir nicht daraus, daß wir in vergänglichen Hütten wohnen, und daß wir verbunden sind, alle Kräfte, zur Versüßung der Beschwerlichkeiten dieser Zeitlichkeit, anzuwenden? Hat es nicht auch diesen Grund, daß wir desto freudiger werden, ein vollkommeners Leben zu hoffen, und dieses gebrechliche getrost zu verlassen? Aber kan dieses sein, wenn wir nicht uns und unsere Brüder geliebet haben? So weise hat unser Schöpfer in unsern Umständen alles eingerichtet. Dazu gibt Er uns seine heilige Religion! Lasset uns doch Menschen werden, die Ihm auch in diesem Bilde gleich zu werden suchen!

Es ist mir zu empfindlich meine betrübte Zufälle alle zu erzehlen. Wir Freunde, die wir so süse und ruhig gelebet haben, sind durch den Tod alle von einander getrennet worden. Mein grosmüthigster Freund Herr Ma.. seine und meine Geliebte,

Herr

Herr L . . Herr W . . und noch andere liebe Personen, sind in meinen Armen gestorben. Ich empfinde alle Schwachheiten des Alters, und habe keinen andern Trost, als daß mich GOtt für das Wohl meiner Kinder und Pathen sorgen lässet, und vielleicht mich balde in der Ewigkeit mit meinen Freunden wieder vereinigen wird.

E N D E.